

F 2.733
L 309 W



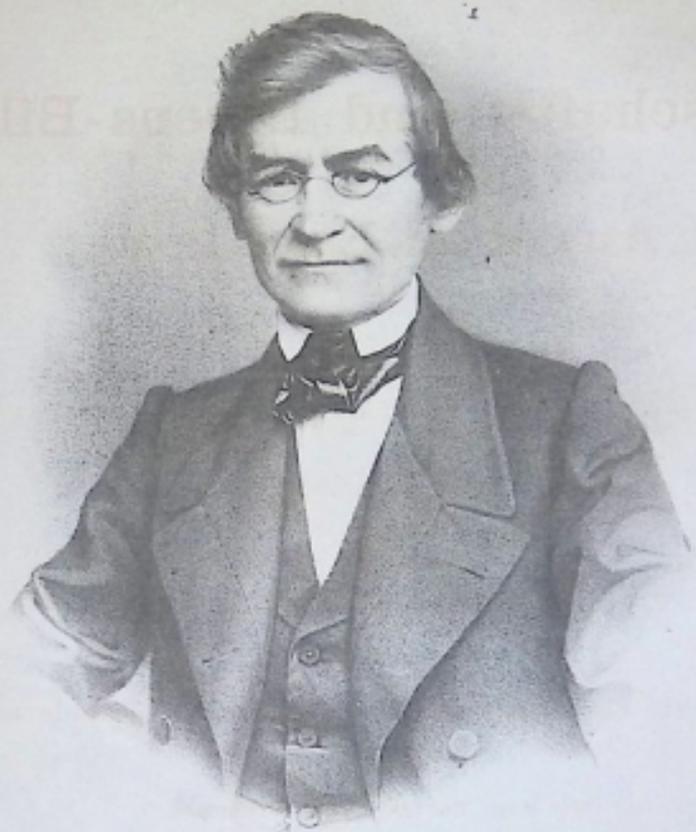
Е. Вейденбаумъ

ЗАПИСНОЕ
СВѢДѢНІЕ



Евгеній Густавовичъ
ВЕЙДЕНБАУМЪ.

Зачисленъ №
свѣдѣнъ №
зачисленъ №	$\frac{34}{43}$
свѣдѣнъ №	$\frac{39}{..}$



Das Höchste aller Lebenszwecke ist das geistige und moralische Beste
des gesamten Menschthums.

Carl Schlegel



DER KAVKASUS.

L 261
Landschafts- und Lebens-Bilder.

Aus dem Nachlasse

von

Karl Koch,

Dr. med. et phil., weil. Prof. der Botanik und Dendrologie an der Universität Berlin,

herausgegeben

von

Therese Koch.

309W

Zweite Ausgabe der „Nachklänge orientalischer Wanderungen.“

Mit dem Portrait des Verfassers.



BERLIN 1882.

VERLAG VON S. CALVARY & CO.

W. Unter den Linden 17.

Herrn W. C. M. de Jonge van Ellemeet

zu Oostkapelle auf Seeland

ancien Membre de la première Chambre des Etats-Généraux du Royaume
des Pays-bas

dem hochverdienten Gönner der Pflanzenkunde und Hortikultur

dem treuen und bewährten Freunde Karl Koch's

gewidmet

VON

Frau Therese Koch.

910.4(479) + 39(=35) + 39(479)

1. 5035 Strz. 535 Strz.

2. 5035 Strz. 5035 Strz.

3. 5035 Strz. 5035 Strz.



In dem idealen Geistesleben meines Gatten treu und lebendig weiter zu leben, ist meine höchste Freude. Seine Briefe, sein Tagebuch, lose Blätter und kleine Abhandlungen aus den Orient-Reisen, treten noch heute lebensfrisch an mich heran und geben mir in ernstesten Stunden weihevollste Stimmung. Das, was sie enthielten, hatte ich als Braut und dann als Gattin im Geist mit durchlebt, und die ganze schöne Gotteswelt in ihren Schilderungen war meinem inneren Auge erschlossen. Als Nachklänge stelle ich sie schlicht und einfach hin, wie ich sie gefunden und hoffe, dass sie erfreuen, meine Empfindungen auf weitere Kreise übertragen werden. Mancher wird mir gern folgen, wie der frohe junge Gelehrte voller Begeisterung dem fernen Wunderland zueilte. Andere Blumen blühen dort, die Quellen des Euphrat und Tigris sind noch nicht erforscht, die Heimath der Obstbäume, des Weinstocks noch nicht bekannt. Das sagenreiche Land ist es, wo die Bibel unser Leitfaden, wo die heiligsten armenischen Klöster erbaut sind, der Ararat mit seinem greisen Haupt zum Himmel emporsteigt, Baku in seinen ewigen Naphta-Flammen leuchtet, der Kaukasus mit seinen Burgen und Helden-Gestalten sich erhebt, die Bergvölker in ihrer Unüberwindlichkeit wohnen. Welche Sehnsucht zog den jugendlich beflügelten Geist, den als Kind schon das sich selbst gesteckte Ziel mit hoher Begeisterung beselte.

Als Jüngling und Mann schien Koch alles erreichbar, was durch Energie, Fleiß und gesammelte Kenntnisse erstrebt werden konnte, um die Kämpfe des Lebens dadurch zu überwinden. Die Liebe zum theuren deutschen Vaterland wurde harmonisch getragen



in den höchsten erhabensten Zielen der deutschen Burschenschaft, die er in voller edler Reinheit für alles Gute, Wahre und Schöne zu erstreben suchte, ihr mit ganzem Herzen angehörend, sich in ihr auszeichnend. Dadurch gestählt, ein Meister im Turnen, Reiten und Fechten, ward es ihm leicht, allen Mühen und Entsagungen einer solchen Reise zu trotzen.

Das pontische Gebirge wollte er schauen. — Dreimal überstieg er es unter vielen Gefahren glücklich. Das Gelingen zu erreichen, liess er sich in Erzerum einen Kurden-Anzug fertigen; es gelang ihm auch, eine Waffe (Chorassan-Klinge) so recht eigentlich durch seinen Besitz der Blutrache zu entziehen. So bestieg er sein prächtiges stolzes Pferd, was im Orient wie eine Perle gehalten wird. Sein hoher Wuchs und grosse Leichtigkeit in den Bewegungen, der lange schwarze Bart, liessen ihn als einen Eingeborenen erscheinen, was das deutsche Herz mit Stolz und Freude erfüllte, nun in solcher Weise sein heiss ersehntes Ziel erreichen zu können.

Hohe Empfehlungen, das treue Freundschaftsband mit Fürst Constantin Suwaroff, zugleich die gastliche Aufnahme in dem engen Familienkreis des Oberbefehlshabers Baron von Rosen und später Neidhard in Tiflis und andere Glücksvorzüge, erleichterten ihm seine Forschungen, die keinen anderen Zweck kannten, als das Reich seiner Kenntnisse zu erweitern. Die hervorragenden Militärs, die ihn in ihre Mitte aufnahmen, in Alexandropol fesselten, machten ihn vollständig vertraut mit seinen geographischen Studien, die er auch in ihrem vollen Umfange veröffentlichte und, die Karten insbesondere, dem König Friedrich Wilhelm IV. widmete. Expeditionen, denen er sich öfter anschloss, führten ihn inmitten der Kämpfe der unüberwindlichen Bergvölker ein.

Sein kindlich heiterer Sinn an allem Guten zieht sich wie ein Silberfaden durch sein Leben, freudig seiner Wissenschaft zu dienen.

Dem hochgeehrten bewährten Freunde, dem ich diese Blätter widme, wird klar werden, dass nicht erst in vorgerückten Jahren, der reife Mann jene Bewunderung und Freundschaft ver-

dient, die er ihm in so hoher Anerkennung widmet, sondern dass es nur einer einfachen Feder wie der meinigen bedarf, um ihm und dem Publikum die seltene Begabung einer reichen Seele als lichtiges Bild vor die Seele zu stellen.

Unschätzbare Gotteserfahrungen wurden uns in den Jahren der Trennung und bei einem zweimal glücklichen Wiedersehen zu Theil. Wer so innig und schön im Geist fortzuleben vermochte, dem ist gewiss das Ideal tief in's Herz hinein, ja über das Grab fortdauernd, gewachsen. In Begeisterung, der Erde schon halb entrückt, waren die letzten Worte meines Gatten: „Nun bin ich in Gottes schöner freier Natur!“ In diesem himmlischen Frieden, in dieser Schönheit schloss auch sein reich gesegnetes Leben ab, in einer im Schlaf verklingenden Todesstunde. Dieselbe, wie alle seine Schriften, bleiben für ewig, in aller Einheit der Kindheit und Jugend, eines Geisteshelden in vollem Maasse würdig.

Berlin, im November 1880.

Therese Koch.

Inhalt.

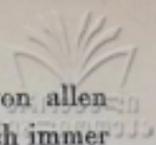
	Seite
Der Berg der tausend Seen	1
Das Dorf Eden und die Cedern des Libanon	11
Etschmiadsin, die älteste Kirche der Christenheit	19
Taraboson oder Trebisond	26
Das Kloster des heiligen Johannes des Täufers im Gau von Musch	35
Schirin und Ferhad	41
Die Cirkassierinnen	53
Oreanda und Livadia auf der Südküste der Krim	61
Die deutsche Kolonie Helenendorf in Transkaukasien	73
Das Land der Tschetschen (Tschetschenzen) und seine Wälder	81
Aus dem Leben zweier Linienkosaken	92
Sultan Daniel, Fürst von Elisui im Kaukasus und sein Uebertritt zu Schamil	111
Einnahme von Tuabs in Tscherkessien	118
Bruchstücke aus Kōroglu's Leben	130
Schamil und der heilige Krieg im Osten des Kaukasus	141

Der Berg der tausend Seen.

Wie der Kaukasus mit seiner Prometheus-Sage in meiner ersten Jugend eine gewichtige Rolle spielte, und eine Reise dahin mein ganzes Sein erfüllte, so war es später, als Ritter's vergleichende Geographie von Asien mich fast Tag und Nacht begleitete, der in ganz Asien berühmte Berg der tausend Seen, Bing-Gohl-Dagh genannt, der mich besonders anzog. Er musste ja der Mittelpunkt des von Mose mit den schönsten Farben geschilderten Paradieses gewesen sein, von dem die vier Flüsse: Phison, Gison, Hidekel und Frat ihren Ursprung nahmen, und so konnte ich kaum den Tag erwarten, wo ich mit meinem Reisegefährten Dr. Rosen, meinem Dolmetscher Lukas, einem Polizeibeamten, den der freundliche Seraskier von Erzerum uns mitgegeben hatte, und einigen andern Begleitern durch die Strassen der Hauptstadt des türkischen Armeniens ritt, um den Berg in seiner ganzen Grösse zu schauen.

Es wurde mir sogar schwer, nicht geraden Weges auf ihn loszusteuern, sondern erst die Quellen des nordwestlichen Araxes und Hassan-Kaleh nebst der Hirterbrücke zu besuchen. Vergebens blickte ich nach der Gegend hin, wo er lag, der unbedeutende Palanteken war uns zu nah und bedeckte den riesigen Berg vollständig.

Meine Freude war aber gränzenlos, als ich von der Hochsteppe Karminchi aus zum erstenmale den Koloss südwestlich vor mir liegen sah. Noch einen Umweg nach dem berühmten Salzwerke im Gaue von Chinis machte ich, und kam dann endlich in der auf einem Vorsprung liegenden Bergveste eines kurdischen Häuptlings an. Auf dem ganzen Wege vom genannten Salzwerke bis Chinis breitete sich der Berg der tausend Seen in seiner ganzen Grösse aus und schien eher eine Gebirgskette zu sein, als ein ein-



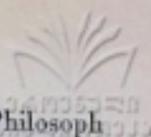
zelner Berg. Seine Form unterscheidet sich wesentlich von allen Bergen, die ich bis jetzt gesehen. Langsam erhebt er sich immer steiler werdend, bis eine Terrasse sichtbar wird, und auf ihr steigt auf gleiche Weise der Berg weiter empor, bis auf seinem Ende eine neue Terrasse sich zeigt. Damit scheint die Höhe erreicht zu sein. Ich bezweifle, dass der Berg 10,000 Fuss hoch ist, denn von ewigem Schnee, bemerkt man auf seinem höchsten Punkten nichts, wohl aber erhalten sich in bestimmten Jahren Schneemassen in schluchtenähnlichen Vertiefungen unterhalb der zweiten und obersten Terrasse. Sein Durchmesser von Nord nach Süd beträgt gegen 8 Stunden, während er von Ost nach West kaum 5 in sich fasst. Nach Osten läuft er nördlich und südlich in eine Gebirgskette aus, und von ihnen ist die nördliche die eigentliche Wasserscheide zwischen dem Murad, d. i. östlichen Euphrat und Araxes, während die südliche das Gebiet des Tussla-Tschai, eines Nebenflusses des Murad, von dem des Hauptflusses trennt. Durch beide Gebirge wird eine schöne, breite und fruchtbare Ebene mit einer Höhe von 5500 Fuss über der Fläche des schwarzen Meeres eingeschlossen. Sie bildet den Gau von Chinis und wird eben vom schon genannten Tussla-Tschai durchflossen. Nirgends ist der Anblick des Berges der 1000 Seen grossartiger als von dieser Hochebene, da der Berg im Vordergrund wie ein himmelstürmender Riese dasteht, und über die dicht an ihm vorüberführende grosse Karavananstrasse zu wachen scheint.

Es war eines Sonnabends Nachmittag, als das breite Haupt des greisen Berges sich allmählig in dichte Wolken einhüllte und immer finsterer wurde, während wir der interessanten Veste Chinis (Chnus arm.) zuritten und bangen Herzens unsere kurdischen Schnellläufer antrieben. Da zuckte plötzlich ein Blitzstrahl durch die dunkeln Wolken, und ein furchtbarer Donner schien der ganzen Länge des Berges nach herabzurollen. Und wiederum war es still und kein Laut ertönte in den gewitterschweren Lüften. Niemand wagte zu sprechen und nur der Führer trieb die Saumrosse schlagend an. Aengstlicher klopfte das Herz, als wir aus dem Thale eines Nebenflusses aufwärts ritten, und oben angekommen, eine dürre, einsame Steppe vorfanden. Die Wolken am Bing-Göhl-Dagh zogen weiter herab und wälzten sich in ungeheuern Massen in die Ebene. Da öffnete sich mit einem Schlage der Himmel,

und Zeus schleuderte mit furchbarer Heftigkeit seine schlängelnden Blitze auf die Erdbewohner, als seien von Neuem Titanen erstanden und rüttelten an der Himmelspforte. Das ganze Himmelsgebäude erdröhnte und es schien, als wenn alle Götter auf donnernden Wagen daherrasselten, um den Vater Zeus in dem gerechten Kampfe gegen die übermüthigen Erdenbewohner zu unterstützen. Helios hatte bereits mit seinen schnellfüssigen Rossen den Rücken des Berges erreicht, aber seine lichtbringenden Strahlen hätten noch lange den Menschen und Thieren geleuchtet, wären nicht die Wolken gleich einer undurchdringlichen Mauer vor ihnen gewesen. So herrschte auf der Erde eine düstere Finsterniss, die schauerlich auf Augenblicke von den zuckenden Blitzen unterbrochen wurde. Es fielen die ersten, schweren Tropfen in kurzen Unterbrechungen — Grund genug für unsern türkischen Beamten, den breiten Steigbügel mit seiner scharfen Kante an das Pferd zu schlagen und damit diesem das Zeichen zum schnellsten Laufe zu geben. Auch ich that ein gleiches, und rasch, dass Kies und Funken stoben, flogen wir auf der mit Lava und Trachytrümmern dichtbedeckten Steppe dahin. Plötzlich tönte uns Hundegebell entgegen — für mich aus erster Jugend das freundlichste Zeichen eines nahen Dorfes, auf meinen einsamen Fusswanderungen im deutschen Vaterlande — und es war, als wenn auch unsere Renner das Zeichen verstünden, denn mit nie gekannter Hast trugen sie uns ventre à terre zum endlichen Ziele. Es verdoppelten sich bald die Tropfen und es währte nicht lange, so strömte der Regen wie mit Mulden herunter. Wir freuten uns unendlich, als wir bei dem gastfreundlichen Schatzmeister der Mosselims ein trocknes und auch einigermassen bequemes Unterkommen fanden, wenn auch hier wiederum Milch und Eier unsere einzige Nahrung waren.

Am andern Morgen richteten sich meine Augen zuerst nach dem Berg der tausend Seen. Sein breiter Rücken war zwar nicht mehr umschleiert, aber eine weisse Schneedecke breitete sich über ihm aus, ziemlich tief hinabsteigend. So war mir die Hoffnung, auch die Höhe zu ersteigen, geraubt; eine Hoffnung, die nur erst durch das freundlichste Herbstwetter, was uns von Erzerum aus begleitete, hervorgerufen war. Das Jahr war schon weit vorgerückt, denn der Monat October neigte sich bereits seinem Ende entgegen. So versuchte ich wenigstens Nachrichten über den Berg einzuziehen

und ihn dann so weit zu umgehen, als es Umstände und Witterung erlaubten. Während ich durch den Dolmetscher mit unserm freundlichen Wirth die Unterhaltung auf diesen wichtigen Punkt lenkte und erst nach mehrmaligem Fragen und nicht unbedeutender Mühe Einiges erfuhr, trat in den Konak (Fremdenzimmer) plötzlich ein schöner Mann in der neuen türkischen Kleidung, dem polnischen Rocke und den Fess auf dem Kopfe ein, und wünschte mir in französischer Sprache einen „Guten Morgen“. Ueberrascht antwortete ich schnell, und das Gespräch weiter führend, forderte ich den Landsmann auf, den Tag, zumal es ein Sonntag war, vereint mit mir zu verleben. Man wundere sich nicht, dass ich einen Franzosen Landsmann nenne, denn wer je in der weiten Ferne gefühlt hat was es heisst, einen Gebildeten mitten unter rohen, ungebildeten Völkern zu finden, wird die Zuneigung, welche sich augenblicklich in meinem Herzen offenbarte, begreifen. Der Asiate unterscheidet auch die verschiedenen Länder Europas, was Ferengistan bei ihm heisst, gar nicht, und er nennt den Franzosen, Engländer oder Deutschen gleich Ferengi. Der Franzose war einer jener türkischen Quarantaineärzte, die mit aller Gewalt die sich allmählich von selbst verabschiedende Pest aufhalten und unterdrücken sollten und schien von der Arznelgelahrtheit nicht mehr als einer unsrer Dorfbarbiere zu wissen. Es schien ihm auch nicht viel an seiner Kunst zu liegen, denn seinem eigenen Geständniss nach hatte er die ganze Zeit seines Aufenthalts in Musch sie nicht ein einziges Mal in Anwendung gebracht. Lachend erzählte er mir, dass er einst mit einem Bataillon türkischer Milizen beauftragt worden wäre, ein kurdisches Zeltlager, in dem die Pest ausgebrochen war, abzusperren und die Kranken darin zu behandeln. Als er daselbst angekommen war, nahmen die keine Ordnung kennenden Kurden den Abgesandten ihre Habseligkeiten ab und schickten sie dann leichten Fusses nach Hause. Würde ihnen noch einmal die Lust ankommen, sie, oder ein anderes Zeltlager abzusperren, so möchte ihr Empfang nicht so gut sein wie dies Mal, war der wohlgemeinte Rath des Weissbartes (Aksakalli), d. i. Häuptlings, an die Medicinalbehörde. Ob sich die Pest wenigstens vor der Absicht gefürchtet hat, weiss ich nicht, allein sie verlor sich auch ohne die Absperrung und griff nicht weiter um sich. Der Franzose hatte übrigens für mich ein grosses Interesse, da er Daron hiess, also gerade so wie die



einst klassische Gegend, in der Moses von Chorene, der Philosoph David und Mesrop, der Erfinder der armenischen und grusischen Schriftzeichen, geboren wurden und auch begraben liegen, und die dem fränkischen Aeskulap nun für seinen medicinischen Wirkungskreis angewiesen war. So war der Name der einst viel verheissenen und gewichtigen Provinz Daron auf einen nicht viel versprechenden jungen Mann übergegangen. Er wunderte sich selbst, als ich ihm das sonderbare Zusammentreffen eines zwei ganz verschiedene Dinge umfassenden Namens mittheilte. Was hätte ein anderer als er in der Zeit seines Aufenthalts in der klassischen Provinz Daron thun können! Die Namen obiger drei Männer waren zum ersten Mal zu seinen Ohren gelangt.

Mit Hilfe meines französischen Landsmannes erfuhr ich doch Einiges über den vor uns sich ausbreitenden Berg der tausend Seen. Gleich dem Agridagh, welchen Namen der Ararat bei den Asiaten meistens führt, gehört er zu den heiligen Bergen, von denen einer das Paradies getragen haben soll. Auf seinem breiten Rücken sollen Adam und Eva ihren ersten Wohnsitz erhalten haben, als sie noch in kindlicher Unschuld, harmlos, gleich den Schafen ihrer Heerden, sich neben einander bewegten, und noch nicht vom Apfel der Erkenntniss gekostet hatten. Auf den blumigen Matten des breiten Rückens lebte alles in Friede und Eintracht, und Löwen und Tieger setzten die übrige Thierwelt noch in keinen Schrecken. Da erreichte plötzlich die Strafe des Himmels die beiden Menschen nach Uebertretung des einzigen Gebots, und sie wurden aus dem schönen Garten, in dem damals in der Mitte ein grosser See mit allerhand Fischen und Schwänen nebst andern Vögeln auf der Oberfläche sich befand, hinunter in die unfruchtbaren Steppen des Ostens oder Westens getrieben. Ein Engel bewachte den Eingang zum Paradies.

Da wagte es nach mehreren Jahrhunderten, als die Menschen um ihn sich ausgebreitet hatten, ein Nachkomme Kains den heiligen Berg zu erklimmen. Der Engel war abwesend; mit grossen Augen erschaute der Neugierige die Wunder des Paradieses. Da erblickte er die schönen Vögel auf dem See und erlegte mit teuflischer Lust den Lieblingsschwan des Hüters. Stolz, einen nie gesehenen Vogel erlegt zu haben, eilte er nach Hause zu den Seinen. Der Engel kehrte zurück und rief lange vergebens nach seinem geliebten

Schwane, bis ihm Kunde wurde von der Bosheit des Jägers. Aber Gott blies dem Vogel neuen Athem in seine Brust, und, zu frischem Leben erwacht, flog dieser zum Erstaunen der ihm nachschauenden Menge dahin, der Höhe des Berges zu. Da ergriff auf's Neue der wilde Kains-Sohn seinen Bogen und sandte zum zweiten Male den spitzigen Pfeil dem heiligen Vogel nach. Er traf, und Blut träufelte aus der tiefen Wunde hervor. Da ergrimmete Gott ob der neuen ruchlosen That der frevelnden Menschenkinder, und versetzte den schönen Garten mit all seinen duftigen Blumen und farbigen, herrlichen Schmuck nach einer den Menschen für immer verschlossenen Gegend hin.

Der See versiegte und die Menschen verloren rings herum das fruchtbringende Wasser, was sich in vier Strömen nach den vier Himmelsgegenden ergoss. Eine Dürre, wie sie nie zuvor gewesen, stellte sich ein und mit lechzender Zunge warfen sich die Menschen nieder, den Urheber alles Guten flehend um neues Wasser.

Und der Allbarmherzige erhörte die Bittenden. Allenthalben im ganzen Umkreise des weiten Berges sickerten Quellen aus den Stellen empor, wo ein Tropfen Blut vom geheiligten Vogel vergossen war, und es bildeten sich an die tausend Seen. Aus den einzelnen Wasserbecken floss das Wasser herab und es vereinigte sich wiederum zu den 4 Flüssen, welche ursprünglich dem Paradiese entströmten. In der reichlichsten Fülle sprossen wieder in allen Farben prangende Blumen und duftende Kräuter aus der von Neuem befruchteten Erde der Bergeshöhe hervor, und wenn im Spätsommer in der ganzen Umgegend die durch keinen Regen abgekühlte Sonnenwärme alle Vegetation vernichtet hat, grünen Pflanzen und Kräuter in üppiger Fülle auf dem Berge der tausend Seen. Weit und breit aus der Umgegend von Kars, aus Diabekr, ja selbst aus dem persischen Hochlande kommen die Heerden in reichlichen Schaaren gegen die Mitte des Juli, um das herrliche Futter abzuweiden. Das Vieh gedeiht wie nirgends. Seine Milch wird fetter und nahrhafter und das Fleisch erhält einen eigenthümlichen Wohlgeschmack, durch den es der asiatische Feinschmecker, seinen Spiessbraten (Schaschlik) daraus bereitend, augenblicklich herausfindet.

So lebt denn die Sage von dem Paradiese selbst in den Ge-

genden fort, wohin Moses es so bestimmt versetzt, und alle Mühen der Gelehrten, es wo anders hin, selbst an die widersprechendsten Orte, zu versetzen, sind unnöthig und vergebens. Wenn ich den Berg noch für einen Augenblick näher betrachte, so wird es vielleicht auch möglich, die Ursache der jetzigen und vor Jahrtausenden unendlich grössern Fruchtbarkeit des Berges der tausend Seen und vielleicht des grössern Theils oder gar des ganzen Hochlandes zu erklären. Wärme und Wasser sind neben der uns allenthalben umgebenden Luft die vorzüglichsten Erfordernisse der zeugenden Fruchtbarkeit der Erde. Das Wasser ist heutzutage noch in so grosser Menge auf dem Berge der tausend Seen vorhanden, dass sein Reichthum ihm den Namen gab und es noch früherhin, besonders wo noch Wälder das armenische Hochland bedeckten, in reichlicher Menge auch in dem angrenzenden Hochlande gewesen sind. Ihm allein verdankt jetzt die dortige Vegetation ihr Gedeihn. Was nun die Wärme anbelangt, so führt uns die vulkanische Natur des Berges, der aus Trachyt besteht und überall mit Basalten und Lavamassen bedeckt ist, auf die Erklärung. Ohne Zweifel warf der in der ersten Zeit seines Seins kegelförmig zugespitzte Berg Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang inmitten seines Schoosses durch furchtbare Feuermassen bereitetes Gestein heraus und bedeckte mit andern gleich ihm feuerspeienden Bergen wie der Ararat, Siphandagh u. s. w. die ganze Hochebene mit vulkanischen Massen, die noch in unendlichen Trümmern einzelne Gegenden, besonders die Hochsteppe Karaimsi bedecken heraus. Die einst frische Kraft des nun altersschwachen Hephästos ermattete allmählich und sämtliche Vulkane Hocharmeniens wurden mit der Zeit weniger thätig, bis endlich ihre Eruptionen sich ganz einstellten. Der ausgehöhlte Krater des Bing-Göhl-Dagh brach zusammen und es entstand der jetzt noch existirende breite Rücken. Ein See füllte die wahrscheinlich anfangs noch bedeutende Vertiefung aus und auch dieser versiegte mit der Zeit. Dafür erschienen nun die vielen kleinern, jetzt den Berg so sehr bezeichnenden Seen. Die im Innern der Erde fortwährend thätigen chemischen Prozesse erzeugten eine Wärme, die um so wohlthätiger wirkte und eine um so grössere Ueppigkeit in der Pflanzenwelt hervorrief, je mehr die durch die Eruptionen zerstörenden Kräfte in den Hintergrund traten. In diese Zeit nun fallen die

wunderbaren Erscheinungen des Paradieses, in dem Alles ohne Zuthun des Menschen auf das Schönste gedieh. Doch allmählich verringerte sich auch die wohlthätige Wärme (und folgerecht damit auch die paradisischen Gefilde), bis sie endlich ganz aufhörten. Aber immer noch thun sich im Innern des Hochlandes chemische Reaktionen und Eruptionen kund. Die ausgezeichnete Schilderung der letzten Ararat-Katastrophe haben wir dem unermüdlichen Reisenden Moritz Wagner zu verdanken, und wohl wäre es zu wünschen, dass wir eine gleiche über das letzte Erdbeben in Erzerum im Oktober 1843 hätten, bei dem das prächtige Denkmal der Vorzeit, das Doppel-Minareh (Tschiphteh-Minareh), zum grossen Theil zerstört wurde. Welche Ueppigkeit in der Pflanzenwelt unterirdische Wärme hervorzubringen vermag, sehen wir noch aus den nächsten Umgebungen der beiden italienischen noch Feuer speienden Bergen, und das hoch im Norden liegende Island gab noch vor wenigen Jahren ein besseres Beispiel als jetzt, wo die Abnahme derselben fühlbar ward. Vier Flüsse, wenn man den kleinern Tscharbehur nicht mitrechnet, haben auf dem Berge der tausend Seen ihren Ursprung, und wenn auch weder der östliche (Murad) noch der nordwestliche (Euphrat) unmittelbar von ihm entspringen, so führen ihnen die Quellen des genannten Berges doch das meiste Wasser zu. Sämmtliche vier Flüsse führen bei den anwohnenden Völkern im Allgemeinen den Namen Bing-Göhl-Su, d. h. Wasser der tausend Seen, daher, wenn man den blossen Namen ohne weitere Beziehungen hat, man noch nicht sagen kann, welcher von den vier gemeint ist. Von ihnen entspringt der Araxes mit unzähligen Quellen von der Nordseite des Berges und nimmt, an der nordöstlichen Ecke angekommen, einen nördlichen Lauf, den er später in einen östlichen umändert. Er ist der Phison der Bibel, der Phasis des Xenophon, der zuerst den heutigen Gau Pasin durchfliesst und dann längs des metallreichen untern Kaukasus (Kur-Araxeswasserscheide) sich hinzieht. Nach Westen fliesst der Mamonsaticha-Suh und bringt dem Euphrat sein Wasser zu, nach Süden dagegen strömt der Letschipsuh hinab nach dem Murad, der ihn wahrscheinlich unweit Palu aufnimmt. Demnach wäre er identisch mit dem von Brandt aufgeführten Peressuh. Der östliche Fluss endlich ist der Tussla-

Tschai, den fortgesetzt Moses sich wahrscheinlich als Hidekél, d. i. Tigris, dachte.

Leider war es für meine botanischen Untersuchungen zu spät und so gelang es mir nicht ein geeignetes Bild der Vegetation des Berges der tausend Seen zu geben, vielleicht geschieht es dann noch, wenn die zahlreichen Samen, die ich dort sammelte, zu lebendigen Pflanzen gediehen, mir mehr Aufschluss geben. Wälder sah ich nirgend, wohl aber, als ich auf der Ostseite des Berges südlich über die zahlreichen Schluchten, in denen nur im Frühling reichliches Wasser fließt, hinweg wanderte, dichtes Eichengebüsch von mehr als einer Stunde im Durchmesser. Bei näherer Untersuchung fand ich, dass es aus zwei verschiedenen, neuen Arten bestand, von denen die eine dadurch interessant wird, dass eine Art süß und fester Manna in gewissen Jahren auf den Blättern sich erzeugt. Die dünnen Rücken zwischen den Schluchten waren mit dem Gestrüpp des weidenblättrigen Birnbaums und mit Weissdornhecken hie und da besetzt, und diese verliehen dem Ganzen einen eigenthümlichen Charakter. Wo die Schluchten sich kesselartig erweitern und Wasser in reichlicher Fülle vorhanden war, erschienen auch Weiden, Erlen, Rosen und Zwergmispeln, natürlich in andern Arten, als wir sie bei uns zu sehen gewohnt sind. Auch die Weiden schwitzen an gewissen Orten eine süße Manna aus, und Kurden und Armenier lassen den zuckerartigen Ueberzug von kaltem Wasser auflösen, um ihn dann über langsamem Feuer eingedickt, ähnlich unserm Honig aussehend, zu allerhand Speisen, besonders zu der sauren Milch zu verwenden.

Wir gebrauchten einen vollen Tag, um von Chinis aus am östlichen Fuss des Bing-Göhl-Dagh, südlich nach Gumgum, dem Sitze eines Mosselims, zu kommen. Nur im Anfange sahen wir einzelne Dörfer von Armeniern bewohnt, kamen Berg auf, Berg ab über die wellenförmige, dürre, unfruchtbare Gegend, die freilich mit der gerühmten Fruchtbarkeit in Widerspruch steht, zu den einzelnen Quellen des Tussla-Tschai, überschritten den südöstlichen Ausläufer, hier Axpadere genannt, und gelangten glücklich nach Gumgum. Die im hohen Grade wilden und deshalb gefürchteten Kurden dieses Ortes respektirten uns zwar mit der Begleitung, aber bekümmerten sich auch nicht weiter um uns.



Weder unser Polizeibeamter, der sich Ansehens halber Kawasch Baschi, d. i. Haupt der Polizeibeamten nennen liess, noch der offne, vom Seraskier ausgestellte Befehl wurde beachtet und unserm Verlangen erwidert, dass weder der Sultan noch der Seraskier hier etwas zu befehlen hätte. Am Ende fand sich noch eine mitleidige Seele, durch die uns die allgemeine Herberge angewiesen wurde, und nach langen abwechselnden Bitten und Drohungen erhielten wir auch saure Milch und Brod. Hungrig ritten wir am andern Morgen auf der südlichen Seite des Berges der tausend Seen weiter und freuten uns unendlich, bei einem gastfreundlichen armenischen Mosselim ein gutes Unterkommen zu finden. Es war für uns ein Fest; denn ausser saurer Milch und Eiern gab es auch noch andre Speisen.

Der Bing-Göhl-Dagh ist auf dieser Seite sehr schroff und hat dicht an seinem Fuss ein breites Thal, in dem der unabhängige Kurden-Stamm der Hormalück mit seinen schwarzen Zelten herumwandert. Das war die Ursache, warum ich nicht bis zu den steilen Felsen selbst und weiter oben zu den Ruinen des alten Schlosses Werdo, dessen Name nun auf den ganzen Gau übergegangen ist, gehen konnte. Noch weiter nach Westen vorzudringen machte das sich dort erhebende steile Gebirge, in dem wieder unabhängige Kurden wohnen, unmöglich, und so nahm ich von den Ehrfurcht gebietenden Bergen der tausend Seen für immer Abschied, um Surb Garabied, das heilige Kloster, in dem der Rumpf Johannes des Täufers begraben liegen soll, und die Ebne von Musch zu besuchen.

Das Dorf Eden und die Cedern des Libanon.

Das Dorf Eden wird nur von Christen und zwar von den durch mich viel besprochenen Maroniten bewohnt, und soll gegen 400 Häuser und über 2000 Einwohner besitzen. Obgleich in der neusten Zeit das Dorf viel aufgesucht wird, haben sich die dortigen Christen die im ganzen Libanon einheimische Gastfreundschaft erhalten. Gern wird in jedem Hause der Fremde aufgenommen, und was die Wirthschaft darbietet, zur Verfügung gestellt.

Nicht weniger interessant ist das Dorf Eden durch seinen Namen, da dieser genau derselbe ist, den die heiligen Schriften als den ersten Aufenthalt Adams und Evas, des ersten Menschenpaars, geben. „Und es pflanzte der Herr Gott einen Garten in Eden gen Morgen, und setzte den Menschen darein, den er gemacht.“ So heisst es im 8. Vers des 2. Kapituls des 1. Buch Moses. Der Name, der nach der Erklärung eines arabischen Schriftstellers Anmuth und Weichheit bedeuten soll, kommt aber auch später vor, und zeigt eine bestimmte Gegend an, die, wenn man alle Stellen der Bibel mit einander vergleicht, im Libanon gelegen haben muss. Wahrscheinlich hiess schon seit den ältesten Zeiten die fruchtbarste und anmuthigste Gegend im Libanon Eden, wesshalb es den Schreibern der Schöpfung sehr nahe lag, den paradiesischen Aufenthalt der ersten Menschen ebenfalls mit demselben Namen zu bezeichnen. Dass aber selbst die Terrasse, auf der das heutige Dorf Eden liegt, das Eden der Bibel sein möge, sieht man aus einer Stelle des Propheten Hesekiel, wo von Assur (Assyrien) erzählt wird, dass kein Cedernbaum in Eden ihm gleich sei (Kap. 31 V. 8). Noch heutzutage giebt es oberhalb des Dorfes die schönsten Cedern, und seit Jahrtausenden scheint diese Gegend sich desshalb einer besonderen Heiligkeit erfreut zu haben.



Von den übrigen Stellen der Bibel, die darauf hindeuten, dass Eden in Syrien und wahrscheinlich im Libanon lag, führe ich nur die an, die zwei Mal an verschiedenen Stellen vorhanden ist, (2. Buch der Könige, Kap. 19 V. 12 und Jesaias Kap. 37 V. 12): „Haben auch die Götter der Heiden die Länder errettet, welche meine Väter verderbet haben, als Gosan, Haran, Rezeph und die Kinder Edens zu Thelassar.“ Mit deutlichen Worten wird hier gesagt, dass Eden neben den drei andern Distrikten, von denen die beiden ersten sich ebenfalls noch nachweisen lassen, nach Syrien gehört und vor Jesaias einmal schon von den Juden verwüstet worden war. Nur mit ihren Nachbarvölkern führten die Juden Krieg und es bedurfte eine lange Zeit, ehe sie von den umwohnenden Stämmen in dem Bestitze des eroberten Landes respektirt wurden.

Von diesem reizenden Eden im Libanon wurde also wahrscheinlich der Name entlehnt, um die Stelle zu bezeichnen, wo die ersten Menschen gelebt haben; die Nothwendigkeit verlangt es an und für sich, dass, da Adam und Eva noch keineswegs an Arbeit gewöhnt waren, sondern gleich den Thieren des Feldes sich von den Früchten desselben ernähren mussten, sie auch einen Ort bewohnt haben, der fruchtbar genug war, um ihnen die ersten Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen. Wo aber dieses, den ersten Menschen angewiesene Eden, was später durch die Vulgata auch den ohne Zweifel ursprünglich persischen Namen Paradies erhielt, gelegen hat, lässt sich auf keine Weise ermitteln, wenn es auch wirklich als einmal vorhanden gewesen angenommen werden muss, dass es nur im Nordosten des gelobten Landes, oder vielmehr Aegyptens, des früheren Aufenthaltes der Juden, gelegen haben kann. Will man demnach einen bestimmten Ort für das Paradies haben, so kann man es nur in Armenien, und zwar in dem Hochlande desselben suchen, und dass selbst eine Sage des Landes dafür spricht, habe ich schon in meiner Beschreibung „der Berg der tausend Seen“ besprochen. Dort haben die vier Flüsse des Paradieses ihren Ursprung, und wenn sie auch nicht, wie in der Bibel gesagt wird, aus einem Bassin gemeinschaftlich entspringen, so liegen doch keineswegs ihre Quellen weit auseinander. Drei von ihnen sind klar genug ausgesprochen, um keiner Deutung mehr zu bedürfen, denn die Phrat



führt noch heut zu tage denselben Namen und Hidekel oder Diglat wird von Hebräern und Arabern der Tigris genannt. Dass einige Theologen noch jetzt den Pison zu dem Xion oder kolchischen Phasis machen, beweist, dass sie sich nicht mit der neusten Geographie vertraut machten, sondern alte Werke benutzten. Pasin heisst noch jetzt das ganze Gebiet des obern Araxes, von seinen Bergen der tausend Seen, bis zu seinen Katarakten, und auch Xenophon benannte die Bewohner desselben Phasianen.

Da Pasin in den ältesten Zeiten zu dem Kurlande, zu Grusien oder Gürdschisstan gehört hat, und der Kur selbst im Norden dieser Provinz in dem diese begränzenden Gebirge entspringt, so wäre ich geneigt zu glauben, dass Moses unter dem Lande Helvita Grusien verstanden hat, zumal der ganze untere Kaukasus reich an Metallen ist. Das vierte Wasser heisst Gihon und umfließt das im Süden liegende Mohrenland. Trotzdem ist man allgemein geneigt der Namensähnlichkeit halber, anzunehmen, dass man den Dschihun, d. h. Oxus, wohl nur darunter zu verstehen habe, und allerdings war schon Herodot der Meinung, dass der Araxes weit nach Osten fließt und demnach mit dem Oxus eins sei. Streiten, wenigstens wissenschaftlich, lässt sich durchaus nicht darüber, so lange man nicht mehr Anhaltspunkte hat, denn sonst kommt man auf ähnliche Irrthümer, wie jener berühmte Forscher des biblischen Alterthums, dass das Paradies ursprünglich in Ostpreussen gelegen habe.

Die Mohamedaner haben ausser dem himmlischen Paradies noch vier irdische, d. h. sie bezeichnen vier wegen ihrer Naturschönheiten berühmte Gegenden mit dem Namen Eden. Diese sind:

1) Eine Ebene zwischen Bochara und Samarkand, die acht Tagereisen, also 48 Stunden im Durchmesser besitzt und Soghd genannt wird.

2) Das Thal Bewwon in Fars.

3) Die Gegend um Obolla an der Mündung des Eufrat und

4) die Ebene von Damaskus, al Ghuta, das Thal.

Das himmlische Paradies, das Paradies der Seligen genannt, befindet sich nach den Lehren Mahomeds dicht unter dem Thore des Ewigen und über dem siebenten Himmel. In der Regel denken es sich die Moslimen auch in dem siebenten Himmel. Es wird in 8 Grade



getheilt, besitzt also einen Grad mehr als die Hölle, die deren nur sieben hat. Mahommed wollte damit andeuten, dass die Barmherzigkeit Gottes um einen Grad höher sei als seine gerechte Strafe.

Wenige Stunden von dem reizenden Eden entfernt befinden sich auf der Höhe des Libanons die berühmten Cedern von el Hers, der domus saltus Libanus, und erfreuen sich seit dem berühmten Tempelbau einer allgemeinen Verehrung.

Nicht weniger die Eingeborenen des Landes, als Reisende, besteigen alljährlich die bedeutende Höhe, um den ehrwürdigen Bäumen eine Art von Verehrung zu bezeugen. Dass übrigens diese Bäume keineswegs noch aus den Zeiten Salomons übrig geblieben sind, brauche ich wohl nicht weiter auseinander zu setzen, wenn ich auch durchaus nicht das hohe Alter der Cedern überhaupt ableugnen will. Der Weg zu diesen berühmten Cedern führt über die Terrasse von Eden hinweg nach den gegenüber liegenden eine Art Wand bildenden Felsenhöhen, und zwischen kühn in die Höhe ragenden Felsenspitzen und zackigen Blöcken vorbei führt ein gleicher Pfad, wie er aus der Ebene der Dreistadt nach dem irdischen Eden ist, nach dem Cedern-Haine. Aber wiederum tragen dieselben Bergpfade, von denen ich schon öfter sprach, den Wanderer, der an solche Mühseligkeiten nicht gewöhnt ist, glücklich dem Ziele zu. Auf dem Wege aber ist die jetzige Vegetation nicht mehr so reich und vielfältig, als an der sich von Eden herabziehenden Felsenmauer, wenn auch die Kräuter in gleicher Menge und in gleicher Ueppigkeit sich bis auf den höchsten Punkt des Rückens fortsetzen.

Endlich erreicht man die Stelle, wo noch unberührt ehrwürdige Cedern stehen, und Dank den Priestern der Maroniten, sich einer Ehrfurcht erfreuen, in Folge der Niemand wagt, Hand an die stolzen Bäume zu legen. Es giebt nur noch wenige Stellen im Libanon, wo solche Menge von Cedern vorhanden sind, und nur von zweien kann man sich des Ausdrucks eines Cedernwaldes bedienen. Beide hat der Glaube der Libanon-Bewohner geheiligt, und so werden sie sich nicht allein erhalten, sondern hoffentlich wird auch von ihnen aus das ganze Gebirge dereinst von Neuem mit Cedern bedeckt werden, wie es in den früheren Zeiten der Fall war.

Die Ceder ist ein schöner Baum, der zu unsern Nadelhölzern gehört und hinsichtlich seines Aussehens zwischen den Kiefern und Lärchen steht, sich aber von beiden durch seine wohlgefälligeren, vor Allem breitere Krone auszeichnet. Kein Baum wird in der Bibel so häufig genannt als die Ceder, und mehrmals bedienen sich, besonders die Propheten, ihrer, um den blühenden Zustand des Volkes damit zu bezeichnen. Sie erreicht keine bedeutende Höhe, und selbst die ansehnlichsten Bäume sollen nach den Berichten der Reisenden kaum mehr als 60—80 Fuss hoch werden, wogegen aber der Durchmesser der Krone nicht unbedeutend ist. Auch die Stärke des Baumes wird mit der Zeit ansehnlich und die schönsten Cedern sollen kaum von 6—8 Menschen umfasst werden können.

So majestätisch sich auch eine Ceder den Blicken darstellt und wegen ihrer immer grünen Bekleidung zu jeder Zeit freundlich aussieht, so todt und öde ist ihre nächste Umgebung und es wiederholen sich genau dieselben Erscheinungen, wie wir sie bei unsern Nadelhölzern täglich sehen können. Der Boden ist mit den herabgefallenen Nadeln bedeckt und kaum dringt ein oder das andere Gräschen durch die dichte Moosdecke, die sonst die Oberfläche überzieht. Während doch unter unsern Kiefern ein Habichtskraut, ein Katzenpfötchen oder irgend ein anderes Pflänzchen sichtbar wird, herrscht unter den Cedern des Libanon allenthalben eine eintönige und graugrüne Farbe.

Der Umfang des Cedernwaldes el Hers soll nicht mehr als eine Meile betragen, während der von Nadel noch unbedeutender ist. Ausserdem finden sich nur einzeln, aber immer auf den höchsten Punkten Bäume, und zum Theil selbst von unbedeutender Mächtigkeit vor. Die Ceder kommt übrigens keineswegs allein auf dem Libanon vor und wächst ohne Zweifel noch an vielen andern Orten Mesopotamiens und Kleinasiens, ist aber, da sie immer nur die höchsten Stellen der Gebirge einnimmt, nicht aufgefunden worden. In Kleinasien hat man sie übrigens in der neuesten Zeit entdeckt und selbst im Ural giebt sie schon Pallas wachsend an. Sehr häufig findet sich die Ceder in Algerien vor und ganze Wälder, die bis vor wenigen Jahren verkannt wurden, ziehen sich auf den Höhen des Atlases hin. Der Kälte und des Klimas wegen könnte die Ceder auch bei uns wachsen, denn fast die

Hälfte des Jahres sind die Bäume im Libanon mit Schnee bedeckt, und Schnee umgibt alle Höhen des Gebirges bis zum Mai, aber doch sind bis jetzt alle Versuche umsonst gewesen, diesen in jeder Hinsicht interessanten Baum auch für unsere Gegenden einheimisch zu machen. Was unsere botanischen Gärten an Exemplaren besitzen, hat ein trauriges, zwerbiges Ansehn, was nicht im Stande ist, die Wirklichkeit vorauführen. Man sollte auf den Höhen Versuche machen, vielleicht gelingt es daselbst trotz der rauheren, aber doch immer reineren Bergluft mehr.

Dass die berühmten Cedernwälder von dem Libanon verschwunden sind, kann unmöglich Wunder nehmen, denn so weit die Geschichte hinaufreicht, wissen wir, dass dieser starke Baum zu allerhand Bauwerken benutzt wurde. Sein Holz, ohne gerade sehr hart und dicht zu sein, besitzt eine grössere Dauer als alles das, was wir von unsern Kiefern, Tannen und Fichten besitzen, und soll selbst noch das der Eichen übertreffen. Die Ursache mag zunächst in dem reichlichen Harze liegen, was ihm einen Wohlgeruch ertheilt. Aus diesem Grunde eignete es sich besonders zu Bauwerken aller Art. Wir wissen, dass Salomon vor Allem den Bedarf an Holz für seinen Tempelbau aus dem Libanon bezog, und die Bibel erzählt uns, dass der König der Juden mit dem Könige von Tyrus, Hiram, einen Kontrakt abgeschlossen habe, nach dem ihm erlaubt wurde, das nöthige Holz daselbst zu schlagen, wogegen er aber 20 Städte in Galiläa abzutreten versprach. Doch der König der Juden scheint der Sitte seines Volkes getreu, gerade nicht die besten ausgesucht zu haben, denn es wird uns erzählt, dass sie Hiram nicht gefielen, und er sie nicht annahm. Sidonier wurden beauftragt, um Lohn die Cedern zu fällen, aber ausserdem wählte Salomon noch 30 000 Juden aus, von denen ein Drittel, alle Monate wechselnd, die Sidonier zu jeder Zeit unterstützen mussten.

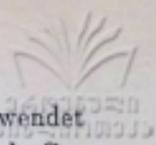
Aber auch zu vielen andern Bauten wurde Cedernholz genommen, wahrscheinlich bedienten sich die sämmtlichen Handelsstädte der Küsten seiner zu ihren besseren Gebäuden, und namentlich gebrauchte man auch die schlanken Stämme zu Mastbäumen. „Sie (die Einwohner von Tyrus) haben die Cedern vom Libanon führen lassen, und deine Mastbäume daraus gemacht,“ sagt der Prophet Hesekeel. Auch Curtius erzählt uns, dass in

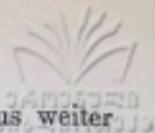
vielen königlichen Gebäuden in Persepolis Cedernholz verwendet war. Es scheint demnach im ganzen Oriente wahrscheinlich Gebrauch gewesen zu sein, allenthalben, wo man lange dauerndes Holz brauchte, sich des der Cedern zu bedienen. Den Sarg eines alten Pantikapäers in der heutigen Krim, fand ich, wahrscheinlich aus Cedernholz bestehend, und eben so ist es, so viel ich mich erinnere, an mehreren Orten Aegyptens aufgefunden worden.

Zur Zeit des Josephus wurden Cedern zum Reichthum des Landes gerechnet und im 12. Jahrhundert standen noch zahlreiche Cedernwaldungen auf dem Libanon. Von dieser Zeit verschwinden sie, ohne dass man aber weiss, auf welche Weise sie verschwunden sind, da in der Nähe des Libanon in späterer Zeit keine grossartigen Bauten aufgerichtet wurden. Reisende des 16. Jahrhunderts sprechen nur noch von einzelnen Bäumen, bis endlich wiederum in der neueren Zeit zwei Wälder, wenn auch ohne Bedeutung aufgefunden sind. Es herrschte übrigens bei den Bewohnern des Libanon der Glaube, dass kein Sterblicher die Bäume zu zählen vermag, und Jeder, der es versucht, erhält eine andere Zahl. Desshalb wurde die Anzahl derselben in den beiden heiligen Wäldern el Hers und Nadel von Einwohnern und Reisenden verschieden angegeben. Wie ich schon früher äusserte, werden die Cedern el Hers von den Christen als heilig betrachtet, und aus diesen Ursachen begaben sich die Bewohner von ganzen Dörfern, ihren Priester an der Spitze, auf den Rücken des Libanon, um daselbst fromme Gesänge und andächtige Ceremonien zu halten. Es thun dieses nicht weniger die Maroniten, als die Anhänger der morgenländischen Kirche, die sogenannten Melkiten.

Sobald die Messe beendet ist, ergreifen die Männer und jungen Burschen die Flinten und feuern sie ab. Dann ist das Zeichen zur allgemeinen Fröhlichkeit gegeben und Jung und Alt nimmt auf den schönen Matten der nächsten Umgebung Platz, oder streckt sich selbst auf dem kahlen Boden unter einer Ceder aus, um zunächst von den mitgebrachten Vorräthen zu zehren. Der gute Wein der unteren Gegend thut sein Möglichstes, um in der kürzesten Zeit Jedermann einer allgemeinen Fröhlichkeit zu übergeben. Man scherzt und lacht, bis endlich die späte Zeit an den Rückweg mahnt und fröhlicher, als man gekommen, eilt

30945





man dem heimischen Dorfe zu. Diejenigen aber, die aus weiter Ferne kamen, übernachteten in einem anderen Dorfe, oder quartieren sich in die Sennhütten, die hier nicht weniger als in der Schweiz sich vorfinden, ein, um erst am andern Morgen heim zu kehren.

Etschmiadsin, die älteste Kirche der Christenheit.

Der Weg von Eriwan nach Etschmiadsin streckt sich in östlicher Richtung, und hat eine Länge von 18 Wersten; in etwas mehr als 2 Stunden hatten wir es erreicht, und fuhren sogleich vor dem heiligen Kloster vor, an dem uns der Inspector mit wahrer Herzlichkeit empfing und mit dem ehrerbietigsten Willkommen begrüßte. Eine grosse schöne Wohnung mit aller Eleganz, mit Divans, welche die Wände umzogen und sonstigem Schmuck, der kurz keine Bequemlichkeit fehlte, wurde mir angewiesen. Ein eigenthümliches Gefühl ergriff mich, als ich durch die hohen schönen, durch das Alter geheiligten Kreuzgänge ging, in denen schon seit 1500 Jahren Christen wandelten und in unseren Formen ihre Gebete hinauf zum ewigen Gott sendeten.

Durch diese Hallen wurde ich in einen zweiten Hof geleitet und an der Pforte empfing mich der Priester mit seinem Segen. Die hohe majestätische Gestalt, deren Schönheit mich wahrhaft frappirte, wurde durch das geheimnissvolle, prachtvolle Priestergewand noch verschönt, und schien mir einer höheren Welt anzugehören.

Mit den asiatischen strengen Höflichkeitsbezeugungen hiess er mich willkommen und pries die Gottheit, die mir es eingegeben, dieses Denkmal der gesammten Christenheit zu besuchen. Obgleich ich als Fremder aus dem fernen Deutschland gekommen, sollte ich das Haus als das meinige und die Bewohner, welche es einschliesse, als alte Freunde betrachten.

In meinem Zimmer begrüßte mich ein zweiter Erzbischof und hiess mich im Namen des Patriarchen und des ganzen Klosters ehrfurchtsvoll willkommen.

Es wurde ein kostbares Abendessen bereitet, was erst $\frac{1}{2}$ 12 Uhr

seinen Anfang nahm. Die schöne orientalische Sitte erfreute mich auch hier wohlthuend, stets auf der rechten Seite eine blühende, duftende Rose zu finden.

Etschmiadsin liegt in der Nähe des Araxes, ungefähr 8 bis 10 Werste von diesem selbst entfernt. Südlich von ihm erhebt sich gegen 50 bis 60 Werste entfernt der grosse geheiligte Ararat und weiter östlich der kleinere; beide sind hier unter dem Namen Massis bekannt, und Ararat nennen die Armenier die ganze Gegend. Letzterer Name soll noch aus den Zeiten der assyrischen Königin Semiramis (arm — Schamirám) stammen, indem die Sage berichtet, dass diese sich in den schönen armenischen König Ara verliebt und ihn zum Gemahl verlangt habe; als dieser ihre Hand ausgeschlagen, sei ein Krieg die Folge gewesen, worin er besiegt und erschlagen wurde. Seit dieser Zeit heisst nun die Gegend Ararat (Tod des Ara). Westlich liegt Sadarwabad 20—24 Werste entfernt, östlich Eriwan, 18 Werste entfernt, und nördlich befinden sich in gleicher Ferne die Klöster Ohana-Wank und Geurka-Wank, an dem Fluss Mirak, der, von dort her strömend, dicht bei Etschmiadsin vorbei fliesst und südlich gehend sich in den Araxes ergiesst. Man nennt ihn hier durchgängig Karpitschai Fluss von Karpi, einem zwischen oben genannten Klöstern gelegenen Dorfe, während jener Name hier gar nicht bekannt ist. Etschmiadsin besteht jetzt aus dem eigentlichen Kloster mit der ältesten Kirche der Christenheit und dem Sitz des Patriarchen, aus zwei östlich, nach der Strasse nach Eriwan und einer südlich gelegenen Kirche, und aus dem Dorfe nördlich. Alle sind von einander abgelegen und bis auf das Dorf mit Mauern umgeben, welche in den Zeiten der persischen Oberherrschaft von dem grössten Nutzen waren und manchen plötzlichen Ueberfall der räuberischen Kurden und selbst der Perser abhielten. Das Kloster ist von sehr grossem Umfang und besteht aus den eigentlichen Gebäuden, welche abgeschlossen sind, und nördlich aus einem Bazar, den zwei überdeckte Gallerien bilden. Südlich befinden sich die Ställe für das dem Kloster gehörige Vieh. Die Gebäude des Klosters bilden zwei fast rechtwinklige Vierecke und schliessen demnach zwei grosse Höfe, zum Theil als Gärten benutzt, ein; der vordere enthält die alte Kirche und dient den Mönchen, welche dort auf zwei Seiten ihre Wohnungen haben,

zum Aufenthalt, während der hintere und westliche nur für den Aufenthalt des Patriarchen und der Erzbischöfe bestimmt ist. Etschmiadsin entstand, als sich hier die christliche Religion zuerst verbreitete und heisst wörtlich übersetzt: der Alleingeborene hat sich niedergelassen, mi allein und dsin geboren, Miadsin Eingeborner.

Früher hiess die Kirche Kathurighe. Die Sage berichtet, es habe der heilige Gregor, nachdem er die Armenier mit ihrem König Thridat, sonst auch Thiridat genannt, zum Christenthum bekehrt hatte, in deren Hauptstadt Waharschopak (Waharschok, ein armenischer König und wahrscheinlich Erbauer, und Pad die Mauer, also wörtlich die Mauer des Waharschok) einen Traum gehabt, worin ihm ein Engel erschienen sei, der in seiner Rechten eine Säule gehalten, und ihm befohlen habe, eine Kirche zur Ehre Gottes zu bauen, in der die Gläubigen ihre Gebete verrichten sollten. Der Bau wurde unternommen im Anfang des 4. Jahrhunderts; demnach hat sie ein Alter erreicht von 1530 Jahren. Es ist zu bewundern, dass diese Kirche durch alle Stürme der vergangenen Zeit sich so erhalten hat, während man von Waharschok durchaus keine Ueberbleibsel mehr sieht. Mein liebenswürdiger Geleiter führte mich zuerst in die Schriftgiesserei, welche zwar klein, aber doch für Armenien von grosser Bedeutung ist. Die Druckerei besteht aus zwei Pressen. Von hier aus wurde ich in das Versammlungszimmer der armenischen Synode geführt; in der Mitte steht die lange Tafel und vor dieser hängt die urkundliche Bestätigung der Synode vom Kaiser, eingefasst mit Glas und auf einer dreieckigen Säule ruhend. Das Zimmer enthält die Bildnisse mehrerer armenischen Könige, von einem armenischen Maler gefertigt, so das des Abgar, Thridat, Leon, Haik u. s. w. Leon war der letzte armenische König, welcher in dem alten Cilizien regierte, und von den Mohammedanern gefangen wurde. Zehn Jahre blieb er in dieser Gefangenschaft, aus der er durch die Vermittelung des Papstes, eines Innocenz, befreit ward, und dann eine Zeit lang in Paris lebte, wo ihn der Papst benutzte, um zwischen Philipp von Frankreich und Richard Löwenherz von England einen Frieden zu stiften.

Allein er starb während dieser Verhandlungen und wurde in Paris begraben. Haik ist der erste armenische Patriarch,

nach dem sich auch die Armenier Haik nennen. Hierauf gingen wir durch die Gebäude, welche beide Höfe von einander trennen zuerst gelangte ich in den vorderen, worin der Patriarch wohnt, und trat in das Speisezimmer, wo jetzt ein erhabener Sitz für den Patriarchen selbst erbaut wird; vor langen steinernen Tafeln stehen eine Reihe steinerner Sitze. Ueber diesem Speisesaal befinden sich die Getreide-Magazine. Eine Pforte führt südlich nach einem Hof, wo sich die Gebäude für die Pilgrime befinden. In den Gebäuden östlich und nördlich, im vorderen Hof, sind die Zellen der Mönche, welche mit Kreuzbögen gewölbt sind. Mitten in diesem Hof steht nun die älteste Kirche der Christenheit, und wer einen Blick auf die morschen Steine, welche sich zum Theil in Staub zerbröckeln lassen, wirft, wird ihnen augenblicklich ein hohes Alter zusprechen; sie ist wie die armenischen Kirchen gebaut, und unterscheidet sich nur dadurch, dass die Länge, von Osten nach Westen, wenig mehr beträgt als die Breite. Griechische und armenische Kirchen bilden ein Kreuz, und haben da, wo beide Linien sich schneiden, die Hauptkuppel. Bei der Letzteren haben nun diese immer den Hauptumfang, und nur die Seite von Osten nach Westen ist länger, als die von Norden nach Süden; bei der hiesigen Kirche aber sind sie gleich. An den Seiten findet man bei den griechischen Kirchen gewöhnlich kleinere kuppelartige Thürme, die bei den armenischen nur äusserst selten vorkommen, hier aber vorhanden sind.

Vor 150 Jahren hat man noch eine Vorhalle auf der westlichen Seite angebracht, die mit ausserordentlicher Kunst gearbeitet ist; ein offener Thurm, in dem die unbedeutenden Glocken hängen, erhebt sich auf ihr. Durch diese Vorhalle traten wir in die Kirche ein. Die vier Säulen, welche die Kirche tragen, sind achteckig (alle vier haben gleiche achteckige Form), der Hauptaltar, ferner ein sehr künstlich gearbeiteter Stuhl, von einem Papst zum Geschenk übergeben, ein anderer mit Perlmutter ausgelegt, während jener in Holz geschnitzt ist, zwei Altäre zur Creirung der Bischöfe, während die übrigen Bischöfe sich bei dem Altar befinden; eine Vertiefung in der Mauer, wo sich das Taufbecken befindet; zwei Altäre, auf denen die Kerzen brennen, das Allerheiligste, eine abgegrenzte Nische, die Hauptthür, zwei Nebenthüren, die Thür, welche zu den Reliquien führt.

Die Kirche wurde 303 erbaut und wenn sie auch hier und da restaurirt ward, so stammt doch das Meiste noch aus jener Zeit. Mein Wunsch, die Reliquien zu sehen, wurde zuvorkommend erfüllt; es geschieht höchst selten, da nur ein Erzbischof im vollen Ornat sie zeigen darf; während dieser Zeit singen mehrere Priester. Man besitzt 300 Reliquien, von denen ich nur die wichtigsten nennen will.

Vor Allen zog meine Aufmerksamkeit ein sehr altes Schnitzwerk auf sich, die Kreuzigung Christi darstellend und der Sage nach vom Evangelisten Johannes verfertigt. Ausserdem bewahrt man noch einen Arm von dem Apostel Judas (nicht Ischarioth), einen Arm vom heiligen Gregor, der aus dem Geschlechte der Parthischen Königsfamilie der Assassiden stammte, ein Stück vom Kreuz, ein Stück von der Arche Noah; den Speer, womit Jesus in die Seite gestochen, und ein merkwürdiges chinesisches Gemälde, die Jungfrau Maria mit dem Kinde darstellend, was der vorige Patriarch, Ephraim, selbst aus China gebracht haben soll. Nachdem ich dies alles besichtigt, wurde ich dem Patriarchen vorgestellt. Johannes (Karbinsky), der 75 jährige Greis, sass in orientalischer Weise auf Teppichen, die auf einer Erhöhung lagen, und hiess mich auf das freundlichste und gütigste willkommen. Er steht in allgemeiner, hoher Verehrung, Achtung und Liebe. Im Jahre 1831, nach der Besitznahme von Armenien, wurde er hier von Paskewitsch eingesetzt, und folgte seinem Vorgänger Ephraim, der sich durch seine reichen Kenntnisse auch in Deutschland einen bedeutenden Namen erworben hat; er starb im 95. Jahre, nachdem er schon mehrere Jahre das Augenlicht und das Gehör verloren hatte. Ausser dem Patriarchen, der jetzt noch von den Patriarchen zu Wan (dem alten Ninive am See gleichen Namens und im heutigen Kurdistan gelegen) und Konstantinopel als Oberhaupt anerkannt wird, giebt es noch 4 Erzbischöfe, 6 Bischöfe und 12 Archimandriten; auch befinden sich hier noch 40 Mönche. Dreimal in der Woche wird Synode gehalten, am Montag, Mittwoch und Freitag. Die Buchdruckerei wurde vor ungefähr 70 Jahren vom Patriarchen Simon eingerichtet. Die Einkünfte des Klosters bestehen meist in liegenden Gründen, zum Theil aber auch in Abgaben von Getreide und Geld, weshalb alljährlich Bischöfe ausgesandt werden, um diese einzutreiben. Der Patriarch führte mich in sein Empfangszimmer, was sehr schön zu nennen ist. In ihm

hängen die beiden Bilder des Ararat von Parrot; dann auch schreckliche Bilder, alle möglichen Foltern und Torturen darstellend, welche bei den Märtyrern in Anwendung gebracht worden sind. Endlich führte man mich noch in die Bibliothek, die wohl aus einigen Tausend Bänden besteht, von denen über die Hälfte Manuskripte sind. Noch einiges muss ich über den Patriarchen Haik hinzufügen. Nach der Armenischen Geschichte soll er 1865 vor Christo gelebt haben und in gerader Linie, im fünften Glied von Noah selber abstammen; er ist demnach mit begründeterem Recht der Stammvater der Armenier, als Abraham der der Juden. Sein Sohn hiess Armenak, nach dem sich die übrigen Völker, die Haik Armenier nennen.

Aus jenen Zeiten unseres Urvaters Noah finden sich noch viele Denkmäler, vorzüglich in den Namen der Ortschaften. So liegt auf dem Ararat selbst ein grosses Dorf Aguri, was bedeutet, dass Noah hier den ersten Weinstock gepflanzt hat. Vom Ararat stieg er zuerst herab und kam dahin, wo jetzt Nahitschewan liegt; deshalb auch der Name Nahitschewan, er ist herabgestiegen. In der Nähe befindet sich auch Noahs Grab; seine Frau liegt im Dorfe Marant begraben. Dieser Name, eigentlich Mair-ant, bedeutet wörtlich: Mutter dort. Aus der Ebene des Araxes sah Noah zuerst die Gegend, wo jetzt Eriwan steht, daher auch der Name, von Jeref, sehen. Der Fluss, den ich schon bei meinem Eintritt in Armenien Mirok, und dann bei der Beschreibung von Etschmiadsin Karpitschai nannte, heisst eigentlich Kassach. Die falschen Namen entstehen nun dadurch, dass jedes kleine Dorf den Fluss, der vorbei fliesst, nach seinem eigenen Namen nennt und den wahren nicht kennt. Bei dem mir unvergesslichen, segensvollen Abschied vom Patriarchen überreichte er mir ein werthvolles Manuskript von Moses Chronensis in der armenischen Ursprache, und einen fein bemalten Pilgrimsbrief, dessen Uebersetzung hier wörtlich folgt:

Der Diener Jesu Christi, Johann, Katholikos aller Armenier und Patriarch der apostolischen und Christus selbst geweihten Kirche, so wie des ersten heiligen Klosters zu Etschmiadsin.

Dem hochverehrten Professor Karl Koch,
 uns freundlichst ergeben und in der Gnade Jesu Christi.
 Wir sind hoch erfreut, Sie zu begrüßen in dem geheiligten

Patriarchen-Sitze, noch aus grauem Alterthume stammend, wohin Sie mit dem grossen Wunsche kamen, die verschiedenen Heiligthümer, welche hier niedergelegt sind und auf denen unsere wahre christliche Religion gebaut ist, in Augenschein zu nehmen. In Folge dessen und aus besonderer Gunst, machen wir Ihnen zum Zeichen unserer wahrsten, freundschaftlichen Gesinnungen, aus unserer, uns hier in Etschmiadsin eigenthümlichen Bibliothek, ein Manuskript der Geschichte von Moses aus Chorena, bezeichnet mit No. 475, zum Geschenk, und fügen dieser Urkunde unseren heiligen patriarchalischen Segen bei. Mit innigem Gemüth flehen wir für Sie zu dem höchsten Gott um seinen Schutz; möge er Ihnen bis zu einem hohen Alter ein freudenreiches Leben verleihen, möge er Ihren Lebenslauf mit Tugendblumen bestreuen, möge er alle Ihre Unternehmungen mit Erfolg krönen, möge er Ihnen unter dem heimischen Dache die himmlische Gnade erhalten, möge er Sie schützen vor allen feindlichen, bewussten und unbewussten Versuchungen der Seele und des Fleisches. Amen.

Bis in Ewigkeit werde ich Ihr Fürbitter sein.

Der Katholikos aller Armenier

Johann.

Heilig Etschmiadsin, den 13/25. Mai 1837.

Taraboson oder Trebisond.

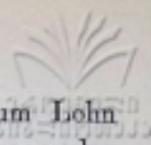
Im äussersten Winkel des schwarzen Meeres, da, wo Kleinasien mit dem festen Lande des grossen asiatischen Continentes zusammenhängt, liegt auf erhöhter Terrasse, an deren Fusse die noch so stürmischen Wellen des Meeres ohnmächtig zerschellen, eine uralte Stadt, und hat wegen des tafelförmigen Plateaus, auf dem sie sich ausbreitet, den Namen Trapezunt, d. h. Tisch, erhalten. Jähe Schluchten begrenzen auf drei Seiten die Tafelhöhe und bereiten ihr eine natürliche Festigkeit, wie sie selten geboten wird. Nur nach Süden, wo sie mit den sich darüber erhebenden Bergen zusammenhängt, würde sie aller Vertheidigung baar sein, wenn nicht die Kunst ihr hier zu Hülfe gekommen wäre und eine unübersteigliche Mauer, von Wachtthürmen unterstützt, gegen jeden Ueberfall erbaut hätte. Doch was in alter Zeit uneinnehmbar schien, ist es heut zu Tage oft nicht mehr, und so bieten die vielen Erhöhungen hinter der Festung den Kanonen gelegene Punkte dar, um ihre zerstörende Kraft an den harten Mauern nicht ohne Wirkung zu versuchen.

Alt, sage ich, ist die Stadt, und hat sich trotz der zahlreichen Stürme, die sich im Verlaufe der Zeit von den hohen Bergen herabwälzten, oder über die breite Fläche des Meeres verderbbringend sich nahten, in besserem Aussehen erhalten, als alle übrigen Städte des weiten türkischen Reichs, selbst die Mutter der Welt, Ummud Dunja, wie die Türken die Residenz ihres Padischah nennen, nicht ausgenommen. In ihren Mauern fanden damals die 10,000 Griechen, welche zuletzt von Xenophon geführt, gewagt hatten, den mächtigen Perserkönig vom Throne zu stürzen, und ihren Günstling auf den Thron zu setzen, die erste gastliche Aufnahme, und erholten sich von den unsäglichen Mühen und Anstrengungen, denen sie so lange ausgesetzt waren. Hinter ihren



Mauern fanden die von den Paläologen aus Konstantinopel vertriebenen Komnenen mehr als anderthalb Jahrhundert später nicht allein eine sichere Zufluchtsstätte, sondern sie gründeten sich in der günstigen Zeit (1204), indem die Paläologen wiederum den Lateinern weichen mussten, von Trebisond aus ein neues Reich, und wären alle seine Herrscher gleich kräftig gewesen wie Alexis I, der Gründer der trapezuntischen Gross-Komnenen-Dynastie, und hätten versucht, sich mehr durch das Schwert, als durch ihre schönen Töchter zu erhalten, so würde gewiss das Reich dem Eroberer Konstantinopels, Mahomed II, nicht neun Jahre nach der Eroberung (1462) eine so leichte Beute geworden sein; denn ohne die geringste Vertheidigung übergab der letzte Herrscher, David, die feste Stadt dem Feinde der Christenheit. Aber schon bald traf den Feigling die gerechte Strafe seiner Erbärmlichkeit, denn Mahomed liess ihn, wenige Jahre später, mit seiner ganzen Familie hinrichten.

258 Jahre hat das trapezuntische Kaiserreich gedauert, und sich mit Ausnahme der ersten Zeit, auf eine eigenthümliche, aber gewiss schmäbliche Weise gegen die zahlreichen, rohen Horden erhalten, die sich unter dem Namen der Seldschucken, und später der Osmanen über Kleinasien wälzten, und das ganze Land mit seinen zum Theil gebildeten Bewohnern von Neuem der Rohheit und Barbarei zuführten, in denen sie noch versenkt liegen und sehnsüchtig einer endlichen Erlösung entgegen sehen. So oft jenseits der Berge ein Häuptling sich festsetzte, seine Macht mehr entfaltete, und endlich mit seinen rohen Horden sich an das Ufer herabzuwälzen drohte, hielt eine der vielen schönen Töchter, die in reichlicher Menge zu jeder Zeit das Schloss der Komnenen bewohnten, den vorbereiteten Raubzug zurück, und ihr lag es nun ob, ihren rohen unbändigen Gatten, wenn auch nicht einer feineren Gesittung zu übergeben, doch wenigstens mit freundlicheren Gesinnungen gegen den Vater zu erfüllen. Der Ruf von der Schönheit der griechischen Prinzessinnen im fernen trapezuntischen Reiche, an der westlichen Grenze des kolehischen Zauberlandes, verbreitete sich durch ganz Asien, nicht minder durch ganz Europa und das damalige, liebe- und auch thatendurstige Ritterthum, besonders Italiens und der Provence, schuf sich in Trebisond in der Einbildung ein Reich, in dem die Elite der Ritterschaft sich gegen



Ungeheuer und rohe Barbaren heruntummelte, und zum Lohn ihrer grenzenlosen Tapferkeit und ihres durch nichts zu beugenden Muthes oft nur ein beifälliges Zeichen aus der Hand der schönen Dame ihres Herzens erhielten. Es gestaltete sich aus einem erbärmlichen Reiche auf diese Weise in der glühenden Einbildungskraft eines Südeuropäers der berühmteste Staat des Morgenlandes, in dem sich nur Helden befanden. Wir besitzen aus jener Zeit noch einige Romane, die, so viel ich weiss, nur im Manuscript vorhanden sind, und mir durch den geistreichen Monographen des trapezuntischen Kaiserreichs bekannt wurden.

Sie sind voll des Lobens und des Rühmens und schildern den Zustand des oft nur auf die Stadt beschränkten Staates nicht weniger als den des Landes mit ihrer Phantasie in den hellsten Farben, wie er auf keine Weise vorhanden war.

Wenn demnach Merini in seinem Roman Callvandro von Weinreben spricht, die man kaum umfassen kann, und Eugenicus Orangenbäume von solcher Grösse erwähnt, dass sie vielen Menschen zugleich Schatten zu geben vermochten und ihrem Besitzer das ganze Jahr hindurch saftige Früchte darboten, so ist dieses eine Unwahrheit, die Jeder, der sich an Ort und Stelle überzeugen will, als solche bestätigen wird. Auch ich habe die Umgegend von Trebisond reizend gefunden, und mich von seiner wunderlieblichen Lage, dicht am Meere und von dunkelbewaldeten Höhen beschattet, mit eigenen Augen überzeugt. Aber in der Auseinandersetzung, selbst oft in der Schilderung der Reize, stimme ich mit keinem der älteren, aber auch nicht der neueren Reisenden, die das jetzige Trebisond besucht haben, überein. Die berühmte Fruchtbarkeit ist eben in dieser Weise im Paschalik Trebisond nicht vorhanden; eben so wenig, wie Jemand von der gebirgigen Schweiz sagen könnte, dass sie fruchtbar sei; mit ihr hat das Land viel Aehnlichkeit. Ein solches mächtiges Gebirge wie das, was den Norden Kleinasiens begrenzt und im Durchschnitt eine Höhe von 8–9000 Fuss besitzt, zeigt sich dem Getreidebau, für den wir zunächst einen fruchtbaren Boden in Anspruch nehmen, nicht günstig, und nur wenige Stellen, besonders wo das Meer nach und nach an der Mündung der Flüsse neues Land gebildet hat, zeigen sich dazu vortheilhaft. Bezieht man aber auch die Fruchtbarkeit auf die Erzeugung von Pflanzen, so ist das pontische Gebirge aller-

dings im Vergleiche zu den übrigen, nach meinen genauen Beobachtungen als Gebirge Asiens fruchtbar zu nennen, steht aber immer der gebirgigen Schweiz darin nach, dass Alpen, d. h. kräuterreiche Matten, welche der Schweizer unter diesem Namen versteht, wie sie im Quellengebiet des Rheines und der Rhone und ihrer ersten Zuflüsse durchgängig vorkommen, sich in solcher Mächtigkeit nicht auf dem pontischen Gebirge ausbreiten; desto grösser und bedeutender sind aber die Wälder, besonders in den mittleren Regionen, während der Fuss des Gebirges häufig aus mangelnder Feuchtigkeit nur von Gesträuch, bald dichter, bald armselig, bedeckt ist.

Zwei Wohnungen wurden mir in meiner Eigenschaft als Leibarzt des Paschahs, zu dem ich ernannt war, zugewiesen. Sie waren im hohen Grade romantisch, hätten einen Dichter sicher zu neuen Schöpfungen angeregt. Weniger Kunst als Natur verschönten den Raum am Hause. Ein mächtiger Wallnussbaum, mit stattlichen Aesten besetzt, hielt den ganzen Morgen das Eindringen der Sonne ab. Mitten in dem 25 Schritt im Durchmesser haltenden, viereckigen Raume stand ein Oelbaum; unter ihm hatte ich für meine Arbeiten am Tage meine Stätte aufgeschlagen. Zur Seite, mehr nach der hohen Mauer hin, die die Strasse begrenzte, bog ein herrlicher Feigenbaum seine schwarzgrün beblätterten Aeste mir zu, und neben ihm stand Kranatgebüsch, dessen scharlachrothe Blüten sich eben entfaltet hatten und mitten in ihrem schönen Grün einen wunderlieblichen Anblick darboten. Die Zimmer stehen sämmtlich mit der Gallerie in Verbindung, sind luftige, hölzerne Stockwerke, die aber der Insekten so viele besassen, dass ich lieber unter dem Oelbaum, im Angesichte des bei hellem Sternenscheine dunkel azurblauen Himmels, alle ferneren Nächte zubrachte. Zwar weniger lieblich, doch romantischer war meine spätere Wohnung, die der Pascha befohlen hatte, mir einzuräumen. Sie lag hart am Meere, an der Höhe der Porphyrfelsen, welche dicht am Ufer desselben sich hinziehend, die untere Stadt mit allen ihren dortigen Quartieren trugen. Bisweilen hat sich das Meer vom Fusse der Felsen zurückgezogen und eine schmale Sandfläche läuft am Ufer hin. An anderen Stellen taucht der untere Theil der Felsen selbst in das blaugrüne Wasser; besonders am Abend kommen heulend die Wogen gezogen und

werfen sich mit aller Macht gegen die trotzigen, alle ihre Anstrengung verhöhnenden Felsen. Auf der Höhe eines solchen stand meine Wohnung.

Von dem einen ihrer Fenster blickte man hinaus in die weite offene See; nur ungern riss ich mich, besonders am Abend, von dem grossartigen Schauspiel los, und gedankenlos — denn der Eindruck alles dessen, was mich umgab, war zu mächtig auf mein Gemüth wirkend, als dass es nicht hätte übertäubt sein sollen, schaute ich vor mich hin, und wenn ich doch endlich auf den breiten Ottomanen mich ausstreckte, wiegte das grossartige Plätschern der sich brandenden Wellen den Müden ein.

In Allem vom Pascha unterstützt, benutzte ich die 14tägige Anwesenheit zu Excursionen; in der Nähe und in die Ferne; überall begleiteten uns Beamte, um bei den Eingeborenen stets den gehörigen Respect hervorzurufen. So besuchten wir die schönen Ruinen der Sophienkirche im Westen der Stadt, auf einer fruchtbaren und breiten Uferfläche. Wahrscheinlich gehörte sie dereinst einem Kloster an; denn ringsum waren noch Mauern und sonstige Spuren von früheren Gebäuden sichtbar.

Die Kirche, in ächt byzantinischem Styl erbaut, war leider verschlossen, da die Moslimen das Schiff derselben zum Getreidemagazin benutzt hatten. Hie und da, besonders an den Portalen, waren schöne, meist arabeskenartige Skulpturen sichtbar, aber türkischer Muthwille hatte sie, wie die Wandgemälde im Innern, so wie in den beiden anstossenden Kapellen mit spitzen Steinen beworfen; dicht daran befindet sich ein steinerner Thurm, dessen zerfallene Treppe in den oberen und unteren Raum führt. Zum Bau aller dieser Gebäude hatte man Aupitporphyr benutzt, und seine verschiedenen Farben fein und zierlich angebracht.

Auf der schräg aufsteigenden Höhe, oberhalb der äussern Mauer der Citadelle waren grüne Mais- und Weizenfelder und nahmen dieselbe Stelle ein, wo einst das grosse Theater zur Belustigung der kaiserlichen Familie und der sämmtlichen Bewohner der Stadt stand. Man findet noch geringe Spuren von Mauerwerk, von denen man behauptet, dass sie dem Theater angehört haben. Der Hafen befindet sich östlich von der Stadt und besteht aus einer unbedeutenden Bucht von kaum mehr als einer Viertelstunde



Umfang, die gegen die Nordwinde nur wenig Schutz zu geben vermag. Desshalb werfen auch die grösseren Schiffe lieber ausserhalb derselben Anker, um von den harten Felsen möglichst entfernt zu sein. Vorspringende Höhen begrenzen den Hafen auf beiden Enden und aus alter Zeit stehen auf ihnen Burgen, die allmählich eingefallen sind und noch mehr einzustürzen drohen. Merkwürdig ist es, dass die Sage sie nicht von den Komnenen, sondern von den Genuesen erbaut sein lässt. Die Burg auf dem Felsenvorsprung der Stadt-Seite ist noch mehr erhalten, als die andere auf jenem Ende. Von beiden erfreut man sich aber einer wunderschönen Aussicht, sobald eine reine Luft die Fernsicht erlaubt. Man erblickt in dem ferneren östlichen und bald ost-ostnördlichen Uferlaufe das ganze pontische Gebirge mit seinen zum Theil ewigen eis- und schneebedeckten Höhen und in weiter, weiter Ferne werden die bläulichen Konturen des grossen Kaukasusgebirges, in dem die Tscherkessen und Abassen ihre Wohnungen aufgeschlagen haben, sichtbar. Zwischen ihnen und dem eigentlichen Standpunkte breitet sich das schöne grosse Meer aus, und verliert sich selbst mehr nach Nordwest und westlich in eine unabsehbare Fläche. Der Ufergrund der Hafenbucht besitzt eine geringe Breite von kaum mehr denn 20 Fuss, und neben der Strasse, dem Berg angelehnt, befinden sich nur wenige Häuser, in denen allerhand Nahrungsmittel dargeboten werden. Auf der anderen Seite aber treten die Felsen selbst in das Meer hinein, und um die Uferstrasse nicht zu unterbrechen, war man schon in alter Zeit gezwungen, eine Bahn mitten durch den Felsen zu brechen. Will man von der Stadt aus zum Hafen, so kommt man zuerst auf einen schönen freien Platz, der mit Lebensmitteln und Garküchen besetzt ist; ehe man hinabsteigt lässt man einen schönen Gottesacker, dicht mit prächtigen Cypressen und Zirpelsträuchern bepflanzt, zur Rechten liegen.

Mehr über den Vorstädten und dem Hafen liegt der schönste Punkt in der weiten Umgebung, die Grauspitze Bos-Tepéh, und bildet ebenfalls ein tafelförmiges, aber noch weit grösseres Plateau als das der eigentlichen Festung, die beide durch eine ziemlich breite Schlucht, in der die Karavanenstrasse aufwärts nach Aegypten zieht, geschieden sind. Die Grauspitze ist aber nur um einige hundert Fuss höher als die Stadt, und verdiente eher

wegen der auf ihr befindlichen Matten den Namen Grünspitze; auch sie besteht aus Aupitporphyr und zwar von grauröthlicher Grundfarbe, die sich östlich am ganzen Ufer bis fast zum Ausfluss des Tschorok, bis wohin sie mir nur bekannt, fortzieht, und nur nach dem Meere zu hat sich einzelnes Geröll angesetzt.

An einem schönen Morgen wanderte ich mit meiner Begleitung an der Westseite des Bos Tepeh, um uns des kühlen Schattens zu erfreuen, auf der gewöhnlichen Karawanenstrasse aufwärts. Man hatte auf beiden Seiten die Abhänge der Schlucht zu Gemüsegärten und Maisfeldern benutzt; aber das meiste war bereits eingebracht. Der Character der Vegetation war allerdings der einer südlichen Gegend, bot aber nichts Eigenthümliches dar; denn dieselben Unkräuter, die man schon an der Donau, Ungarn und Konstantinopel findet, wucherten auch hier in reichlicher Fülle. Die Haine waren weniger dick und bestanden aus Schwarzdorn, Hartdorn und Christdorn (*Paliurus australis* Grtn.), die der pontische Brombeerstrauch und *Smilax* umzogen. In ihnen bemerkte ich nur die ächt orientalische Nieswurz als etwas Besonderes. Von immergrünen Sträuchern trat mir auch nichts Neues entgegen. Die pontische Azalea überzog abwechselnd mit den Adlerfarnen grosse Strecken auf der Höhe.

Die breite tafelförmige Höhe bildet eine Matte; wenn auch grasreich bot sie mir nichts dar, da die Karawanen ihre Stätte mit ihren Saumthieren hier aufschlagen. Seit Jahrzehnten schlagen die Karawanen erst hier ihren Weg ein, haben den weit sicherern Weg durch Grusien und Russisch-Armenien verlassen, und die gefährliche, von Kurden und Räubern vielfach umschwärmte Strasse gewählt, von Erzerum nach Bagasid und Tauris. Russland sperrt Transkaukasien faktisch ab.

Die tafelförmige Höhe der Grauspitze besitzt nach der Meereseite zu noch einige Ruinen, und zwar zunächst die einer kleinen Kirche, daneben noch einige Mauerüberreste und unterirdische Gewölbe. Von dem Tempel des Mithras, der sich hier in der vorchristlichen Zeit einer besonderen Verehrung erfreute, suchte ich umsonst eine Spur. Von einer Bildsäule wissen wir, dass ein eifriger Christ, mit Namen Eugenius, unter der Regierung des christenfeindlichen Diokletian sich dadurch das Märtyrertum verschaffte, dass er mit anderen gleichgesinnten Christen,

etwas voreilig, sie Nachts von ihrem hohen Standpunkt herunterstürzte, dadurch eine allgemeine Christenverfolgung hervorrief, die seinen vorsichtigeren Glaubensgenossen den Tod brachte. Mit der Herrschaft der Komnenen kam Eugenius zu hohen Ehren, man ernannte ihn zum Schutzpatron der Stadt und des ganzen Reichs. Alexis I. baute ihm zu Ehren eine prächtige Kirche zwischen der Grauspitze und der Kaiserburg und machte sie zur Hof- und Staatskirche, eine Eigenschaft, die sie noch besitzt, nur mit dem Unterschied, dass Christenverachtende Moslimen in ihr, die nun den Namen Jeni-Tschima, d. h. neuer Freitag, erhalten hat, die täglichen Gebete verrichten. Die Höhe der Grauspitze setzt sich fort, bevor sie mehr aufwärts steigt und sich in den Vorhöhen nach dem Meere zu verliert. Dort begann allerdings Laubholz, gestaltete sich aber zu keinem Wald, nur zu einfachem Gebüsch. Der schon genannte Christdorn, Lorbeer, immergrüne Kreuzdorn und die orientalische Weissbuche standen erst einzeln, dann stellten sie sich zusammen. Dann wurde das Gehölz dichter und Lambertsstauden, Hartriegel, strauchige Winter-Eichen, Sumach, Weissdorn, Feuerstrauch, unsere Weissbuche, die Kastanie, der Feigenbaum, erschienen mehr oder weniger dicht. Wilder, auch verwilderter Wein, Myrten oder gar Orangen, die andere Reisende gesehen haben, sind mir wild oder verwildert, nirgends zu Gesicht gekommen.

Die Aussicht vom Graugipfel war wunderschön; der Hafen, mit Fahrzeugen versehen, lag nördlich zu Füssen, während westlich die nicht unbedeutende Stadt von 6000 Häusern und 30 000 Einwohnern sich ausbreitete und ihre verschiedenen Viertel dem Auge deutlich darstellte. Die Citadelle, die darin enthaltenen Kirchen, jetzt zu Moscheen umgewandelt, und der Palast des Paschas waren sichtbar; von der unteren Festung verschwand das Bild in Häusergewirre. Die mit Grün bepflanzten Vorstädte waren freundlicher als die schwarzen Festungswerke. Besonders nahmen sich zwischen den Cypressen und anderem Gesträuch die schlanken, in der Regel aber nur mit einem Steinweg versehenen Minarets, deren ich im Ganzen über 30 zählte, recht gut aus.

Auf einem schmalen Pfade stiegen wir endlich hinab und gelangten an die, dem Eugenius früher gewidmete Moschee. Wir

kamen an das wegen seiner Felsengemächer merkwürdige Nonnenkloster der gottverhüllten Jungfrau Panagia deoskepastos, was früher schon in Kriegszeiten als Citadelle benutzt wurde. Gegen 30 Nonnen haben hier ihre Wohnung für immer aufgeschlagen, führen nicht allein ein gottseliges, sondern auch ein sehr thätiges Leben, da sie sich durch einen kleinen Garten, den sie bearbeiten sollen, und durch Fleiss, besonders mit Kirchenstickereien, ihr Brod verdienen. Jeder, der den interessanten Bau des Klosters zu sehen wünscht, besonders von dem Königssitze Schah-Nitschin, der die einzig schöne Aussicht von Allem darbietet, wird freundlich bewillkommnet und ihm gereicht, was ihnen zum Anbieten möglich.

Das Kloster des heiligen Johannes des Täuflers im Gau von Musch.

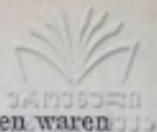
Glockengeläute hat stets etwas Feierliches, wodurch es erhebende Klänge dem Gemüth entlockt; es ist in protestantischen Ländern um so feierlicher, da es nur selten, nicht täglich vernommen wird. Besonders Abends, wenn die Sonne uns ihre letzten Abschiedsstrahlen zuwirft, greift es noch tiefer ein. Gern erinnere ich mich der Zeit, wo ich im oberen Rhone-Thal, oberhalb Brienz, von meinen botanischen Wanderungen in den dortigen Alpen zurückkehrend, von dem harmonischen Geläute der Glocken in den Dörfern empfangen wurde. Aber die Gefühle, die sich meiner bemächtigten, als ich von der Höhe des Kjel, eines Ausläufers des Berges der tausend Seen, der sich in dem vom Einfluss des Tscherbatur in den Murad gebildeten Winkel verläuft, und dadurch das Gebiet des ersten von dem des letztern trennt, herunterstieg, und plötzlich das lang vermisste Glockengeläute vor meine Ohren drang, sind durch keine Worte wieder zu geben und über alle Beschreibung erhaben. Wir sind gewöhnt Christenthum und Kultur stets in freundlicher Harmonie zu sehen, und so glaubte ich mich auch aus dem durch rohe Kurdenstämme verwilderten Armenien nach den gesegneten Gefilden der theuren Heimath versetzt. Das Kloster, aus dem die friedlichen Töne klangen, lag unter uns, und die scheidende Sonne vergoldete seine Kuppeln und Zinnen. Eine gegen 80 Fuss hohe Mauer umschloss sämtliche Gebäude und erlaubte nur den höchsten Spitzen und Theilen derselben, uns durch ihren Anblick zu erfreuen. So machte sich die Gegenwart wieder geltend und mahnte mich, wie frei und schön unsere Kirchen in der Heimath, auf schönen Plätzen



in der freien Natur standen, und doch nie den wilden Nomaden-Haufen zur Plünderung Preis gegeben waren.

Unsere Karawane wurde alsbald von den bergigen Steppen-Bewohnern und später von denen des Klosters bemerkt. Man eilte uns entgegen, um den weissen Mantel vor unseren Pferden auszubreiten. Einer meiner Begleiter stieg selbst von seinem Pferde ab mit den Worten: „Heil dir und Segen komme über dich, da es dir vergönnt ist, das heilige Kloster mit seinen Reliquien zu erschauen.“ Als ich ihm meinen Dank für seine Rede aussprechen wollte, erwiderte er ganz aufrichtig, dass ihm einige Piaster lieber wären, als aller Dank der ganzen Welt; den gezogenen Beutel musste ich spendend in der Hand behalten, bis wir an der Ringmauer des Klosters angelangt waren und von den Priestern ehrerbietigst in Empfang genommen wurden. Nirgends in der Welt giebt es wohl unverschämtere Menschen beim Verlangen der Trinkgelder, als in der Türkei, und auf keine Weise ist es möglich, die Zufriedenheit der dortigen vornehmen Bettler zu erlangen; man glaubt geradezu, dass der Fremde nur hierher gekommen, um Geld unter das Gesindel auszustreuen. Jeder der habsüchtigen Bewohner des Klosters blickte mit Hast auf die klingende Münze, die ich ihm auf den ausgebreiteten weissen Mantel zuwarf; die Gier sprach sich so deutlich auf den markirten Zügen der gemeinen Physiognomien aus. Kommt man zu einem Pascha, dann ist man vollends genöthigt, mit vollen Händen zu spenden, die wegelagernde Dienerschaft zu befriedigen. Die ganze Priesterschaft kam uns nun feierlichst entgegen; der Sitte gemäss stiegen wir nun vom Pferd und wurden auf das freundlichste begrüsst. Wir wurden durch den Klosterhof geführt in das Innere des Klosters, wo uns Pilgrimszellen angewiesen wurden. Diese sind den Ringmauern angebaut und blicken in den Klostergarten; die weiterlaufenden Zellen dienen den Priestern und Mönchen zur Wohnung. Die Zellen sind in der ersten Etage und stehen durch eine Gallerie in Verbindung, während die unteren Räume für die Hauswirthschaft und das Vieh eingerichtet sind. In den geräumigen Einschlüssen befindet sich mehr nach Osten die durch ganz Armenien und in allen Ländern, wo gregorianische Christen wohnen, hoch gefeierte Kirche. Die armenischen Kirchen zeichnen sich in der Regel durch Kleinheit und grosse Einfachheit aus;

so auch hier. Es kommt noch dazu, dass die Kirche aus dem grauen Alterthume stammt, und inmitten eines barbarischen Landes vielfachen Vernichtungen und Neuerungen ausgesetzt war. Zu verschiedenen Zeiten sind auch Anbaue geschehen. Wahrscheinlich ist es, dass die Kirche vor mehr als acht Jahrhunderten eine neue Zerstörung erfuhr, und darauf rasch ein neuer Aufbau geschah; denn an der Seite des hintern Altars sieht man noch viele grosse Steinplatten mit Verzierungen, aber zum Theil verkehrt, oder liegend dargestellt. Mehrere von Wind und Wetter unkenntlich gewordene Inschriften stehen sogar auf dem Kopf. Die kleineren Kapellen des heiligen Gregor und Todat des Grossen, in welchen diese gelebt haben sollen, liegen sogar ausserhalb der heutigen Kirche und scheinen ihr nur angebaut. Diese nun selbst bildet ein Quadrat, besitzt aber, wie die meisten bedeutenderen Kirchen Armeniens und Grusiens, ein thurmartiges Vorhaus, und hat einen Durchmesser von 70 Fuss. Das kuppellose Schiff wird von sechzehn Säulen getragen und zeichnet sich durch keinerlei Zierrathen aus. Auf beiden Seiten des Altars führen Thüren in die ungleichen, hinter der Altar-Mauer liegenden Kapellen Johannes des Täufers und des heiligen Stephan. Nach dem Ersteren ist die Kirche und das ganze Kloster genannt, führt aber den Namen Surb-Garabied, d. h. heiliger Vorläufer, oder noch gewöhnlicher Tschangli-Killissa, d. h. Glockenkirche. Ein Name der übrigens allen Kirchen in der Türkei zukommt, denen Glocken erlaubt sind. Auf der linken Seite dem Eingang nahe, befindet sich das Grabmal Johannes des Täufers, dessen beide Arme in Messing besonders von den Priestern gezeigt werden. Wie der Rumpf des Vorläufers Jesu nach Armenien gekommen ist, weiss ich nicht zu sagen, wohl aber soll eine Legende existiren, welche darauf hindeutet. Als uns die Thüren geöffnet wurden, strömten die Pilgrime, Männer, Frauen und Kinder, nach dem verschlossenen Heiligthum in grossen Schaaren, wagten aber nicht, es stehend zu betreten, sondern auf den Knien rutschend, Alles küssend, was ihnen auf dem Wege entgegen trat. Nicht alle Pilgrime sahen so geschmückt und stattlich sauber aus, wie die, welche aus dem Gau von Chinis kurz vor uns gekommen waren, sondern erschienen meist in zerlumpter, schmutziger Kleidung. Trotzdem legte Jeder sein Scherflein auf dem dargebotenen Teller nieder, zur Ehre der



Gottbeit und zum Reichthum der Priester. Die beiden Kapellen waren mit hohen Kuppeln versehen, hatten eine Tiefe von 26 Fuss und besaßen zusammen die Breite der Kirche, so dass sie nur eine Fortsetzung derselben zu sein schienen. Auf beiden Seiten fanden sich noch Anbaue vor, aber zum grossen Theil in schlechtem Zustande. Links gelangte man in ein viereckiges Vorzimmer, was zu einer zweiten altarlosen Kapelle des heiligen Stephan, in der er begraben liegen soll, führte. Durch eine Thür auf der rechten Seite gelangte man zu einer kleineren, 42 Fuss langen und 20 Fuss breiten, von 4 Säulen getragenen, leider im Innern ruinirten Kirche, und von ihr geht der Weg zu der Kapelle des heiligen Gregor und der leeren Schatzkammer. Die erste ist unbedeutend; von ihr aber führt links ein schmaler Pfad zu den schmalen Beträumen des heiligen Gregor und des Todat, so dass diese sich zwischen den heiligen Kapellen von Johannes und Gregor befinden.

Der Kopfputz und Halsschmuck war bei den reichen armenischen Frauen und Mädchen dicht mit alten und neuen Goldmünzen behängt. Meine Begleiter und ich waren erfreut, als der Gatte oder Vater sich uns näherte, um vielleicht durch ihn in Besitz interessanter Gegenstände zu gelangen, wesshalb sich mein Dolmetscher Lukas mit ihm in Unterredung einliess. Man sollte es kaum glauben, dass der ehrlose, geldsüchtige Armenier nicht die Münzen, denn diese hielt seine Habsucht zurück, sondern seine Verwandten selbst für Gold zum Verkauf anbieten liess. Dies geschah inmitten der Betenden und empörte uns um so mehr. Dem letzten russisch-türkischen Krieg hat es das Kloster zu verdanken, dass die Kurden, vorgehend, die Priester hielten es mit den Feinden, plötzlich darin eindringen, alle Bewohner vertrieben oder ermordeten und die ganze Kirche unterwühlten, indem sie nach dem grossen, aufgehäuften Reichthum suchten.

Lange fanden sie nichts und zerstörten aus Ingrimme alles, was sich zerstören liess. Die Bücher wurden zerrissen und verbrannt, oder dem Winde preisgegeben, Bänke und Stühle zerschlagen, die heiligen Reliquien mit Füssen zertreten und die Altäre zerstört. Desshalb sieht man hier, wo man so viel erwartete, so wenig; denn ausser den beiden Armen des Johannes in Messing sind nur noch ein Stück vom Kreuz, der Finger eines

Apostels, den man nicht zu nennen weiss und zwei zum Theil zerrissene Evangelienbücher vorhanden. Gerade als die Räuber schon abziehen wollten, wurde wahrscheinlich durch Verrath das Gold aufgefunden und jubelnd zogen mit ihm die rohen Schaaren dahin. Nach dem Frieden von Hungiar-Skeleszi wurde zwar alles auf die Vorstellung Russlands requirirt, aber eher giebt Satanas etwas heraus, als ein Kurde.

Die erste und einzige Nacht in dem Kloster Johannes war hinreichend genug, um unsere Abreise auf den nächsten Tag festzusetzen. Wie Schmutz und Unreinlichkeit überhaupt in Asien zu Hause sind, so findet man beide und die daraus hervorgehenden Folgen, das Ungeziefer, in höherem Grade in den Klöstern, wo alles, selbst jede Vermuthung einer Möglichkeit übertroffen wird.

In Artwin, am unteren Tschorok, hatte das Ungeziefer mich selbst aus dem noch nicht vollendeten, der Kirche gehörenden Gebäude, des Nachts in den Hofraum gejagt, und hier ging ich in der langen Nacht vom 18. bis 19. October auf der Gallerie spazieren, bis allmählich die Sonne im feurigen Osten aufstieg und den purpurnen Schleier der Nacht lüftete. Da fehlte es mir nicht an Zeit, um Vergleichen zwischen Asien und Europa anzustellen, und traurig war mein Gemüth, dass die Wiege unserer Menschheit (d. h. des indo-europäischen Stammes) so tief gefallen war. Die Menschen haben hier aufgehört, das zu sein, wozu sie ein gütiger Gott ausstattete. Auf die eigene, angewiesene Scholle treiben sie sich herum. Geistlos, thierisch verleben sie ihre Tage und treten vom Schauplatz des Lebens ebenso ab, wie sie ihn betraten; nur sich und ihr physisches Wohlergehen im Auge, wissen sie nichts von etwas Allgemeinen und kein höherer Gedanke giebt den starren Zügen Ausdruck, vollständig leben sie mit dem Vieh zusammen. Wäre Gottes schöne, herrliche Natur nicht, die mein Geist mit Seligkeit umfasst, um sie zu erforschen und die hier gerade oft in seltener Grösse erscheint, und ruhten nicht grossartige Erinnerungen in diesem Theile Asiens, so wäre es wohl schwer, es mit Europa zu vertauschen. Selbst auf gar nichts Anspruch machend, müsste man doch in der geistlosen Erbärmlichkeit untergehen.

Die biedereren Schwarzköpfe, deren Zahl 30 betrug, hatten uns ein stattliches Frühstück bereitet, und so fanden wir uns, mein Dolmetscher mit mir, ein. Unter dem Namen Karabaschi,

d. h. Schwarzköpfe, versteht man in gänzlich Armenien die Priester, deren Kopf die schwarze Kapuze deckt. Leider hat auch hierher der Branntwein seinen Weg gefunden, und rücksichtshalber musste ich das verhasste Getränk schlucken; die Priester wunderten sich über meine Unkenntniß der erst aus Europa eingeführten Sitte, benutzten aber jede Gelegenheit, die Krüge neu zu füllen. Die Speisen waren ächt asiatisch, mit spanischem Pfeffer und Zwiebeln bereitet, und so hatte mein Gaumen erst durch den Branntwein, dann durch die Speisen doppelte Qualen zu erleiden. Selbstverständlich ist von Gabeln oder Löffeln keine Rede, sondern Jeder langt nach Belieben mit seinen unsauberen Händen zu, sogar das beste Stück Fleisch wird auf diese Weise dem Gast zugeworfen. Aus dem Reis macht man nun der besseren Consistenz willen, Brod dazu krümelnd, runde Kugeln und verschluckt diese. Waren der Trinkgelder schon nicht wenige gewesen, als wir dem Kloster zuritten, so überstieg es beim Scheiden alles Glaubliche, sogar Priester stellten sich ein, die für uns ein Paternoster gebetet. Ein Diener hatte Brod gebacken, der andere Kalmück süsse Sachen bereitet, der dritte Fleisch gekocht, der vierte es gebraten, der fünfte das Zimmer angewiesen, ein anderer Teppiche gelegt etc. Von den Priestern unter Segen und allen Förmlichkeiten entlassen, schwang ich mich schnell auf mein Pferd, entzog mich allen ferneren Zudringlichkeiten und eilte mit freudig begeistertem, leichten Herzen der klassischen Ebene von Musch, dem alten Mexene, zu.

Schirin und Ferhad.

Der Orient ist das Land der Sagen, und mehr als im Occident erhalten sich bei dem Einerlei der verschiedenen Völker die Erzählungen Jahrhunderte, ja selbst Jahrtausende hindurch. Oft ist selbst eine unbedeutende Begebenheit im Stande, zu einem solchen Gewichte heranzuwachsen, dass sie für immer der Vergessenheit entrissen ist. Nur etwas an ihr muss, wenn auch nicht grossartig, doch eigenthümlich sein, um die Aufmerksamkeit der Zelt- oder Heerd-Erzähler zu fesseln, und bald ist sie von einer Menge zu einer andern Zeit und unter ganz andern Verhältnissen geschehenen Thatsachen umkleidet, um so ausgeschmückt in der Tradition fortzuleben. Dichter sammeln im Oriente nur, was im Munde des Volkes lebt und verarbeiten es auf ihre Weise, ohne aber dadurch immer vortheilhaft auf das Erzeugniss des Volkes zu wirken.

Aus der Ursache erscheinen dieselben Erzählungen, im Zelt vernommen, zumal die Lebendigkeit des Erzählers und die Theilnahme aller Zuhörenden selbst einem Abendländer das regste Interesse zu erwecken vermögen, anders als die schwülstigen Werke der orientalischen Schriftsteller.

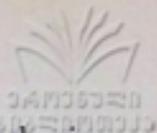
Freilich giebt es auch rühmliche Ausnahmen, und wenn ich hierin selbst weniger aus Ueberzeugung, als vielmehr nach dem Urtheil sprachkundiger Männer zu sprechen vermag, so sind doch auch Proben von orientalischen, besonders persischen Dichtern bekannt, die nicht weniger von allem pompösen Schmuck als niedrigen Schmeicheleien, die freilich beide aus den dortigen unnatürlichen Verhältnissen erst hervorgingen, befreit, zwar kräftig und mit glühender Phantasie ausgeschmückt, doch nichts desto weniger auch zart und lieblich erscheinen.

Für alle Tugenden besitzt der Orientale seine Ideale und

will er Schönheit schildern, so steht ihm Schirin, eine gräusliche oder armenische Prinzess am höchsten; als Mann hingegen ist der biblische Josef (Jussuf) das Ideal männlicher Schönheit und neben ihm nimmt Suleika, die Gemahlin des ägyptischen Potifars, die zweite Stelle ein. Während uns der Pentateuch Jakobs zweit jüngsten Sohn als einen enthaltsamen, allen Verführungen der reizenden Königin widerstehenden Jüngling schildert, und Joseph uns nun als Muster und Sinnbild der Keuschheit dargestellt wird, ist dieses keineswegs nach den anderen orientalischen Nachrichten der Fall, und es giebt gewiss wenig Liebesgedichte oder sich um Liebe drehende Erzählungen im Orient, in denen Jussuf und Suleika nicht als zärtliches Liebespaar genannt werden. Als Frauenmuster steht den Orientalen oben an Maria, die Mutter Jesus', und Fatmeh, die treue Gattin und dulddende Lebensgefährtin Ali's, während Mohammed freilich und neben ihm Ali die Normen aller Männer sind; denn selbst Salomo (Suleiman), sonst das Ideal der Weisheit, steht dem grössten Propheten nach. Iskender (Alexander der Grosse) gilt auch den Orientalen als der grösste Herrscher und Eroberer; man nennt ihn aber einen Perser und nicht einen Griechen, der aus der Ehe des macedonischen Philipp mit einer persischen Königstochter hervorging und als rechtmässiger Erbe sein mütterliches Reich (Persien) wiedereroberte. Antar, obgleich als Knecht geboren, ist der orientalische Bayard, der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, und neben ihm steht fast gleich hochgeachtet einer der Tapfern unter Harun al Raschid's Heldenschaaren, Sid al Battal (d. h. Kampfheld) der Vorgänger des spanischen Cid al Campeador. In der neueren Zeit hat sich ihnen der Sohn des blinden Stallmeisters (Köröglu), zugesellt.

Von diesen Dreien hört man mancherlei, und zwar von den beiden ersteren mehr im Süden, von dem Dritten mehr im Norden des Orientes, und nicht selten vernahm ich mit Vergnügen einheimische Heldengesänge, wenn auch orientalische Stimmen das Ohr eines Occidentalen an und für sich nicht zu berauschen vermögen.

Vier Perser und drei Türken haben die Sage von Schirin zum Gegenstande ihrer Dichtungen gewählt; aber alle sieben er-



zählen die Liebesgeschichte auf verschiedene Weise. Auch ein deutscher Dichter (Hammer von Purgstall) hat bereits vor mehr als 3 Jahrzehnten Schirin zu einem längeren Liebesgedicht benutzt und in ihm die orientalische Ansicht von der Liebe zu Gunsten der occidentalischen kaum merklich hervorgehoben, wodurch leider viel von dem Eigenthümlichen verloren gegangen sein muss. Schirin soll die Tochter eines grusischen oder armenischen Königs gewesen sein, und ihre Schönheit wurde bald weltberühmt. Der Pracht liebende Chosru, mit dem Beinamen Parwis, zu Anfang des 7. Jahrhunderts unserer christlichen Zeitrechnung ein mächtiger König in Persien, vernahm die Kunde von der wunderlieblichen Prinzessin am Fusse des von Diwen (Geistern, mit unserem Worte Teufel, gleicher Abstammung) bewohnten Kaukasus, als er auch alsbald von Liebe gegen die noch nie Gesehene entbrannte. Durch einen Vertrauten weiss er das treue Bild seiner schönen Gestalt der Prinzessin scheinbar durch Zufall in die Hände zu spielen und auch Schirin wird von heftiger Liebe für das Original ergriffen. Sie erfährt seinen Namen und reist auf flüchtigem Rosse nach Mebain am unteren Euphrat, der Residenz des mächtigen Königs, um sich selbst von der Wahrheit des Bildes zu überzeugen, doch zu gleicher Zeit eilt Chosru (Chosroes bei den Byzantinern) nach der Ebene des Araxes, nördlich vom Ararat, der ältesten Residenz der armenischen Könige, und so verfehlen sich die, die sich gerade suchen. Endlich finden sie sich; aber Schirin, von der Mutter belehrt, dass Genuss die Liebe tödte, Enthaltbarkeit sie befestigt, widersteht dem feurigen Drange ihres Heissgeliebten, bis sie als Gemahlin (freilich neben 10 000 anderen sagt die Geschichte) mit ihm auf dem Throne sitzt. Doch als sie mit dem Gatten verbunden, macht sie die Bekanntschaft eines fahrenden Ritters Ferhad, ebenfalls eines Königssohnes, den aber der Durst nach Thaten bis in das Reich der Geister und Dämonen, die das mächtige, die Erde (als Scheibe gedacht) umschliessende Gebirge Kaf bewohnen, treibt und zuletzt an den eleganten Hof des grossen Perserkönigs führt. Dort vollbringt er grosse Thaten und spaltet den mächtigen Berg Bissutun, um, dadurch eine Strasse bildend, bequem auf die andere Seite zu kommen oder vielmehr (nach einer anderen Sage) für die ihm noch unbekannte Schirin einen Milchkanal von der andern Seite des Berges nach dem Sitze der



Königin zu leiten. Schirin, in Bewunderung für den Baumeister, sieht ihn und fühlt nun erst die wahre Liebe im Herzen; auch Ferhad wird von gleicher Leidenschaft ergriffen, und so leben beide Liebende eine Zeit lang im gegenseitigen ungestörten Genuße. Doch der mit Recht eifersüchtige Gatte verbannt den unberufenen Nebenbuhler in das gebirgige Kuhistan, wo noch heute östlich von dessen Hauptstadt Kirminschah ein Städtchen den Namen Bissutun führt und allerhand Erinnerungen von dieser Zeit im Berge eingehauen sich vorfinden sollen, um dort auf gleiche Weise seine Kunst im Schaffen neuer Werke in Anwendung zu bringen.

Nachdem der geliebte Ferhad schon eine Zeit lang in der Verbannung nur dem Andenken seiner Liebe gelebt hat und aus Sehnsucht sichtbar abgezehrt, fühlt erst Schirin das Unrecht des früheren Verhältnisses und klagt sich in einem Briefe an den Geliebten an. Ferhad, in der Meinung, nicht mehr geliebt zu sein, wird von Verzweiflung ergriffen und tobt bald gleich einem wilden Thiere, bald bringt er in fürchterlicher Apathie die Tage seines Lebens zu. In diesem Zustande sucht ihn einst Schirin auf, bemüht sich aber vergebens, ihn der früheren Fröhlichkeit wiederzugeben, und kehrt fast unverrichteter Dinge zurück. In der Zeit verschwört sich Schiruje, ein Sohn des Chosru von seiner ersten Gemahlin, einer griechischen Prinzessin, gegen den eigenen Vater, und, vom Dolchstoß getroffen, sinkt dieser nieder. Vergebens buhlt nun der schändliche Sohn, der alsbald den mit Blut befleckten Thron einnahm, um die Hand seiner Stiefmutter, die jetzt erst ihre Stellung zu ihrem nun todtten Gemahl zu begreifen scheint. An seinem Leichnam giebt sie sich selbst den Tod, und die Flammen eines alsbald hellauflodernden Scheiterhaufens vereinigen die Asche derer, die auf Erden verbunden waren.

Ferhad beschäftigte sich eben, das Beil in der Hand, mit einer neuen Strasse, die er mitten durch einen Berg zu hauen Willens war, als ein Bote ihm die Nachricht von dem heldenmüthigen Tode der Geliebten seines Herzens brachte. Furchtbar schrak er zusammen und ergriff hastig das Beil, was bis dahin nur Felsen durchzuhauen bestimmt war, um das eigne theure Haupt zu spalten. Seine Getreuen begruben den Leichnam da, wo der Lebende sich am thätigsten gezeigt hatte, am Berge Bissutun.

Dies ist der Inhalt des Gedichtes, was in vaterländischer Zunge schon im Jahre 1809 Schirin und ihre beiden Liebhaber besang. Es soll die Quintessenz der orientalischen Dichtungen über diesen Gegenstand enthalten, und schliesst selbst treue Uebersetzungen aus dem Werke des anmuthigsten Dichters Persiens, Hafis, ein. Auch ich vernahm die Kunde auf meinen Reisen von Schirin und war selbst so glücklich, die einstige Wohnung des treuen Ferhad, im harten Felsen eingehauen, aufzufinden. Doch der Berg liegt nicht in Kuhistan in der Umgebung von Kirmanschah, sondern im Norden des heutigen Kurdistan, wohin der grosse orientalische Geograph Hamdollah ihn ebenfalls versetzt, und deshalb dem ersten Shirin-Dichter Nasami widerspricht. Auch die Erzählung weicht ab und so will ich versuchen, sie hier im schildernden Gewande, wie es ein Naturforscher nur vermag, treu und wahr, wie sie mir berichtet worden, wiederzugeben.

Wenn man von der alten Kaiserstadt Trebisond, dem einstigen Sitze der aus Konstantinopel vertriebenen Komnenen, auf der heutigen grossen Handelsstrasse nach dem Innern Asiens, besonders nach Persiens wichtigster Handelsstadt, Tauris, östlich wandert, so ist man gleich von Anfang gezwungen, ein grosses Gebirge, was den Norden Kleinasiens gegen das brandende Meer begrenzt, aufwärts zu steigen, und hinter ihm erreicht man, nur wenig absteigend, ein mächtiges, wiederum von Gebirgen durchzogenes Hochland.

Nur zu Pferde ist es möglich, die vielbesuchte Karawanenstrasse zu passiren. Hat man auf ihr, Berg auf, Berg ab, bald im engen Thale, bald vor jähren Schluchten vorbei, bald auch auf schauriger Höhe, vom kalten Winde umhaucht, wandernd, fünf oder sechs Tagemärsche vollendet, so gelangt man endlich in eine schöne, grosse, ringsum von Bergen eingeschlossene Ebene und in ihr, den südlichen Höhen angelehnt, liegt das römische Arse (Artze), denn das bedeutet Ars = Ruhm, gewöhnlich Erzerum geschrieben, und bei uns ausgesprochen, ohne Zweifel die wichtigste Handelsstadt in der nördlichen Türkei Asiens.

Diese Ebene, von den Türken vorzugsweise „Ebene“ d. i. „Owah“, von den Armeniern hingegen, denen eigentlich von Gott dereinst das ganze Hochland angewiesen war, nach ihrer darin



liegenden Hauptstadt „Garm“ genannt, bildet ein ächtes Bassin, in dem der wichtigste Fluss in Mosis Paradiese, der Euphrat, seine ersten Wasser sammelt, um stark genug zu sein, die mächtigen Scheidewände Armeniens gegen das tiefere Mesopotamien, den Antitaurus und Taurus zu durchbrechen. Doch der klassische Name ist hier nicht bekannt, und das in der Ebene seichte Wasser führt bei den einheimischen Christen und Muselmännern den Namen Schwarzwasser, d. i. Karasuh.

Die Ebene des Euphratischen Quellengebietes scheint mit der von Kars das höchste Land des armenischen Plateaus zu sein, denn genaue Messungen, die wir Engländern verdanken, geben die absolute Höhe, das schwarze Meer als Basis betrachtet, über 6000 rheinische Fuss an. Man darf sich deshalb nicht wundern, wenn Weizen bisweilen erfriert, und wenn nicht selten noch im Juni Schneegestöber die unheimlichen Wege unsicher macht.

Der berühmte Reisende und noch grössere Botaniker Joseph Pitton, nach seinem Geburtsorte Tournefort gewöhnlich genannt, der Lehrer des noch grösseren Linné, wunderte sich, als er in dem Monat des längsten Tages im Jahre 1701 seine Exkursionen nach den nahen Höhen wegen tiefen Schnees einstellen musste, und lange nicht auf dem 40. Grad nördlicher Breite, diese merkwürdige Witterungs-Verhältnisse begreifen konnte, bis er in der vulkanischen Beschaffenheit des ganzen Landes sie erklärt zu haben meinte.

Wie ich nicht geglaubt, fanden wir in Erzerum die gastfreundlichste Aufnahme und eine europäische Geselligkeit, die man kaum im Herzen Asiens erwarten kann. Die Anwesenheit mehrerer Consuln, und vor allem der europäisch asiatischen Kommission zur Regelung der persisch-türkischen Streitigkeiten, die durch das von Türken verübte Blutbad auf der heiligen Ebene von Kerbelah hervorgerufen waren, brachte ein reges Leben in den weitläufigen Strassen der uralten Stadt hervor. Der russische General-Konsul Garibaldi, ein Nachkomme derselben Genueser, die im Mittelalter sich des ganzen Handels im Oriente bemächtigt, hatte uns gastfreundlich aufgenommen, und der russische Obrist Dainese, so wie der junge Lord Curzon, waren wahrhaft hemüht, uns den vierwöchentlichen Aufenthalt in Erzerum nicht weniger angenehm zu machen, als uns die im hohen Grade interessanten Umgebungen vorzuführen. Das freundlichste Herbstwetter begünstigte unsere

häufigen Exkursionen. Kennen Sie die Geschichte von der schönen Schirin und ihrem treuen Ferhad, frug mich einstens der lebenswürdige Dainese, ein geborener konstantinopolitanischer Grieche, und als ich es verneinte, sagte er von Neuem: „Wohlan denn, so lassen sie uns den morgenden Tag dazu verwenden, die einstige Wohnung Ferhad's, im harten Felsen gehauen, zu besuchen und eine Wallfahrt zu dem Grabe des unglücklichen Liebenden zu unternehmen.“ Die ganze Gesellschaft stimmte bei, und noch an demselben Abende wurden die nöthigen Vorkehrungen zu der den ganzen morgenden Tag ausfüllenden Exkursion getroffen.

Feurige truchmanische Rosse standen am andern Morgen früh schon zeitig bereit, um die fröhliche Gesellschaft an das gegen vier Stunden entfernte Ziel zu tragen, und rasch durchflogen wir die zum Theil sumpfige Ebene. Bald kamen wir in der Mitte derselben, die wir eben in nördlicher Richtung durchschritten, an den schon zum Fluss angeschwollenen Euphrat, und eine aus Trachyt-Quadern erbaute Brücke führte uns auf die andere Seite. Diese schöne Brücke, in einer besseren Zeit erstanden, bildete einen Theil eines ebenfalls mit herrlichen Quadern ausgelegten künstlichen Weges, und auf ihm ritten wir eine Zeit entlang, bis wir wiederum querfeldein uns dem nahen Gebirge der anderen (nördlichen) Seite der Ebene zuwendeten.

Endlich hatten wir das Ziel erreicht, und schroffe oder vielzackige Felsen, aus einem dicht zusammengefügteten trachytischen Konglomerate bestehend, bildeten die Vorberge des von nun an bis zu einer Höhe von 9000 Fuss sich erhebenden Giaur-Dagh, des Gebirges, hinter dem nach der Meinung der früheren Moslimen das Land der Christen, d. h. Giaur, begann. Es bildet in einem halben Monde die Ebene umfassend, die nördliche Grenze. Ein murmelnder Bach, mit krystallhellem Wasser gefüllt, kommt aus dem Gebirge hier hervor und bildet in diesem selbst ein schluchtähnliches Thal, in dem eine Strasse nach Tortum und überhaupt in das Gebiet des Tschorok führt, aber auch am Beginn desselben entquillt dem Boden reichliches Wasser und die dasigen Quellen sind im ganzen Lande berühmt. Eine von ihnen besitzt sogar mineralische Bestandtheile, und liess schon auf der Zunge einen säuerlichen Geschmack deutlich wahrnehmen.

Bevor wir den zackigen, durch die Sage berühmt gewordenen

Berg näher besichtigten, stärkten wir uns im offenen Vorgemach der Wohnung Ferhad's mit Speise und Trank zu der mühevollen Untersuchung. Wie erstaunte ich, als unter den zahlreichen Gerichten, die der freundliche Dainese hierher hatte bringen lassen, auch die Forelle mit aufgetragen wurde. Bis jetzt kannte man den bei uns so sehr beliebten Fisch nur aus Flüssen, deren Wasser den Europa umgrenzenden Meeren und der Kaspisee zufliesst, und bezweifelte sein Vorkommen in allen Zuflüssen der grossen Südsee, mit der doch der persische Meerbusen, wohin der Euphrat sich ergiesst, in direkter Verbindung steht. Ueber diese Entdeckung erfreut, mundete mir der Liebling unter den Fischen mehr als je, und nicht umsonst war mein Bemühen, Euphrat-Individuen nach meinem deutschen Vaterlande zu senden.

Die einstige Wohnung des Ferhad befand sich ohngefähr acht Ellen über dem Fuss des Berges und war in einer senkrecht aufsteigenden Felswand eingehauen. Ein schmaler Pfad führte an einer vom Felsen überwölbten Stelle zu einer Art natürlichen Vorhalle, wie sie sich beim Verwerfen des Jurakalkes auch bei uns nicht selten darbietet, und von ihr aus gelangt man in ein kleines Gemach, was gewiss mit unendlicher Mühe in den Felsen eingehauen war. Ein kleines Fenster erhellte sein Inneres nur spärlich, und so wurde ich ihm gegenüber eine aus dem Stein gehauene Bank gewahr. Mit gewichtiger Miene zeigte mir des General-Consuls Dolmetscher einige Blutsflecken an der niedrigen Decke mit dem Bedeuten, dies seien noch die Spuren des Blutes vom Ferhad, als er selbst Hand an sein Leben gelegt hatte. Neben dieser seiner Wohnzelle sah man noch ein kleineres sehr schmales Gemach, was dem treuen Geliebten dereinst als Lagerstätte gedient haben soll, eingehauen. Ausser dieser Krypte, denn dieses ist der passende Name für alle dergleichen Felsen-Wohnungen, entdeckte ich noch einige andere, aber zum grossen Theil ruinirt. Es schien mir auch, als wenn ich an einigen Stellen Spuren eines künstlichen Mauerwerkes unterscheiden könnte, und dann hätte die nur wenig ausgehauene Felswand dem künstlich zusammengesetzten Hause mehr als Rücken gedient. Es boten sich mir dieselben Erscheinungen dar, wie sie mir so oft in Grusien, besonders in dem Stammlande der Meschier, d. h. in dem die Rion-Kur-Wasserscheide bildende Gebirge entgegneten, und die zum

grossen Theil bereits beschrieben worden sind. — Zwischen den einzelnen Felsen-Zacken des Trachyt-Konglomerates befanden sich besonders in den oberen Regionen des Berges unbedeutende Matten, mit damals grösstentheils abgestorbenen Kräutern besetzt; auf einer grösseren stand eine kleine Kapelle, wie man sie häufig in Grusien und Armenien findet, und wie sie auch mit ihrer Kleinheit den beschränkteren Geist ihrer Erbauer bezeichnen. Sie war gerade hoch genug, dass ich in ihr aufrecht stehen und mich umdrehen konnte. Diese Kapelle wird dem Ferhad zugeschrieben, und hier bezeichnete man mir auch die Stelle, wo man ihn begraben hatte.

Nachdem ich mit der Oertlichkeit vertraut, gehe ich zu der Geschichte selbst über, wie sie mir in der Umgebung von Erzerum mehrmals erzählt worden ist. Es herrschte einst über Armenien ein König, aber nicht in der Ebene des Quellengebietes des Euphrat hatte er seine Wohnung aufgeschlagen, sondern im lieblichen Thale des wärmeren Tschorok, (wo dereinst die jüdischen Bagratiden zuerst ihre Macht entfalteten) residirte er auf stöizer Burg. Ihm ward eine Tochter geboren, die heranwachsend ob ihrer Schönheit, mit der sie sogar die Sonne blendete, bald im weiten Asien berühmt wurde. Aus der Nähe und Ferne kamen Freier in Menge, um die Hand der stolzen Königstochter sich zu erbitten. Doch gelang es Niemand, das spröde Herz zu besiegen, bis endlich aus des fernen Südens warmem Klima ein Königssohn von der schönen Schirin benachrichtigt, sein Vaterland verliess, um sich selbst von der Wahrheit der Kunde zu überzeugen. Als einfacher Reisender erschien er in der Residenz des armenischen Königs, und mit dem Augenblicke, wo er plötzlich dessen schöne Tochter mit allen ihren Reizen erschaute, gelobte er in dem tiefsten Innersten seiner Brust, dass sie die Seinige werden müsse, oder er wolle scheiden auf ewig von dieser Erde, die ohne sie ihm nur öde und leer erschien. Unerkannt bewarb er sich um die Gunst Schirins, und Ferhad, denn dieses war sein Name, erfreute sich alsbald derselben mehr als alle seine Vorgänger. Die bis dahin spröde Schirin schüttete das Füllhorn ihrer reichen Liebe über den Glücklichen aus, und Ferhad vergass sich und sein Reich daheim, nur den süssen Gefühlen lebend.

Doch der Vater sah nur ungern die Neigung seiner geliebten

Tochter für einen gleichgültigen Fremden, scheinbar ohne Namen und Würde, und bedeutete dem Glücklichen, von nun an nicht ferner um die Hand seiner Tochter zu werben. Ferhad entdeckte seinen wirklichen Stand, aber der Vater vermochte es nicht über sich, das geliebte Kind so weit ziehen zu lassen, und beharrte auch ferner auf seiner Weigerung. Es wusste aber Ferhad, dass der König schon sehnlichst gewünscht hatte, eine Verbindung des Gaues, in dem seine Residenz sich befand, mit dem jenseits der Berge herzustellen, und viele Menschen hatten seit Jahren sich bemüht, eine Strasse durch den Höhenzug zu führen, ohne aber weiter vorgeschritten zu sein, und so erbot er sich, wenn ihm Schirin als Belohnung gegeben würde, den Wunsch des Königs in Erfüllung zu bringen. Was die vereinten Kräfte so vieler Menschen nicht vermochten, würde ein Einzelner um so weniger vollenden, meinte der Vater der reizenden Schirin, und ging die Bedingung ein.

Mit einem scharfen Beile, dessen Eisen nichts widerstand, schritt Ferhad an das grosse Werk, und wenn er am Tage sich abgemüht hatte und erschöpft in seiner Steinzelle, die er sich deshalb zuerst verfertigt, ankam, fand er in der Regel die Heissgeliebte, die in seinen Armen ruhend alle noch so geräuschvollen Freuden, die ihr daheim geboten wurden, gern vergass. Mit der über ihm sich erhebenden Sonne war schon Ferhad bereit, das, was er einmal angefangen, auch zu vollenden, und der Gedanke an den vollen Besitz der Auserkornen seines Herzens unterstützte ihn mächtig in seinem Beginnen. So verflossen ihm am Tage arbeitend und des Abends der süssen Minne pflegend, viele Wochen ungestört; aber eines Abends harrete er der Geliebten umsonst. Ein neuer Bewerber in der Person des mächtigen persischen Königs Chosru Parwis war erstanden, und der eitle Vater sagte die Hand derselben Tochter, die er schon vergeben, einem Mächtigen zu, ohne die zu fragen, deren Einwilligung doch zuerst nothwendig gewesen. Chosru erschien, um selbst seine Braut in Empfang zu nehmen, und wurde von dem Vater der Tochter zugeführt. Doch diese, ihrer Liebe treuer, als ihr Vater seinem Versprechen, wies alle Bewerbungen des neuen Freiers zurück und verharrte mit festem Sinne darauf, nur dem Ferhad dereinst anzugehören.



Der mächtige Chosru, dem bis dahin nichts widerstanden hatte, sah sich auf einmal von der Tochter eines kleinen Königs verschmäh't, und wenn seine stolze Seele sich auch von der scheinbaren Schmach beleidigt fühlte, so hatte die unvergleichliche Schönheit Schirins bereits zu mächtig auf sein Herz gewirkt, um der von Tag zu Tag sich erhöhenden Leidenschaft Herr zu werden. Mit dem Vater berathschlagte er über fernere Massregeln, und da er die abendlichen Zusammenkünfte der beiden Liebenden erfahren, brachte er es dahin, dass Schirin unter strenge Aufsicht gestellt wurde und das väterliche Schloss nicht mehr verlassen durfte. Doch Ferhad ertrug die Abwesenheit seiner Geliebten nur bis zum andern Morgen, und kaum war der Tag angebrochen, so erschien er auch schon in der Residenz um das ihm drohende Unglück zu erfahren. Mit fester Stimme mahnte er den wortbrüchigen Vater seiner Geliebten an die zwischen ihnen festgesetzten Bedingungen; der Weg sei zu einer Hälfte vollendet und in Kurzem hoffe er das Ende der andern ebenfalls erreicht zu haben. Umsonst machte der König allerhand Einwendungen und da auch Schirin ihrer Liebe treu zu bleiben entschlossen war, so sollte das Versprechen zwar aufrecht erhalten werden, aber aller Umgang zwischen den Liebenden müsse bis dahin aufhören. Mit der Zeit hoffte man im Schlosse auch Gelegenheit zu finden, das Band zu lösen.

Schirin war ausser sich vor Schmerz, den Heissgeliebten von nun an nicht mehr sehen zu dürfen, und gelobte an heiliger Stätte, das Innere ihres Zimmers nicht eher zu verlassen, als bis Ferhad sie der freien Natur wiedergeben würde. Ihr Geliebter hingegen arbeitete mit übermenschlicher Kraft an seinem grossen Werke, und so sehr man auch bemüht war, ihm allerhand Hindernisse in den Weg zu legen, so ging der Bau der Strasse täglich ihrem Ende mehr entgegen. Schon gedieh sie so weit, dass er den Tag im Voraus zu bestimmen im Stande war, wo er die gerechte Belohnung, seine geliebte Schirin, von dem eigenen Vater derselben zu verlangen. Freudig gab er sich schon der Hoffnung des vollen Besitzes hin, da erfuhr er von den grossen Leiden der geliebten Braut, wie sie täglich mehr dahin schwinde, und wohl kaum den Tag ihres Glückes erleben würde. Da bemächtigte sich des Armen von Neuem ein grässlicher Schmerz,

und um einen oder den andern Tag zu gewinnen, nahm er die Nacht sogar bei der Arbeit zu Hülfe.

Dieses bemerkte der tückische Chosru und um sich die schöne Schirin zu erhalten, ging er am Tage vor der Vollendung des Bergpfades zu seinem Nebenbuhler und brachte ihm die lügnerische Nachricht, dass Schirin eben ihr Leben ausgehaucht habe. In der eben beschriebenen Felsenzone sass der Arme, sein einfaches, nur aus Brod bestehendes Mittagsmahl einnehmend, als er das Schrecklichste erfuhr. Verzweiflung wüthete in seinen Adern und einem Wahnsinnigen gleich verwünschte er das furchtbare Geschick, das ihm sein Theuerstes geraubt. Endlich ergriff er das scharfe Beil, was ihm bis dahin treulich in der Arbeit beigestanden hatte und spaltete sich das eigne Haupt. Zu spät kamen seine Diener herbei. Mitten unter Blumen und zwischen zackigen Felsen machten sie ihm sein Grab und legten den müden Körper, dem auf der Erde bis dahin keine Ruhe geworden, in die Erde, um aller Leiden und Schmerzen auf immer enthoben zu sein.

Die Cirkassierinnen.

In den feenhaft eingerichteten Wohnungen des Harems herrscht oft auf der einen Seite lauter Jubel und Freude, auf der andern aus gleicher Ursache auch Schmerz und Sorge. 1844, war man in Tiflis noch entrüstet, dass es einem Sklavenschiff gelungen war, mit 60 der berühmtesten Schönheiten nach Vathum zu entkommen. Die Regierung liess es weder an Drohungen noch an guten Worten fehlen, um die Mädchen, die fest erklärten, gar nicht wieder nach Haus zu wollen, an ihre Küste zurück zu bringen. Jede Sklavin, die dem Volke der Tscherkessen angehört, oder nur von Tscherkessens Küste aus in Konstantinopel eingeführt wird, steht nicht allein im Preise, sondern auch im Einflusse höher als die Tochter der ächten Muselmänner, selbst wenn ihre Schönheit nicht den gemachten Schilderungen entspricht. Was sich im Verlaufe von vielleicht mehr als einem Jahrtausend als Norm festgesetzt hat, lässt sich, zumal in dem alten Ueberlieferungen starr angehörenden Oriente nicht so leicht umstossen. Die Thatsache liegt in natürlichen Gründen. Während die Tochter des Muselmannes oder Christen gar keine Erziehung erhält, nur darauf hingewiesen wird der Ausbildung ihrer Schönheit zu leben, und an eine geistige Entwicklung gar nicht gedacht wird, so ist es mit der Tscherkessin, der Tochter des freien Gebirges ganz anders. Wenn auch nach unseren Begriffen Bildung fehlt. Sie ist keineswegs auf die engen Räume des Hauses angewiesen, sondern bewegt sich ungehindert in freier Luft. Sie besitzt sogar als Mädchen eine grössere Freiheit, wodurch sich auch der Geist freier entwickelt. Die tscherkessischen Mädchen tragen denselben Stolz in ihrer Brust, wodurch sich ihre Väter und Brüder auszeichnen. Dadurch erlangt sie über einen geistig beschränkteren Türken und die anderen verdummtten Frauen islamitischen Ursprungs, leicht geistiges Ueber-

gewicht, was sie bald fühlen und dadurch herrschen. Der in der Mitte des 10. Jahrhunderts lebende, berühmte arabische Schriftsteller Massudi spricht zwar nicht mit Bestimmtheit vom Handel mit tscherkessischen Sklavinnen, erwähnt aber mit weitläufigen Worten die Schönheit der tscherkessischen Frauen.

Grosse Sendungen tscherkessischer Sklaven gingen besonders im 13. Jahrhundert nach Aegypten und den übrigen islamitischen Staaten. Die Männer wurden zur Leibwache gebraucht. Sie verstanden jede Gelegenheit zu benutzen ihren Einfluss geltend zu machen, und so sahen wir aus ihnen zwei Dynastien entstehen, aus denen die erstere, die sogenannten Bahariten, durch einen Kiptschachen, also einen Ciskaukasier, die andere durch einen ächten Tscherkessen gegründet wurde. Die letztere erhielt sich über ein Jahrhundert, vom Ende des 14. bis Anfang des 16. Jahrhunderts in aller Unabhängigkeit auf dem ägyptischen Throne. Ein anderer Byzantiner, Namens Nikephoros, erzählt uns sogar, dass zwischen dem ägyptischen Herrscher Michael Paläologus ein Vertrag zu Stande kam, durch den die Aegypter das Recht erhielten, zwei Schiffe auszusenden, um sich an der Märtis und am Tanais, am Asow'schen Meere und am Don neue Sklaven einzuführen. Bei allen Festen spielen die Mädchen eine grosse Rolle, bei Hochzeiten, oder der Uebergabe eines Zöglings, was Tage lang gefeiert wird, nehmen sie den lebhaftesten Antheil. Der Tanz bildet die Hauptfreude. Niemand würde aber wagen die strengste Sittlichkeit zu versäumen, denn eine grosse Strafe würde den schnell ereilen, der sich einen Verstoss gegen ein Mädchen zu Schulden kommen liess. Während ein Mädchen an jeder Geselligkeit der jungen Leute Theil nimmt, ist die Frau, sobald sie ein Kind hat, davon ausgeschlossen, und sie darf selbst den tobenden Spielen ihrer früheren Freundinnen nicht einmal zusehen. Nur das Haus und die darinnen gegebene Thätigkeit sind das Element, in dem sie sich ungebunden bewegen soll. Während sie vor der Verheirathung keinem Blick eines fremden Mannes weicht, scheut sie diesen und verhüllt ihr Antlitz, oft auch den ganzen Körper mit einem grossen, weissen, baumwollenen Tuche, besonders wenn ausser ihrer Verbrüderung andere Männer im Dorfe sind.

Mit dem Augenblick, wo sie zum ersten Mal das Kind an ihre Brust legt, ändert sich ihre ganze Stellung im öffentlichen



Leben; bis dahin nimmt sie trotz ihrer Verheirathung an allen öffentlichen Vergnügungen Theil. Es ist wiederum eine Eigenthümlichkeit des tscherkessischen Familienlebens, dass die Frau, so lange sie, wie gesagt, keine Kinder hat, noch Mädchen genannt wird.

Nur die Gegenwart ihres Mannes vermag ihrer Freude am Spiel Einhalt zu thun und treibt ihr das Blut auf die Wangen, sie fliehet augenblicklich der Schwestern und Brüder wilde Reihen, wenn der, welchem sie doch, wie sie sich gelobt, angehört erscheint, und selbst der junge Mann wird verlegen, wenn er die Geliebte seines Herzens öffentlich erblickt. Ein Reisender, Marigni, erzählt, dass er einstens die Gemahlin eines Fürsten besucht, und sich sehr angenehm mit ihr unterhalten habe. Plötzlich sei sie aber durch das Fenster entflohen, als sie die Nachricht empfangen, dass ihr Mann kommen werde.

In Folge dieser gegenseitigen Scham der jungen Eheleute, die bei Naturmenschen keineswegs unnatürlich ist, und gewiss von zartfühlenden Europäern verstanden wird, nehmen sie nur getrennt an den Spielen der Gesellschaft Theil. Der junge Mann schleicht sich am frühen Morgen aus dem eigenen Hause, und erröthet, wenn er bemerkt wird, und ebenso begrüsst er am Abend die Geliebte seines Herzens, wo sie sich ungestört angehören. Gleichsam meiden sie aber das Licht des Tages, was ihre Gefühle des tiefsten Innern auf den Zügen abspiegeln und verrathen könnte.

Dasselbe Zartgefühl, was sich in den ersten Jahren der jungen Ehe und des häuslichen Lebens in einer tscherkessischen Familie kund giebt, spricht sich in allen übrigen Stadien ihres Lebens aus, vor allem bei der Brautwerbung. Die Tscherkessen haben so viel Eigenthümliches, dass sie eben von allen Orientalen in Sitten und Gebräuchen abweichen, und oft einzelnen Völkern des Abendlandes viel näher stehen. Sobald der junge Tscherkesse von seinem Erzieher für befähigt geglaubt wird, übergiebt ihn dieser der Familie. Da denkt er auch schon daran, sich eine eigene Häuslichkeit zu schaffen. Wenn ihn nicht selten andere und zwar äussere Momente in der Wahl seines Herzens bestimmen, so folgt er doch in der Regel seiner Neigung, und nur der Erzieher (Altalik), nie aber der Vater oder die Mutter macht hier, wie im ganzen übrigen Leben seinen Einfluss geltend. Es ist eine heil-

same Sitte in Tscherkassien, dass Verwandte sich nie untereinander verheirathen dürfen, und selbst den Gliedern einer und derselben Verbrüderung verbietet es der Gebrauch, der dadurch jeder möglichen Degeneration, die immer entsteht, wenn Verwandte sich unter einander verheirathen, einen Hemmschuh anlegt.

Eine Zeitlang tobt der junge Tscherkess im Leben herum, bis er sich endlich von der Schönheit oder Liebenswürdigkeit eines Mädchens so gefangen hält, dass ihr von nun an alle Aufmerksamkeiten gelten. Oeffentlich legt er seine Huldigungen seiner Schönen zu Füßen. Aber keineswegs erfreut er sich einer schnellen Gunst, sondern muss durch verschiedene Handlungen erst diese zu verdienen suchen. Muth und Tapferkeit bestimmen von Seiten ihrer Bewerber mehr ein tscherkessisches Mädchen zur Wahl ihres Herzens, als alle zärtlichen Beweise und Reichthümer derselben. Wie bei den spartanischen Jungfrauen kein Jüngling Erhöhung fand, der nicht unentdeckt einen Diebstahl ausgeführt hatte, so sind auch in Tscherkassien Raubzüge und Ueberfälle am meisten im Stande, sich die Gunst der Geliebten zu verschaffen. Freudig zieht der tscherkessische Jüngling in die Schlacht gegen die Feinde seines Volkes, oder trifft für den Ueberfall eines Dorfes die nöthigen Vorkehrungen, denn der Gedanke an seine Liebe leitet ihn zu jeder Handlung. Alles, was er erbeutet, bringt er heim zu der Geliebten. Das Mädchen blickt stolz auf die Geschenke, nimmt zugleich deren von mehreren an, ohne dass man ihr einen Vorwurf macht. Schon diese Geschenke rufen eine gewisse Wohlhabenheit in der Familie hervor, und die einmal genannte Dissebli verbesserte in einigen Jahren die bis dahin ärmlichen Verhältnisse ihrer Eltern zu deren Vortheil. Hat sich endlich der Jüngling mit dem Gegenstande seiner Liebe verständigt, so schickt er einen seiner Freunde oder Erzieher an den Vater ab, um dessen Zustimmung und die Höhe des Brautpreises (Kalim) zu erfahren.

Nach der Schönheit der Tochter und dem Vermögen des Bewerbers richtet sich in der Regel der Preis. Nur selten, wenn der Vater von der Schönheit seiner Tochter überzeugt ist, ist er ihrer Verbindung mit dem jungen Manne entgegen, da er weiss, dass ein tscherkessisches Mädchen sich in der Wahl ihres Herzens nicht zwingen lässt. Ist ihm der Bewerber nicht recht, dann sucht er ihn durch die Höhe des Brautpreises abzuschrecken. Zwanzig

bis funfzig Ochsen ist in der Regel der Kaufpreis; es ist nicht nöthig, dass diese gerade geliefert werden müssen, denn jeder Besitz, der dann abgeliefert wird, ist nur darnach geschätzt.

Ist der Bewerber zu arm, um den hohen Preis zu bezahlen, so bleiben ihm zwei Wege offen, seinen Zweck zu erreichen. Er verpflichtet sich nur einen Theil sogleich an den Vater der Braut auszuzahlen, das andere allmählich. Oder er versammelt die Männer seiner Verbrüderung um sich, und bringt ihnen das Vorhaben seiner Verheirathung und die Unfähigkeit, selbst den hohen Kaufpreis aufzubringen, vor. Hat er die Liebe und Achtung der Seinigen nicht schon früher verscherzt, so kann er sicher sein, dass Jedermann bemüht ist, ihn nach Kräften zu unterstützen. Sobald nun der Kontrakt abgeschlossen ist, theilt der Bräutigam seinen Freunden die Nachricht mit, und es wird die Verlobung durch ein Fest gefeiert, an dem Jung und Alt Theil nimmt.

Die Braut aber zieht sich zum ersten Male von den Vergnügungen der Jugend zurück, und verschliesst sich in stiller Klausur. Auch der Bräutigam lebt nicht wie früher, muss aber gegenwärtig sein. Mit der Verlobung besitzt er noch kein Recht auf seine Geliebte, denn er darf sie sogar im elterlichen Hause nicht besuchen. Um aber jedoch Zusammenkünfte möglich zu machen, besucht die Braut die Eltern oder Verwandten des Bräutigams, und hält sich selbst die grösste Zeit ihrer Brautzeit bei denselben auf. In einigen Gauen erhält sie bei den neuen Verwandten ein besonderes Zimmer, das Brautzimmer, was sie nie verlassen darf, und es liegt nun den Schwestern und Basen ob, für die Unterhaltung der Gefangenen möglichst Sorge zu tragen.

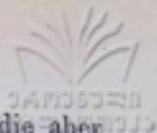
Kommt Besuch, so sind auch diese verpflichtet, die Unterhaltung zu führen, während die arme Braut ruhig auf dem Teppich sitzen muss, und nur wenig sprechen darf. Jedermann ist aber bemüht, ihr den peinlichen Zustand zu versüssen und so bringt man ihr Früchte, Zuckerwerk und allerhand Näschiereien, mit deren Genuss sie den Tag dahinbringt. Am Tage darf der Bräutigam seine Braut im Hause seiner Verwandten nur verstoßen oder gar nicht sehen, nur mit Hülfe seiner Schwestern kann er den Zweck erreichen. Es darf aber wiederum kein Dritter dabei sein, wenn es ihm gelingt an das Brautzimmer zu schleichen.



Bei den ärmeren Leuten fällt die Verlobung gleich mit der Verheirathung zusammen, bei reichen hingegen ist ein Zeitraum von 2 Monaten dazwischen. Dieselbe Feierlichkeit wiederholt sich, aber jetzt darf auch nicht der Bräutigam bei den Belustigungen gegenwärtig sein. Von den Brautleuten, die doch die Ursache der ganzen Feierlichkeit, befindet sich einer in dem Brautzimmer, während der andere sich in dichtestes Gehölz versteckt hat und sehnsüchtig der sinkenden Sonne entgegen schaut. Nun sammeln sich seine Freunde um ihn und unterstützen ihn in der nun folgenden Entführung. Sobald völlig dunkle Nacht eingetreten ist, schleichen die Verbündeten meist auf verschiedenen krummen Wegen dem Aufenthalt der Braut zu, die ebenfalls von den Schwestern der Braut in ihrem Vorhaben heimlich unterstützt wird. Wo aber die lärmende und tobende Gesellschaft die Entfernung der Verwandten des Bräutigams merkt, schleichen sich auch die Verwandten der Braut fort, um sich der Entführung entgegen zu setzen. Der Bräutigam sucht so schnell als möglich und allein zu seiner Braut zu kommen, Freunde halten ein Pferd bereit zur Entführung. In der Regel wird zur List die Zuflucht genommen, und während man vielleicht zum Schein eine Entführung ausführt, und das Gedränge sich konzentriert, entflieht das Brautpaar auf der entgegengesetzten Seite und reitet auf schnellem Rosse seiner Wohnung zu.

Die Entführung ist die eigentliche Ceremonie der Verheirathung und nur, wo die Fürsten Mohamedaner sind und selbst dann nicht immer, geschieht eine Trauung nach mohamedanischem Gebrauch. Die ganze Gesellschaft kehrt zum fröhlichen Mahle zurück, über welches oft die Sonne wieder aufgeht und noch fröhliche Gäste findet.

Das eiserne Corset der Braut, was jahrelang den schönen Körper umschloss, löst mit scharfer Schneide des Schwerdtes der Bräutigam für immer. Somit ist das junge Paar faktisch verheirathet, den Namen von Mann und Frau führen sie aber erst mit der Geburt eines Kindes. Am andern Tage erscheint in der Regel der Vater der jungen Frau bei seinem Schwiegersohn mit der Frage, ob er es gewesen sei, der am gestrigen Abend, im Dunkel der Nacht seine Tochter entführt habe; der junge Mann leugnet es keineswegs, und versteht sich besänftigend zu einer



Abfindung. Es beginnt von Neuem eine Unterhandlung, die aber nur Form und eine Wiederholung des früheren Kontraktes ist.

In der Regel wird nun der Brautpreis gezahlt. Hiermit ist die Frau zwar Eigenthum des Mannes, aber dieser ist verpflichtet sie, nach den bestimmten Regeln der Sitte, zu unterhalten; er darf sie zwar strafen, selbst schlagen, aber es darf kein Blut dabei vergossen, noch ein Glied oder ein Sinn untauglich gemacht werden. Scheidungen sind, da die Ehen in der Regel aus Liebe geschlossen werden, höchst selten und geschehen dadurch, dass der Mann seine Frau ihren Eltern, oder wenn diese nicht mehr leben, ihrer Verbrüderung zurücksendet. Hatte er eine genügende Ursache, die aber allein Treubruch der Frau ist, so bleibt dem Mann das Recht, den Brautpreis zurück zu verlangen, geschieht die Scheidung aber nur aus Laune, so verliert er jedes Recht auf seine frühere Besizung.

Die Sitte will aber, dass der Vater seine Tochter noch ein volles Jahr im Hause habe, bevor er sie von Neuen verheirathen darf, denn bereut der Gemahl bis dahin seine That, so kann er sie wiederum zurück verlangen. Später fällt sie dem Vater als Eigenthum zu, und dieser darf sie nach Gutdünken verheirathen, wobei aber der Bewerber, und sei es der frühere Mann, wiederum einen Kaufpreis zu zahlen hat. Es entsteht dem Vater dadurch ein neuer Vortheil, aber die Zurücksendung einer Frau hat für die Familie, selbst für die Verbrüderung eine Schmach, die oft die Ursache von Blutvergiessen ist und dann die schreckliche Blutrache hervorrufft.

Die Schilderung der Tracht der schönen Frauen und Mädchen wird wohl auch von Interesse sein. Sie scheint dazu zu dienen, die schlanke Gestalt noch mehr zu heben. Die Sitte in den verschiedenen Gauen ist gering unterschieden. Nächst dem Hemd umschliessen den Körper zwei Gewänder, von ihnen erscheint das untere in der Form der europäischen Damenkleider, mit langer Taille; den ganzen oberen Theil des Körpers, von den Schultern bis zu den sehr breiten Hüften, umschliesst das Kleid auf das engste, ist auch auf der Brust offen, ein Chemisettchen, mit künstlicher Stickerei versehen, wird dadurch sichtbar. Der untere Theil des Kleides ist weiter, faltenreicher und langt bis auf die Füße herab. Der Stoff dazu besteht aus Baumwolle oder Seide.

Gewöhnlich ist das Kleid so lang, dass man die gelben oder röthen sehr weiten seidenen Beinkleider nur wenig sieht. Das Obergewand entspricht den kurzen mit Aermeln versehenen Ueberwurf, wie sie bald als Casawaïka bald als Burnus Mode sind, und werden aus einem dichten Stoffe, Tuch oder Sammet angefertigt; sie sind nach vorn offen, sogar ausgeschnitten und mit Marderpelz besetzt, während die Nähte auf den Rücken und Aermeln mit besonderem Geschick durch feine Schnüre, Borden in schönster Arbeit verdeckt werden. Längs der Küste des Meeres ist das Verhältniss dieser beiden Gewänder gerade umgekehrt, indem das Obergewand bis zur Erde hinten herabreicht und eine Schleppe bildet, hingegen reicht das eigentliche Kleid nur bis zu den Knien, dadurch treten die schönen seidenen Beinkleider deutlich den Blicken entgegen. Eine Art leichten Bandes oder Schärpe umschliesst nicht selten die Taille und trägt zur Verschönerung der sonst einfachen Kleidung bei. Das Haar wird in lang herunterhängenden Flechten getragen. Eine Art rundes Deckelchen, dessen Rand auf der Stirn diademartig sich erhebt, ist mit Gold, Silber, Münzen und Edelsteinen geziert, bedeckt aber nur den Scheitel. Dafür tragen die Frauen mehr an der Küste eine ähnliche, nur kleinere Kopfbedeckung wie die Männer,

Oreanda und Livadia auf der Südküste der Krim.

Hart an der Landstrasse von Alupka nach Jalta, dem einzigen Hafenplatz der Südküste, jenseits des beide Orte scheidenden Vorgebirges Aithodor (heiliger Theodor) liegt in einer romantischen lieblichen Gegend, zwischen vier schroffen Felsenwänden ein freundliches Gärtnerhaus, umrankt von Jasmin, Kobäen und Passionsblumen, umgeben von brennend rothen Fuchsien und blauen Salbei. In ihm schlug ich mit meinem Freunde, Fürsten Constantin Suworoff, auf die freundliche Aufforderung des Besitzers, Herrn Rögner, kaiserlichen Gärtners von Oreanda, während des gegen meinen Willen verlängerten Aufenthaltes auf der Südküste meine Stätte auf. Die gastliche Aufnahme nicht weniger, als die genaue Kenntniss der Umgebungen und der rege, über die materielle Gärtnerei sich hinaus bewegende wissenschaftliche Sinn Herrn Rögner's, trugen unendlich viel bei, die vierzehntägige Zeit auf die angenehmste Weise und im vollem Genuss der dargebotenen bald wunderlieblichen, bald grossartigsten Ansichten zu verleben.

Oreanda hatte einst der Kaiser Alexander mit seiner hohen Gemahlin sich auserlesen, um während der schönen Jahreszeit in stiller Zurückgezogenheit und umgeben von unvergleichlichen Reizen, ein glückliches und betrachtendes Leben zu führen, als plötzlich zu Tagonrog, seinem damaligen Asyl, der Tod ihn überraschte und bald darauf auch die Kaiserin Elisabeth ihm nach dem Jenseits folgte. Seitdem ist die Kaiserin Charlotte (in Russland Alexandra genannt) Besitzerin der reizendsten Herrschaft in Russland. Im Jahre 1837 überzeugte sie sich selber von der herrlichen Lage und hat nun Oreanda die Aufmerksamkeit gewidmet, welche es in so hohen Grade verdient. Ein englischer Baumeister



erhielt alsbald den Auftrag, ein der Besitzerin würdiges Schloss zu erbauen, während Herr Rögner die Natur in ihrer Entfaltung ihrer Reize zu unterstützen anvertraut ward. Diese Aufgabe hat er meisterlich gelöst.

Die Lage von Oreanda unterscheidet sich wesentlich von der Alupkas, da hier der greise Vulkan für seine Werkstätte keinen Ausgang sich schaffen konnte, aber nichts destoweniger hat er in seinem Grimme so kräftig gerüttelt, dass er die dichten Kalkschichten an mehreren Stellen mächtig in die Höhe getrieben und senkrecht aufgestellt hat. So stehen sie in Form von schroffen mehrere hundert Fuss hohen Felswänden, seit Jahrtausenden drohend und doch unverändert da. Das Hauptgebirge erscheint, im fernen Hintergrunde zieht sich eine schiefe Ebene von 30 bis 40 Grad Neigung, aus der vor Allem, je zwei zu zwei hinter einander liegende, vier Felswände, dem Meere zugewendet, gerade in die Höhe steigen und nach hinten in die geneigte Fläche nur wenig überragend übergehen. Während die Umgebung Alupkas sich nur einer kärglichen Vegetation erfreut und der fahlgraue Boden fast allenthalben durchblickt, ist hier das freundlichste, besonders Eichen-Buschwerk vorhanden, und einzelne Bäume, Aborn, Ebereschen u. s. w. ragen heraus. Selbst die Felsen und Wände haben sich mit Grün von Wachholder, Erdbeersträuchern und Epheu geschmückt und dadurch ihr starres Aeussere unendlich gemildert. Auf ihrer Höhe und längs den Riffen haben kühne Föhren sich aufgestellt, und sich auf dem vorderen Kamm des Rückens hinziehend bieten sie eine neue, bei Alupka fehlende Schönheit dar.

Auf dem östlichen Abfall des Vorgebirges Aithodor sich ausbreitend, bietet sich in Oreanda die volle Bucht von Jalta mit allen ihren Reizen auf die mannigfaltigste Weise wechselnd dar, und das freundliche tief am Meer gelegene Hafentädchen gleichen Namens, ertheilt trotz seiner Kleinheit, da es nur aus einigen Häusern eine kleine Strasse darstellend besteht, dem ganzen wirklich erhabenen Bilde eine besondere Lebendigkeit. Vor allem verdient die Schlucht, die sich von Jalta längs eines Flösschens hinaufzieht und mit vielen Landhäusern bedeckt ist, Erwähnung, da dort im tiefen Thal das Meer hinter den Höhen von Massandra verschwindet und der wilde Bach von Stein zu Stein sich wäl-

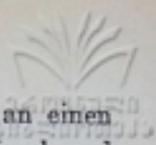


zend, trotz seines kleinen Wassers schäumend und tosend die grosse See vertritt.

Mit dem reizenden Terrain vertraut gemacht, mögen die geehrten Leser auf den zahlreichen Wanderungen von dem besten Führer geleitet folgen, so dass mit zwei Spaziergängen, welche die hauptsächlichsten Schönheiten darbieten, eine getreue Schilderung des Ganzen möglich ist. Es wird mich freuen, wenn es durch einfaches Beobachten der Natur, wie sie mit verschwenderischer Hand ihre Reize entfaltend spendet, und durch getreues Wiedergeben des Gesehenen mir gelingt, nur einigermaßen anzuzeigen, was selbst dem Pinsel schwer werden würde, in derselben Grossartigkeit wieder zu geben.

Von unserer freundlichen Wohnung aus gingen wir an einem schönen Morgen, um zuerst die untere und westliche Felsenwand zu ersteigen. Sie hat sich mit ihrem Rücken über das Niveau der Fläche noch weit erhoben und erscheint von der Rückseite betrachtet in Form einer kegelförmigen, vielleicht 100 Fuss betragenden Höhe. Durch herrliches Gebüsch führt der schlängelnde Weg bequem auf den Gipfel, wo senkrecht, wagerecht oder schief, mächtige Felsen durcheinander liegen. Ohne Zweifel war der obere Theil der Felsenwand am meisten der unterirdischen Gewalt ausgesetzt und die gewaltigen Massen, auf die Rückseite stürzend, bildeten den kegelförmigen Hügel. Herr Rögner hat mit sehr viel Kunstsinn einen Pfad, bisweilen sehr eng, durch das barocke Felsengewirr bis auf die andere Seite, wo die Wand jäh in eine schauerliche Tiefe hinabsteigt, gebahnt. Lange weiss man nicht, wohin man zuerst seine Blicke wenden soll, und schweift von einem Punkte zum andern, von der Nähe in die Ferne, bis man nach und nach ruhig wird, um mit Musse zu geniessen. Um mir die Fernsicht unmöglich zu machen, setzte ich mich auf eine Knüppelbank und nahm die nächste Nähe in Augenschein. Da lag vor mir ein gewaltiger Block, auf dem sich ein anderer aufgestellt, in wagerechter Lage, neben mir hatte sich ein dritter nur halb aufgerichtet und kleines Gestein erhielt ihn in seiner Lage. Zwischen ihm und der Erde klaffte eine tiefe Spalte und gähnte wie der Rachen eines wilden Thieres mir entgegen.

Auf der andern Seite standen zwei Felsen einander gegenüber und bildeten eine Art Thor, durch das der Weg in den ein-



geschlossenen Raum führte. Die Naturbank lehnte sich an einen starken Zirbelstrauch, der mit seinem dunkeln und matten Laub und den fast trocknen orangegelben Beeren über uns sich schattete. Zwischen dem wagerechten und einem Thor-Felsen stand eine prächtige Terebinthenpflanze mit ihrem gekrümmten, den Umständen nachgebenden Stamm, und als Dach über dem mächtige Gestein ausgebreitet. Weiter vorn befand sich hart über der jähen Tiefe ein Exemplar des hohen Wachholders von solcher Stärke, wie ich es nur selten im Tschorok-Thale gesehen. Der Stamm hatte nicht weniger als $3\frac{1}{2}$ Fuss im Durchmesser. Wenn ich seinem gedrängten und langsamen Wuchse nach schliessen darf, so gehörten Jahrhunderte dazu, um ihm diese Stärke zu ertheilen. Da stand ich nun auf einem Fels und schaute von einer schauerlichen Höhe weit über das Meer hinaus, auf dessen Fluthen sich weissgesegelte Schiffe, oft nur als Punkt erscheinend, hin und her bewegten. So weit selbst das bewaffnete Auge nur blicken konnte, zog sich in unabsehbarer Ferne der schöne Meeresspiegel dahin. Mehrmals stand ich Abends auf der hohen Terrasse und sah der sinkenden Sonne nach, die noch lange das geliebte Vaterland mit ihren wohlthuenden Strahlen erfreute, um endlich sich auch dort am westlichen Horizont zu verlieren. Tief unter mir, mehr zur Rechten breitete sich die nur wenig abschüssige Fläche, die noch mehr geebnet, das kaiserliche Schloss tragen soll, aus, und wurde vom Meere durch zwei Felsenparthien, an denen sich die Brandung brach, geschieden. Das schönste Laubholz bedeckte allenthalben den Boden. Zur rechten Hand, jenseits der Schlossfläche, erhob sich die zweite untere Felsenwand und trug auf ihrer nackten Kante dorische Säulen in Form einer Ruine. Auf einer andern Seite den Berg herabsteigend, kamen wir an den unteren Theil der Felsenwand und blickten zu der bedeutenden Höhe, auf der wir gestanden, empor. Vom Schloss war erst das unterirdische Geschoss und das Parterre aufgemauert, und eben wollte man mit der ersten Etage beginnen. Es hat eine viereckige Gestalt und steht genau nach den Himmelsgegenden, verstösst aber dadurch gegen alle Regeln der Aesthetik, denn es befindet sich nun in einer unnatürlichen Stellung zwischen dem Höhenzuge und dem ihm parallel laufenden Meere. Die unterirdischen Räume sind sämmtlich gewölbt, aber wohl für ihren

Zweck zu klein. Die Basis der Mauer ist aus festem Grünstein erbaut, dann hat man Uebergangs- und Tonkalk genommen und kleidet endlich die Wände mit dem blendend weissen Kreidekalk von Inkermann aus. Ueber das Ganze lässt sich bis jetzt eben so wenig ein Urtheil als eine weitere Beschreibung geben, allein es scheint mir, als wenn die erhaben eingemauerten Verzierungen nicht im richtigen Verhältniss zur Höhe angebracht wären.

Die nächste östliche Umgebung des Schlosses ist etwas sumpfig und schöne Erlen bilden mit Weiden, vorzüglich anmuthige Haine, die Mingreliens Urwälder in's Gedächtniss zurückrufen. Einen Fuss breite Weinreben entsteigen dem Boden und bis in die höchste Spitze sich verschlängelnd, winden sie sich von einem Baum zum andern, in der Höhe von oft 60–80 Fuss die kleinen blaubeerigen Trauben tragend. Mit ihnen bildet der Epheu, der leider aber die schön gezackte Form seiner Blätter in eine ovale an den Rändern abgerundete umgeändert hat, einen lieblichen Kontrast, da er in hohem Grade verzweigt und dickbuschig sich um die schlanken Stämme schlingt. Von hier aus wendeten wir unsere Schritte wieder über die geebnete Fläche des Schlosses, nach dem Ufer des nahen Meeres.

Der freundliche Herr Rögner war allenthalben bemüht uns die Reize der Gegend in vollster Entfaltung vorzuführen. So gingen wir auf gewundenen Pfaden meistens unter dem breiten Dache grosser Wallnussbäume und später durch dichtes Gehölz nach einer Stelle, wo ein Bach einen lieblichen Wasserfall bildete. Die dunkle Umgebung des Laubholzes und die nur durch das Tosen der nahen Brandungen unterbrochene Ruhe der Natur nahm das Gemüth voll in Anspruch. Noch weiter im Zickzack geführt, gelangten wir auf einen freien Platz, den die aus dem Meere hervor ragenden Felsen in seiner weiteren Ausdehnung beschränkten. Hier war ein Garten angelegt, in dem zum Theil tropische Pflanzen, die freie Luft schöpfend und unmittelbar unter Gottes blauem Himmelszelte, auf eine noch nie gekannte Weise gediehen. Die schöne Paradiesfeige entwickelte rasch auf einander die schönen grossen glänzenden Blätter, die in wohlgefälliger Form zum Theil mit ihrer Spitze überhingen und hatte eben den Blüthenschaft getrieben. Daneben war ein volles Feld der üppigsten Bataten und ihre kartoffelähnlichen Knollen wurden mehr-

mals auf wohlschmeckende Weise uns zubereitet und dargeboten. Sie hatten einen süsseren Geschmack als die Kartoffeln, standen aber, ohnstreitig diesen näher als den Erdäpfeln (*Helianthus tuberosus*).

Ein mit grosser Anstrengung in das dichte Gestein eingehauener Pfad, führte auf den Gipfel der einen Felsenparthie. Hat man ihre Höhe erreicht, so schaut man senkrecht in das Meer hinab. Heftiger Wind peitschte plötzlich die kurz vorher noch ruhige Wassermenge, und weisser Schaum bedeckte in langen Streifen die bewegte Oberfläche. Mit grosser Gewalt wurden die Wogen an das feste Gestein geschleudert, und laut tosend prallte das Wasser zum grossen Theil als Schaum und Staub zurück. Wieder herunter gingen wir und verfolgten zur linken Hand eine zwischen beiden Felsenparthien sich hinziehende Schlucht, auf deren beiden Seiten die Wände über uns zusammen zu stürzen schienen, um hart an das brausende Meer zu gelangen; bis an unsern Fuss wurden die Wogen geworfen, um schnell dem Meere wiedergegeben zu werden. Nachdem wir eine lange Zeit doch immer zu kurz, in dem seltenen Schauspiel, den das allenthalben grossartige Meer uns hier dargeboten, geschwelgt hatten, wendeten wir unsere Schritte noch dem Thiergarten zu, wo in einer weitläufigen Umzäunung Hirsche und Rehe, aus dem eigentlichen Russland hierher verpflanzt, in nie gestörter Freiheit gehegt und gepflegt werden.

Der Thiergarten entspricht vollkommen seiner Bestimmung und bietet im Gegensatz zu den anderen Anlagen der Herrschaft eine grosse aber nichts destoweniger freundliche Einfachheit dar. Mitten in ihm befindet sich auch ein Teich, in dessen Nähe man zu jeder Zeit das schnellfüssige Wild erblicken kann; wenn auch der Teich einen Teich wie jeden anderen darstellt, so ist er doch durch die prächtigen Trauer- und Silberweiden, die seine Ufer umgeben, ausgezeichnet. Auffallend war das schnelle Wachsthum dieser Bäume, indem sie in nicht mehr als 10 Jahren eine Höhe von 30 und einen Umfang (der Krone) von 15—20 Fuss erreicht hatten.

Auf einem anderen Wege setzten wir, den Thiergarten verlassend, unsere Wanderungen fort, und erstiegen die zweite untere Felsenwand, die sich nach hinten ziemlich flach der hier mehr geneigten Ebene anlagert. Der Gipfel zeigt nicht die zertrümmerten Felsen, wie die schon beschriebene Felsenwand, und



ragt, ohne von Laubholz bedeckt zu sein, hervor. Auf diesem nackten Vorsprunge ist eine dorische Säulenhalle erbaut, die aus der Ferne jedoch einen grossartigeren Anblick gewährt als in der Nähe, wo sie wegen der nächsten Grandiosen, isolirt betrachtet, in den Hintergrund tritt. Von ihr aus ist der Blick in die senkrecht hinabsteigende Tiefe noch grausenerregender, und wer nicht daran gewöhnt ist, mag eine Gefahr vermeiden, wo ihm schwindelnd werden kann. Dichtes Gehölz zieht sich im Rücken der Felsenwand, hoch bis an die Landschaft hinauf. Ganz ermüdet kamen wir endlich in unserer ländlichen Wohnung wiederum an, versäumten aber nicht, die schönsten Punkte wiederholt zu beschauen. Nicht weniger reizend ist die nächste Umgebung des kaiserlichen Oranda, und nach Jalta zu grenzt das liebliche Livadia, auf der anderen Seite hingegen Klein-Oranda oder Murgutuh, während drüben hin eine noch nicht cultivirte Besitzung sich bis zur Höhe erstreckt. In der letzteren liegt die östliche und obere Felsenwand hart an der Strasse, die sich hier zwischen dieser und der unteren und westlichen Felsenwand hinzieht. An einem schönen Nachmittage wanderten wir auf der rechten Seite die Höhe hinauf, um, die genannte Felsenwand umgehend, jene von hinten zu besteigen. Dichtes Eichen- und Weissbuchen-Gebüsch bedeckt allenthalben den Boden, und nur einzeln kommen Felsen zu Tage, oder Trümmergestein liegt herum. Bald waren wir im Rücken der Felsenwand angekommen, und fanden eine schöne breite Fläche, die mit grösserem Gesträuch, sogar mit Bäumen bedeckt war. Die Winterliche und die Eberesche (*Pirus domestica*) standen einzeln in den Hainen, und an der Höhe der Felsenwand zogen sich Krim'sche Föhren (*Pinus taurica*) dahin. Diese Föhre oder Kiefer ähnelt am meisten der Föhre des Meeres, hat aber grössere Nadeln und wagerechtere Aeste, die bis zur Spitze fortgesetzt, eine Pyramide bilden. Der Baum erreicht weder eine besondere Höhe noch Breite; ich sah keine Stämme über 1 Fuss Dicke und 30 Fuss Höhe. Die mit Kalkgeröll bedeckte, kuppelförmige Höhe der Felsenwand suchten wir zu umgehen und trafen auf eine freundliche Waldwiese, deren frisches Grün, so lange nicht gesehen, dem Auge unendlich wohl that. Ein Tartar hatte einen Theil urbar gemacht und Kartoffeln gepflanzt, aber seine räuberischen Landsleute waren ihm leider in der Ernte zuvor gekommen; so beklagte

sich der Arme mit Recht, dass man ihm das Brot für den Winter genommen.

Durch dichtes Gebüsch drängten wir uns weiter nach der vorderen Seite, und zwar nach einer Stelle, wo die grosse Wand weniger furchtbar herabsteigt. Auf einem Fels liessen wir uns nieder, und schauten 1500 Fuss über die Meeresfläche auf die zahlreichen Lust- und anderen Häuser, die sich in den wunderschönen, ja herrlichen Anlagen zerstreut vorfanden, herab. Worte können das Grossartige nicht schildern, es muss tief empfunden sein, um es in voller Weise zu würdigen. In einer Felsenspalte hatte ein grosser Erdbeerbaum Wurzel gefasst, und ohne Zweifel weit mehr als ein Jahrhundert die unfruchtbare Stelle eingenommen. Leider haben Tartaren seine Krone durch Abhauen der Hauptäste geschändet, und was dem Baume einst zur herrlichsten Zierde gereichte, liegt vertrocknet ihm zu Füssen. Der Erdbeerbaum, den ich im Tschorok-Thale Wälder bilden sah, erscheint hier nur einzeln in den Spalten der Felsen, zugleich mit dem Wachholder, und wenn der kärglich mit Erde bedeckte Raum seiner Anhaftung nicht ausreicht, dann schickt er, wie auch der Wachholder, eine Wurzel von der senkrechten Felsenwand 15—20 Fuss hinab, um eine neue, mit Erde gefüllte Spalte zu suchen. Der Erdbeerbaum wächst nur langsam und beginnt schon zeitig sich zu verästeln, so dass er eher baum- als strauchartig erscheint. Seine grünlich, braunrothe Rinde besitzt keine Borke und schält sich in Stücken. Das Exemplar, was unter anderen sich hier vorfand, hatte einen Fuss über dem Boden, 3 Fuss im Durchmesser, verästelte sich aber alsbald so sehr, dass sich der Hauptstamm ganz verlor. Seine Höhe betrug nur 24 Fuss.

Durch eine nicht breite Schlucht ist die obere vierte westliche Felsenwand von dieser, auf der wir uns befanden, geschieden, und so stiegen wir herab, um den Fuss der letzteren und die dort befindliche Höhe in Augenschein zu nehmen. Sie gehört zur Herrschaft Klein-Oreanda und ist demnach Besitzthum der Grossfürstin Helene Pawlowna, Gemahlin des Grossfürsten Michael. Jedenfalls ist sie die grossartigste und imposanteste der vier nun beschriebenen Felsenwände. Schöne Zürpel- und Dürrlitzensträucher mit Gebüsch der morgenländischen Weissbuche, bilden die nächste Umgebung. Eine Vertiefung, einem Walde nicht un-

ähnlich, zieht sich am Fusse derselben hin. Leider ist dieser ganz reizende Punkt nicht so künstlerisch benutzt, wie er es im hohen Grade verdiente. Ohne irgend eine Unterbrechung oder einen Vorsprung, und selbst nicht mit der geringsten Spalte, steht die mehrere hundert Fuss hohe Kalkwand da, und doch ist es einem Epheu, ohne Zweifel erst im Verlauf von mehr als einem Jahrhundert gelungen, an ihr mit seinen Saugwürzelchen sich festzuhalten und empor zu klimmen, um auf einer anderen Strecke der Wand sich auszubreiten. Das kleinblättrige und glänzende Laub sticht mit seiner freudig grünen und glänzenden Farbe gar sonderlich von dem schmutzigen Weissgelb des Gesteins ab. Der Stamm dieses Epheus betrug an seiner Basis nicht weniger als $1\frac{1}{2}$ Fuss im Durchmesser. Wenn sein Anblick auch weit mehr Schönheiten als ein kleineres und anderes Exemplar darbietet, so ist der letztere doch dadurch im hohen Grade bemerkenswerth, dass sein Stamm unten durchhauen ist; die Erde vermag ihm nicht mehr die Nahrung zuzuführen, und er selbst muss diese dem trockenen Gestein und der ihn umgebenden Luft entnehmen. Nichts desto weniger gedeiht und grünt er. Jenseits des Waldes befindet sich an der Felsenwand eine höhlenartige Vertiefung, zu der eine aus Knüppeln zusammengesetzte Treppe führt. So schön sie sich auch ausnimmt, so verdient sie doch nicht die Berücksichtigung, die ihr geworden, wohl aber würde von ihr sich ein prächtiges Bild gestalten, wenn man mitten durch das Gebüsch eine Aussicht nach Jalta eröffnete. Auf der Höhe der Felsenwand steht ein weithin glänzendes, vergoldetes Kreuz, und es wurde mir erzählt, dass sich Ruinen einer grossen Burg, die den Namen Megabi führte, in der Nähe befänden. So erblickt man jetzt das christliche Kreuz da, wo einst der Halbmond mit eiserner Hand herrschte.

Klein Oreanda vermag mit seiner Nachbarin nicht zu wetteifern, zumal es sich auch nicht derselben Sorgfalt erfreut. Es gehörte dem Grafen Witt und später, wenn ich nicht irre, kaufte es der General Leon Narischkin. Die Grossfürstin Helene, entzückt über die seltenen Reize, die sich auf der Südküste darboten, sprach einst den Wunsch aus, auch hier eine Stätte zu besitzen, und sogleich trat der galante Besitzer seine Herrschaft, auf die ganze Dauer ihres Lebens, an die Gemahlin Michaels ab. Ganz in der Nähe der freundlichen Gärtnerwohnung liegen auf dem

Wege nach Jalta die wunderlieblichen Anlagen des russischen Gesandten in Neapel, des Grafen Potetzky (Podeki), und erstrecken sich vom Ufer des Meeres bis hinauf in das Gebirge. Nach einer früher hier gelegenen Stadt, von deren Ruinen ich viel hörte, aber selbst keine Spur gefunden habe, hat die Herrschaft den Namen Livadia erhalten. Dorthin wanderte ich oft, immer von Neuem entzückt, was für Anmuth und Reiz sich in der weiten Umgebung der Besizung entfaltetete. Der liebenswürdige Graf verlässt sogar Neapel auf Monate, was doch nebst Konstantinopel der schönsten Natur sich zu erfreuen hat, und lebt hier fern von dem geräuschvollen Leben in stiller und ländlicher Zurückgezogenheit, den ferneren Verschönerungen seiner Umgebungen und der Muse. Nicht weniger als bei den übrigen Herrn auf der Küste hat auch hier die Göttin der Gastfreundschaft einen Tempel aufgeschlagen, in dem der Graf als Priester schaltet und waltet. Jedermann findet hier die beste Aufnahme, selbst in der Abwesenheit des Herrn, wo die Verwaltung beauftragt ist, jeden Wunsch der Reisenden zu erfüllen. Livadia unterscheidet sich wesentlich von Oreanda und noch mehr von Alupka und erinnert lebhaft an italienische Villen und deren paradiesische Umgebungen. Auf seiner ganzen Ausbreitung ist das Barock-Wilde herum liegender Felsenmassen oder das Grottesk-Erhabene jäh in die Höhe gerichteter Felsenwände verschwunden und die Grazien scheinen selbst in den Hainen und Rasenplätzen eingezogen zu sein, um Anmuth und Lieblichkeit allenthalben zu spenden. In der Anordnung der Pflanzenwelt ist Grosses geschehen, und diese selbst entwickelt sich oft schon in den kleinsten Räumen, auf seltsam verschiedene, aber doch lieblich harmonirende Weise.

Hart an der Landstrasse liegt das in italienischem Geschmack erbaute Schloss und bietet mit seinen nächsten Umgebungen den schönsten Punkt der ganzen Herrschaft nicht weniger dar, als von seinen Balkonen eine Aussicht sich darstellt, die nicht grossartiger sein kann, denn das ganze Hochgebirge und die Schlucht von Jalta, mit ihren prächtigen Felsenparthieen and den ihn begrenzenden Föhren der Krim, weiter unten Massandra und die volle Bucht von Jalta, durch das Vorgebirge von Nigsta geschlossen, entfalten sich vor unseren Blicken.

Selbst hinter dem Vorgebirge schiebt sich noch der Grünstein-



Berg, Aiudagh, d. h. Bärenberg, weit in die See hinein, und an ihm zieht sich in dunstig blauer Ferne das Kreidegebirge hin, was die Bucht von Sudak und die von Theodosia (russ. Feodosia) von einander scheidet. Das Schloss liegt auf einer Terrasse, die zwar die Natur hervorgehoben, die aber doch von der Kunst verschönert ist, und ein freier Platz mit englischem Raigras und dem rothen Klee (*Trifolium incarnatum*) besäet und mit allerhand Boskets versehen, breitet sich, zu der Grösse des Gebäudes im Verhältniss stehend, vor ihm aus. Die Gruppen von Lebensbäumen, Schuberlien, Perrückenstrauch, Oleander, Magerlien etc. verleihen dem Bilde einen freundlichen Anstrich; nur vertragen die Anpflanzungen des immer grünen Kreuzdorns und der Phillyren mit ihren haarigen Aesten, die dem Ganzen etwas Gezwungenes geben, sich nicht mit den andern lieblichen Erscheinungen. Beide genannte Sträucher wachsen nur als wilde Hecken, und in anderem Gebüsch machen sie einen freundlichen Eindruck. Weiter ziehen sich Monatsrosen in der üppigsten Blütenfülle und verschiedenes Roth darbietend, als Zaun dahin, und gleich dem Brombeerstrauch auf den Boden hingestreckt, scheinen weisse Rosen (*Rosa bracteata*) dem Boden zu entspriessen.

Nicht weniger sind die Haine lieblich geschaffen, da das Gehölz, so jugendlich es auch sein mag, doch baumartig erscheint. Die einheimische Eiche, die man sich zum Ueberdruss gesehen, ist ganz verschwunden und hat schönen Waldbäumen Platz gemacht. Aus dem dichten Laube ragt die Trauerweide *Laetitiens* in der lieblichsten Entfaltung ihrer hängenden Zweige hervor, als wollte sie für sich ein Bosket gestalten. Niemals habe ich in der Garten-Aesthetik die durch keinen andern Baum zu übertreffende Weide in so schöner Anwendung gefunden, als in den Anlagen des Grafen Potetzki.

Das Schloss, nur aus dem Parterre und der Bell-Etage bestehend, bildet vermittelst zweier Flügel, die ohne Hauptgebäude an einander stossen, einen rechten Winkel, und die eine Front eröffnet die Aussicht nach Jalta und dem Gebirge, während die andere dem Meer zugewendet ist. Der Einschluss des Winkels bildet eine Art Hof, ohne jedoch besonders eingeschlossen zu sein. Die inneren Räume sind der äusseren Ausstattung würdig, und wenn sie auch an Eleganz denen des Schlosses von Alupka nach-

stehen werden, so zeugen sie doch hinlänglich von dem gediegenen Geschmack der Bewohner. Auch die übrigen, obgleich sämmtlich Wirthschafts- oder sonstige dem Nutzen dienende Gebäude, haben ein gefälliges Aeussere, und der Graf, der während seiner Anwesenheit stets auf Verbesserungen, nicht weniger als auf Verschönerungen bedacht ist, hat in der neuesten Zeit ein sonst unästhetisches Wasch- und Trockenhaus in einer solchen dem Auge wohlgefälligen Form herstellen lassen, dass es aus der Nähe und Ferne gesehen einen freundlichen, mit dem Ganzen harmonirenden Eindruck hervorzurufen im Stande ist. Selbst das Krankenhaus bietet seine Schönheiten dar. Die ferneren Umgebungen erfreuen sich zwar noch nicht der grösseren Aufmerksamkeit, aber da nur über dem Bärenberg freundlicheres Laubholz gefunden wird, so hat die Natur schon reichlich gesorgt, Schönheiten darzubieten. Doch will auch hier der Graf seine schaffende Hand walten lassen und besonders nach dem Gestade des Meeres hin neue Pfade machen lassen, um in der Nähe des brausenden Wassers Kunst und Natur zu schöner Harmonie zu verknüpfen.

Die deutsche Kolonie Helenendorf in Transkaukasien.

In einer der reizenden Gegenden Transkaukasiens, inmitten einer fruchtbaren Ebene und umgeben von Armeniern und Tartaren leben in friedlicher Nachbarschaft Deutsche allemannischen Stammes und gedenken mit Wehmuth des theuren Vaterlandes, das sie vor 26 Jahren verliessen. Bewaldete Berge begränzen seine Fluren im Süden und allmählich erheben sich diese zu himmelstrebenden Höhen, von denen nur der Wuvo bisweilen im Sommer den im Winter aufgehäuften Schnee durch die heissen Strahlen der Sonne während der Monate Juni und Juli verliert, und den blauschwärzlichen Gipfel, entschleiert von seiner weissen Decke, den Bewohnern der Ebene zeigt. Sariel heisst aber der abgerundete Kegel, dessen Fuss bis beinahe zur Kolonie herabsteigt. Hart an ihr, im tiefen Thale, das durch die verschiedenartigsten Porphyre, von denen ein Stück schon den Geologen viel Stoff zur Untersuchung darböte, eingeschlossen wird, fliesst, seinen schnellen Lauf nach dem Heraustreten aus dem Gebirge mässigend, der unbedeutende Gendscha-Tschai seiner endlichen Erlösung, dem Hauptflusse zu. Mit ihm haben, fast ein paar Stunden weiter oben, die thätigen Schwaben einen Kanal mit seinem Wasser angefüllt, abgeleitet, um im Sommer, wo nur selten ein Regen die ausgetrockneten Felder und Triften erquickt, diese mit der labenden Feuchtigkeit zu versehen. — Verfolgt man in nördlicher Richtung den über Felsblöcke hinweg murmelnden Fluss, so gelangt man nach zwei Stunden Weges nach dem alten Gendschea oder Gandscha, dem einstigen Sitze eines mächtigen Chanes, der den Königen von Grusien und später Russland viel zu schaffen machte, und erfreut sich an den schönen Gärten und riesigen Platanen, die besonders auf dem Baseon d. i. Werkplatz einen wirklich gross-

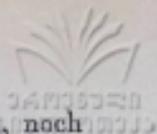


artigen Eindruck auf den für Naturschönheiten empfänglichen Menschen zu machen vermögen. Kein Stamm hat 6 Fuss über der Wurzel weniger als 2 Ellen im Durchmesser und alle überragen in üppiger Fülle des freudigen Laubschmuckes Häuser und Moscheen mit ihren unten und oben gleich starken Thürmen, Minaret's genannt. Wie mit einer Scheere in gleichem Wachsthum gehalten, bilden die Gipfel zusammen eine ebene Dicke, in der vorzüglich die schwarz- und graugefiederten Raben wohnen und die Luft mit ihrem unharmonischen Gekrächze erfüllen. — Am Elisabethtage des Jahres 1804 ergab sich die hartnäckig vertheidigte Stadt der russischen Uebermacht und das Kreuz zog siegend in den weitläufigen Strassen Gendscha's ein. Viele Tausende der Gläubigen vermochten aber nicht die Schmach des Halbmondes zu ertragen und verliessen mit ihrer beweglichen Habe die backofenförmigen Häuser und schönen Gärten. So steht die einst 60 000 Einwohner zählende Stadt zum grossen Theil öde und leer und ganze Distrikte sind verlassen, denn kaum 12—16 000 Menschen sind übrig geblieben. Zum Andenken an die Heilige, an deren Tag die stolze Stadt des Islams sich vor dem Christenthume gebeugt hatte, oder vielmehr nach der damaligen Kaiserin Elisabeth, der Gemahlin Alexanders, erhielt sie nun den Namen Elisabethopol d. i. die Stadt der Elisabeth. — Geht man den Gendscha-Tschai noch weiter abwärts, so kommt man bald an die Stelle, wo sein Wasser sich mit dem der Kura vereinigt. Dieser hier gewiss schiffbare, nicht unbedeutende Fluss, schon den Alten als Kyros bekannt, gab einst dem an seinem oberen, gebirgigen Gebiete wohnenden Volke der Grusier oder Georgier den Namen und wird von diesen kaum weniger hoch gehalten, als der Indus von den Indern und der Nil von den Aegyptern, wenn auch seine Fluthen nicht alljährlich übertraten, und fruchtbringenden Schlamm auf Wiesen und Felder trugen. Erst nachdem der Fluss aus dem höheren Gebirge tritt und in dem Thale von Meschet die Aragua aufnimmt, ändert er den Namen Kur in Kura d. h. Kur und Ra (Aragua) und einfließt in einem breiteren Thale, bis er in Tiflis selbst, durch senkrechte Felsen noch einmal eingeschlossen, den letzten Pass durch-eilt und nun allmählich in eine Ebene gelangt, die vorzüglich mit dem Einfluss der Khia (Choam bei den Russen) sich zu er-



weitem beginnt, und als Schirwan endlich ein Land bildet, dem östlich erst das kaspische Meer eine Grenze setzt. Schöne Eichenwälder umgeben zum grossen Theil die Kura, aber auch hier steht die Zeit bevor, wo asiatischer Unverstand sie vernichtet haben wird. Die Regierung sieht es ein, vermag aber nicht dem Unwesen zu steuern, rief sogar, als sie es auf eine in hohem Grade schonende Weise versuchte, einen Aufstand hervor. Luft, Wasser und Holz, hiess es, sind frei und uns von Gott gegeben, denn es sind die Bedingungen des Lebens. Ueber dem Flusse beginnt das Land aufwärts zu steigen, und es bildet sich die erste der Terrassen, welche bis zum Fusse des Kaukasus sich wiederholen und in der Regel auch durch Lehmhügelketten oder Molassen- und Kalksteinerhebungen noch deutlicher geschieden sind. — Mit der Lage Helenendorfs nun vertraut gemacht, kehre ich zu den biedereren Kolonisten und ihrem friedlichen Dorfe zurück. Unnütze die Geschäfte und die Betriebsamkeit störende Weitläufigkeit ist allen auf russischem Gebiete angelegten deutschen Kolonien und somit auch Helenendorf eigenthümlich, und der gegenseitige Verkehr ist dadurch besonders bei Regenwetter, wo der schwarze Humusboden bald grundlos wird, gestört. Jedes Haus hat nicht allein einen geräumigen, gewiss nothwendigen Hof und einen in die Länge sich ziehenden Garten, sondern die Strassen sind auch so breit, dass fünf- und sechsstöckige Häuser noch nicht der Sonne verwehren könnten, ausser der Mittagszeit den Boden zu berühren. Dazu kommen nun noch grosse Plätze, die in unseren grösseren Städten sich schön ausnehmen würden, hier aber ihren Zweck verfehlen. Zwei Längs- und eben so viel Querstrassen bilden vorzüglich das aus 118 Häusern bestehende Dorf, und Maulbeerbäume sind auf beiden Seiten angepflanzt, die niedrigen Häuser beschattend. Diese erscheinen durchaus einstöckig, stehen mit dem Giebel der Strasse zu und haben so flache Lehmdächer, dass sich der Winkel der graden Linie sehr nähert. Ihre innerer Einrichtung ist ächt schwäbisch, und ebenso wenig darf der grosse, ungeschickte Lehmofen und das breite Himmelbett fehlen, als der viereckige, meist aus Platanenholz angefertigte Tisch mit seinen auf zwei Seiten sich herumziehenden Bänken, die Gesimse über der Thür und beim Ofen, die kleinen Schiebfenster und die grosse Lade mit der weissen Wäsche angefüllt. Selbst in der

Kleidung waren sich die guten Deutschen gleich geblieben, und der wirklich unästhetische und plumpe Anzug der schwäbischen Bauern hat sich um nichts verändert. Ich hätte es ihnen, so sehr ich dem Vaterländischen zugethan bin, gern vergeben, wenn sie einiges von der bequemerem und anmuthigeren Art der meisten Kaukasier sich zu kleiden angenommen hätten. Die blauen Beinkleider und die blaue Jacke will nicht zu den gedrängten Gestalten passen und eben so wenig hebt das lange, faltenreiche und kurztaillige Kleid, fast stets aus dunkelfarbigem Baumwollenzeug verfertigt, die Figur der an und für sich nicht reizenden Frauen. Das weisse, dreieckig gelegte Kopftuch mit den im Rücken herunter hängenden Zipfeln trägt wiederum etwas dazu bei, das Aussehen freundlicher zu gestalten. — Es war die Woche vor Pfingsten im vorigen Jahre, als ich mit meinem treuen Dolmetscher Lukas, der mich in diesen entfernten Gegenden mit seinen sechs Sprachen unterstützte, in einem Kolonistenwagen in Helenendorf einzog, um daselbst das schöne Fest der Maien (d. i. Birken, die besonders in Thüringen am ersten Feiertage in Kirchen und Häusern ausgestellt werden) zu erleben. Mein Aufenthalt wurde mir um so angenehmer, als der Prager Reisende Dr. Kolenati sich die ganze Umgegend zu seinen Untersuchungen ausgesucht hatte, und mich mit grosser Herzlichkeit willkommen hiess. Man hatte schon Sorge getragen, mir ein gutes und bequemes Logis einzuräumen, und der biedere Schulmeister, Christian Gross, übergab mir seine noch nicht von ihm bezogene Amtswohnung, bestehend aus zwei grossen Zimmern. So wurde mir für meine Sammlungen ein Raum dargeboten, wie ich ihn im ganzen Verlaufe meiner Reise noch nicht gehabt hatte. — Mit jedem Tage befreundete ich mich mehr mit der Familie des für alle meine Bedürfnisse auf das liebenswürdigste sorgenden Wirthes nicht weniger, als mit den meisten Bewohnern Helenendorfs und vor Allem mit dem guten Pfarrer Roth. Wenn dieser auch in seinen religiösen Ansichten zu grell erscheint und jeder sogenannten weltlichen Richtung Feind ist, so hat die Gemeinde doch vorzüglich seinem segensreichen Wirken zu verdanken, dass keines ihrer Mitglieder von der traurigen Verirrung angesteckt war, die seit mehreren Jahren wie eine Krankheit in allen übrigen Kolonien rasch um sich griff und durch eine alte Frau, Spohn mit Namen



und als gepriesene Braut des Heilandes allgemein verehrt, noch verstärkt wurde. Aber auch durch gute, innere Organisation und genaue Befolgung ihrer eigenen Vorschriften, zeichnet sich Helenendorf vor den übrigen Kolonien Transkaukasiens aus. Während in diesen der Typus des deutschen Volkes, der vorzüglich in Treue und Fleiss besteht, mehr oder weniger sich verändert und den obwaltenden, keinen guten Einfluss ausübenden Umständen sich angepasst hat, sind die Helenendorfer fleissig, ordentlich und grundehrlich geblieben, und finden sich noch am wenigsten in die Eigenthümlichkeiten der dortigen Verhältnisse. Viele der sonst gewiss gutmüthigen Schwaben, besonders der Kolonie Neutiflis, haben ihre ursprüngliche Natur ganz und gar verleugnet und finden sich ebenso gut in ein fast nothwendig gewordenes System von Chikanen und Betrügereien, wie dortige Armenier und Russen. Sie wissen ebenso gut wie diese, dass einige Dukaten oft schneller Recht verschaffen, als die gewichtigsten Beweisgründe. Nicht so die Helenendorfer, und dieses ist die Ursache, warum sie bei allen Streitigkeiten mit den schlaun Tartaren und Armeniern in der Regel den Kürzeren ziehen. Meinem Herzen that es wehe, dass die guten Leute sich absichtlich von jeder Art Vergnügungen lossagten und weder Tanz noch das unschuldigste Spiel erlaubten. Arbeiten und Beten nahmen ihre ganze vorhandene Zeit in Anspruch, und so vergeht eintönig ein Tag wie der andere. Hätten sie nicht von aussenher Anstoss, so müsste der Geist in dieser monotonen Einförmigkeit zu Grunde gehen, und selbst die Streitereien der Tartaren werden daher für die Kolonie nützlich. Auch die Jugend lebt in Ruhe und Stille. Da sieht man keine Haufen fröhlicher Mädchen oder tobender Knaben auf den Strassen, sondern still und in sich vertieft, sitzen die ersteren am Abend mit dem Strickstrumpf vor den Thüren und die letzteren nichts thuend und geistlos vor sich hinstarrend, neben ihnen in aller Zucht und Ehrbarkeit. Es ist doch gar zu traurig, wenn die Jugend die nie wiederkehrenden schönen Tage unbenutzt vorübergehen lässt und dem Alter keine freudigen Erinnerungen mitbringt! Alles hat seine Grenzen, nicht weniger der Ernst, als die Freude. — Trotz der grossen Entfernung vom Vaterlande bleiben die Kolonisten ihrer Sprache und ihrea Sitten getreu, und es war mir eigenthümlich, dass ich mitten

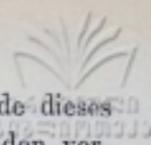
unter Tartaren und Armeniern dieselben Töne und Zischlaute vernahm, wie ich sie bei meiner zweimaligen Wanderung durch Schwaben gehört hatte. Auf die Erziehung der Kinder ist die ganze Aufmerksamkeit der Vorsteher und Eltern gerichtet, und der Schullehrer Gross thut bei der grossen Anzahl von Kindern gewiss sein Möglichstes. Es ist keine Kleinigkeit allein dem Unterricht von gegen 200 Kindern vorzustehen. Lesen, Schreiben, Singen religiöser Lieder und Religion sind leider die alleinigen Zweige des Unterrichts, denen besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Alles Uebrige, was sonst in der Welt vorhanden ist und wie es in ihr zugeht, findet kaum Erwähnung. Mit Gesang wird die Schule eröffnet und mit Gesang geschlossen. Ich freute mich über die grosse Ruhe, die die ganze Zeit des Unterrichts hindurch herrschte, und nicht ein einziges Mal wurde ich in meinen wissenschaftlichen Untersuchungen durch Schreien und Lärmen gestört. Uebrigens wurde ich kaum gewahr, dass gegen 200 Kinder in die Schule gingen, noch dass sie sämmtlich zu gleicher Zeit wiederum ihren Rückgang antraten. Mit wenigen Ausnahmen befinden sich alle Familien Helenendorfs in guten Umständen, und ihr Wohlstand würde um vieles bedeutender sein, wenn sie einen Theil ihrer Produkte verkaufen könnten. So aber sind sie gezwungen, alles selbst zu verzehren, und vermögen sich nicht andere Bedürfnisse des Lebens gegen ihren Ueberschuss einzutauschen. Weinbau ist ihre Hauptbeschäftigung und der Ertrag in gewissen Jahren so bedeutend, dass gar nicht alles untergebracht, sondern ein Theil des alten, weniger guten Weines weggegossen werden muss. Wie doch die Gegenden verschieden sind; während man bei uns sich Mühe giebt, die Weingärten und Weinberge so viel als möglich von Unkraut rein zu halten, würde man es in Helenendorf im Gegentheil für einen Verstoss der Weinkultur halten, wenn man das dicht die Reben umlagernde Gras und Kraut umhacken und dadurch jenen alle Fruchtbarkeit zuwenden wollte, denn die ganze Vegetation des Weinstockes würde nur in üppiger Entfaltung von Zweigen und Blättern bestehen, ohne viele und gute Trauben hervorzubringen. Der Weinstock selbst wird, wie am Rhein, in der Pfalz u. s. w. kurz gehalten und an Pfählen angebunden. Die Bereitung des Weines haben die Schwaben mit aus ihrem Vaterlande nach

Transkaukasien gebracht, und dieses ist die Ursache, warum sich ihr Wein an Feinheit und Güte hinlänglich von den andern inländischen unterscheidet. Es ist aber auf jeden Fall eigenthümlich, dass selbst bei dieser Behandlung ihm der Bouquet abgeht. Man liebt übrigens in Helenendorf die Gährung in der letzten Zeit zu unterbrechen, um einen sogenannten perlenden Wein zu erzielen. Dadurch bekommt er allerdings einen angenehmeren Geschmack, vermag sich aber nur 2—3 Jahre zu erhalten. Der Preis, zu dem selbst der beste Wein verkauft wird, beträgt für einen Eimer kaum mehr als 3—5 Thaler. Die Armenier und Tartaren (welche letztere hier grösstentheils Schiiten und keine Weinverächter sind) sind zu arm oder geizig, um sich Wein zu kaufen, und die wenigen Angestellten der dortigen Kreisregierung nehmen ihn lieber geschenkt, als gekauft. Nur selten kommen bedeutende Anfragen und eine solche gelangte auch zu dem Herrn Pastor, als ich mich gerade im traulichen Gespräche mit ihm befand. Der greise Mann hatte aber nur noch 80 Tanken (gegen 500 Flaschen) für seinen eigenen Bedarf, und konnte daher unmöglich etwas veräußern. — Die Viehzucht richtet sich nach der eigenen Wirthschaft, und so sieht man weder vom Hornvieh, noch von den Schafen bedeutende Heerden. Auch von Pferden ist kein Ueberfluss vorhanden, und in der Regel besitzt jede Familie ein Dreigespann. Ebenso ist der Getreidebau von keinem Belang, da er nur so weit betrieben wird, als für das Dorf gebraucht wird. Nach der Aussage der Kolonisten soll das Land nicht dazu geeignet sein. Weizen und weniger Gerste sind die einzigen Sorten, die man baut, und zwar den ersten für die Menschen und die andern für das Vieh. Kartoffeln, deren Verbreitung in Transkaukasien vorzüglich den Deutschen zu verdanken ist, giebt es in Menge und trotzdem die Regierung für eine gewisse Aussaat Belohnungen austheilt, hat noch keiner der Deutschen, obgleich die meisten derselben das vorgeschriebene Mass weit überschritten haben, sie erhalten, wohl aber kommen bisweilen Armenier und Tartaren zu ihnen und kaufen so viel Kartoffeln zur Aussaat, als zur Belohnung nothwendig ist. Ohne weitere Bearbeitung des Bodens bringen die Eingebornen diese unter die Erde, gehen zur Behörde mit der Anzeige davon und erhalten richtig, da man alles nach der Vorschrift ge-

funden hat, die gesetzmässige Belohnung. Man sollte kaum glauben, dass sich dann nicht selten der Fall ereignet, wo der Eigenthümer sich gar nicht mehr um das bebaute Feld bekümmert, denn die Belohnung war ihm schon reichlicher Ersatz seiner Mühen. — In der neuesten Zeit hat auch die Seidenzucht bei den Einwohnern Helenendorfs Eingang gefunden und sie bildet jetzt vieler Hände Arbeit. Sie ist im Gedeihen, und man kann sich der Hoffnung hingegen, dass sie mit der Zeit im Umfange grösser werden wird. Die Regierung sollte nur darauf bedacht sein, diesen Leuten einen leichteren Abgang ihrer vielen Producte zu verschaffen. Auf den Wunsch einer Petersburger Oberbehörde sendete der dortige Pfarrer eine Seidenprobe nach der Residenz und erhielt alsbald ein Belobigungsschreiben mit der Anweisung, sämmtliche vorrätthige Seide nach Moskau zu schicken, wo sie wie eine gute Sorte bezahlt werden sollte. Das geschah denn auch, allein in Moskau nahm man sie gar nicht an, und die armen Bauern mussten sie mit Verlust verkaufen. — Ich hatte mich während meines vierzehntägigen Aufenthaltes in Helenendorf mit seinen gutmüthigen Bewohnern recht eingelebt, und es war mir während des schönen Pfingstfestes gar nicht, als sei ich so fern von dem geliebten Vaterlande. In derselben Sprache, die ich mit der Muttermilch eingesogen, konnte ich ungestört mich bewegen und Jedermann, der mir am Abend, wenn ich von einer Exkursion zurückkehrte, begegnete, war mit der mir wohlbekanntesten Kleidung angethan und wünschte mir einen „schönen guten Abend“. Gern blieb ich dann an den Thüren stehen und knüpfte ein trauliches Gespräch an. Erzählte ich ihnen dann vom lieben Vaterlande, nach dem ich nun bald zurückkehrte, so wurden die Schwaben ganz weich und ergriffen wehmüthig meine Hände. „Ach ja, lieber Herr,“ sagten sie, „was sind Sie glücklich, dass Sie nun bald das geliebte Deutschland wieder sehen, was uns wohl auf immer verschlossen bleiben wird. Gern kehrten wir zurück, wenn es unsere Umstände erlaubten und uns dort ein sicheres Brod würde. Hätten wir gewusst, was wir seit unserer Auswanderung haben dulden müssen, wir wären geblieben.“ Es wurde mir schwer, als ich von den guten Leuten und vor Allem von meinem braven Schullehrer Christian Gross, wahrscheinlich für immer, Abschied nahm.

Das Land der Tschetschen (Tschetschenen) und seine Wälder.

Oertliche und zeitliche Schilderungen vermögen wohl am besten eine klare Einsicht in den Zustand eines Landes zu geben, und so benutze ich selbst gern eine weniger folgenreiche Begebenheit, um an sie andere Umstände anzuknüpfen, die dann zum Verständniss des Ganzen sicherer führen. Im Anfange des Sommers 1844 waren zwei Führer der beiden Heeres-Abtheilungen von Grasnaja, General Freitag und von Wladikaukas, Obrist Restroff,^k beordert, in die feindlichen Gaue der Tschetschen einzufallen. General Freitag marschirte über die Sundscha den Argun aufwärts; Obrist Restroff ging quer von Wladikaukas durch die tschetschischen, aber feindlichen Gaue der Inguschen und Karebulaken, um sich mit Freitag zu vereinigen. Dichte Wälder decken aber die Wohnplätze der feindlichen Tschetschen, und welche Hindernisse und Gefahren einer Expedition entgegen zu stehen vermögen, soll nun die Beschreibung eines kleinen Theiles dieses Zuges an den Tag legen. Doch zuvor ist es gut, mit den nöthigen Oertlichkeiten vertraut zu sein. Um selbst ohne meine Karte sich zu orientiren, versetze man sich auf einen bekannten Punkt, mit diesem die weitere Wanderung, wie es die Erzählung nothwendig macht, beginnend. So komme ich heute wieder zur grossen kaukasischen Militärstrasse, die das mächtige Gebirge, gleich weit von Osten und Westen entfernt, quer durchschneidet, aber diesmal bleibe ich auf der nördlichen Seite, wo noch eine kühlere Luft weht, als jenseits des Hauptüberganges, in dem mit italienischem Himmel begabten Grusien. Doch zuvor einige Worte über das ganze Gebirge. — Würde man in einem Ballon vom Fusse des Kaukasus zu einer reineren Athmosphäre emporsteigen, und in ihr eine Höhe zu erreichen suchen, welche die höchsten Spitzen



des so mächtigen Gebirges noch weit überragte, so würde dieses klarer vor die Augen treten, als es sonst selbst von den verschiedensten Punkten zu sehen möglich ist. Ich würde ohne Zweifel mit einem Blick die jetzige Ansicht über den Lauf und die Ausdehnung des kaukasischen Gebirges, welche mir erst nach jahrelangen Beobachtungen möglich wurde, erhalten haben. Wenn wir den Kaukasus im Westen, am nördöstlichen Ende des schwarzen Meeres, am Vorgebirge Issusug, oder auch mit der Hügelreihe der Halbinsel Daman, die sich zwischen dem schwarzen und asowschen Meere hinschiebt, beginnen lassen, so zieht er mit bedeutender südlicher Senkung in östlicher Richtung, quer durch den kaukasischen Isthmus bis zum kaspischen Meer, wo er sich wiederum in einer bedeutenden Hügelreihe, der durch ihre ewig und klar brennenden Feuer bekannten Halbinsel Apscheron, auf der im Anfange Baku liegt, verliert. Eine Kette, im wahrsten Sinne des Wortes, bildet das Gebirge, und nicht, wie man meint, einen auf gleiche Weise fortlaufenden Kamm, sondern eine Reihe von Kettengliedern, die einen tiefen Kessel einschliessen, liegen von Osten nach Westen neben einander. Plutonische Massen, und besonders ein harter buntscheckiger Trachit, haben sich dereinst aus den Tiefen der Erde durch die dichte Thonschieferdecke gedrängt, und stehen nun, mächtige Völker von einander trennend, zwischen Asien und Europa da. Mit der Zeit thürmten sich nördlich und südlich Uebergangsgelände eines grauen oder gelblich bläulichen Kalkes ebenfalls mächtig auf und zogen sich neben der Hauptkette auf jeder Seite als ein besonderer Höhenzug dahin. Ihnen haben sich wiederum, und zwar an den äusseren Seiten, der eine im Norden, der andere im Süden, noch neuere Gebilde, Niederschläge aus einer weit späteren Zeit, angelagert und verlieren sich auf der äussern Seite in einer wellenförmigen Ebene oder stellen im Süden eine Verbindung mit anderen Gebirgen her.

Verfolgen wir von der nördlichen kaukasischen Ebene her die grosse Militärstrasse und gehen im engen Thale des laut tobenden Terek aufwärts, so kommen wir bald an einen riesigen Berg, an Höhe unmittelbar auf den Elbrus folgend, der nach den einst von grusischen Königen hier eingesetzten Richtern (Kadi oder Kasi), die sich später für etwas Besseres deuchten und sich

Malka östlich fließende Terek wieder eine Gränze. Enge Thäler, nur selten zu Kesseln erweitert und vielfach zerrissene Höhen, bilden die südliche Hälfte; dicht mit Wäldern bedeckte wellenförmige Ebenen und weiter am Terek die östliche Hälfte der beiden schon bezeichneten Molassen-Höhen unter dem Namen Arük (tschetsch, Greben, russisch) oder Kamm bekannt, hingegen den nördlichen Theil. Die westliche Hälfte der beiden Käme wurde übrigens früher von tscherkessischen Kabarden in Besitz genommen und heisst die kleine Karbadah. Die Ebenen der Wälder und die wenig bewachsenen Molassen-Höhen, werden durch den Hauptfluss Tschetschiens, die Sundscha geschieden; dieser, immer dem Terek parallel laufend, entspringt östlich von der Militärstrasse, bevor man in den Terek-Kessel tritt, läuft von Norden nach Süden und dann von Westen nach Osten und ergiesst sich in der nordöstlichen Gränze des Landes in den Terek. Mit ihm vereinigt sich in der Mitte seines Laufes, ein ihm an Grösse nichts nachgebender Bergstrom, der direkt vom Borbalo herabstürzt und den Namen Argun führt. An ihm liegt das Dorf, was dem ganzen Lande den Namen gab, und ebenso soll die neue Residenz des kaukasischen Abdul Kaders, Weden, am Eingange des ebenfalls mit dichten Wäldern bedeckten Gebirges sich befinden. Diese Wälder, die den Russen schon so viel zu schaffen gemacht und ihnen schon so manches Unglück bereitet haben, etwas näher ins Auge zu fassen, wird wohl zur Erklärung der dortigen Verhältnisse nicht uninteressant sein. Wie im ganzen Kaukasus sich fast nirgends ein Uebergang findet und sich allenthalben grelle Gegensätze entgegentreten, so verhält es sich überhaupt mit den Wäldern und mit der Vegetation. Wenn hier Tausende von Blumen in den schönsten, mannigfaltigsten Farben prangen und üppige Kräuter bald die dichtesten Matten hervorrufen, bald zu zwergiger Form auf steinigem Grunde gedrängt, über und über, zwar mit kleinen, aber nichts destoweniger schönen Blüthen besetzt erscheinen, so tritt an anderen Stellen der nackte Boden dem Auge oft unangenehm entgegen. Wenn es hier die fahlgelbe Molassenfarbe eines zum Theil in staubähnlichen Stücken zerfallenen Sandes, das dunkle Grün, oder das reine Schwarz eines vulkanischen Gerölles ist, so erscheint im Gebirge wiederum die grelle Unfruchtbarkeit am nackten Baum, kärglich mit wenigen

Flechten, besonders Lecida-Arten, bedeckten und durch Alter grau gewordenen Felsenwänden, in bunt durcheinander geworfenen Steinhäufen oder in der Form schichtenweise übereinander liegenden und sich immer mehr zerkleinernder Brocken und Felsstücke des schwarzbläulichen Thonschiefers aus der ältesten von Menschen angenommenen Zeit. Im Westen und südlich vom Kaukasus bedecken die stattlichsten Hochwälder, wie ich sie schöner nirgends gesehen, das ganze Rion-Bassin, zu dem einst in den ersten Zeiten der menschlichen Geschichte, Jason mit seinen Heldenschaaren auszog, um das goldene Vliess zurück zu erlangen, und gegenüber auf der kaspischen Seite stellt sich kaum ein elender Strauch, geschweige denn ein stattlicher Baum dem nach Grünen sich sehnenen Auge dar. Eine ungeheure Ebene zog sich am Fuss des Kaukasus bis zu den Talüs-Bergen der persischen Provinz Adorbeidschan. Kommt man im ersten Frühjahr, in dem Monat März nach den Ländern des alten Albaniens, so tritt immer eine solche üppige Zwiebelblumen-Entfaltung entgegen, dass man sich in die grossartigen Treibereien von Zwiebelgewächsen in Holland und Berlin versetzt glauben könnte und zwar um so mehr, da zum Theil hier dieselben Blumen entgegnetreten. Narzissen, weiss und gelb, Muskat-Hyazinthen in verschiedenen Formen und Grössen. Crocus-Arten, blau und weiss, fleischfarbige Merandeen, obgleich den Herbstzeitlosen näher verwandt, doch dem Crocus in Form gar ähnlich, Zwiebeltragende und wie genannte Pflanzen gebaute Schwerdtlilien, hie und da Tulpen, zwischen steinigem Geröll sich mühsam empor arbeitende Milchsterne (*Ornithogalum*) in grossen weissen Trauben u. s. w., bedecken in Masse, neben anderen Dicotylen-Kräutern denselben Boden, der mit dem Beginn des Juni schon als traurige Wüste erscheint und nun kaum einigen unscheinbaren Kräutern, die mit ihrem Standpunkte die graue Farbe theilen, kärgliche Nahrung zu geben vermag. Verfolgt man wieder nordwärts die Küste des schwarzen Meeres und kommt jenseits des Kaukasus, von Süden ausgegangen, in das frühere Besitzthum des Gaues von Kuba, so treten in dem ganzen Dreieck, was zwischen der südöstlich laufenden Hauptkette des Kaukasus und dem nächsten nördlich liegenden und rein östlich ziehenden Schenkel der letzten Gabelung bis an das kaspische Meer sich

erstreckt, wiederum dichte Wälder entgegen, undurchdringlicher als die kolchischen, aber an Höhe ihnen weit nachstehend, dort herrscht unter den kühn zum Himmel emporstrebenden Rothbuchen immergrünes Gehölz, hier hingegen erlauben Weissbuchen, Schwarz- und Weissdorn, den Rothbuchen nicht, sich in derselben majestätischen Weise zu entfalten. Uebersteigt man nördlich auch die Kaukasus-Höhen, so kommt man in das Land der Lesgier, und völliger Holz-mangel tritt hier wiederum entgegen und dauert fort, bis man die Vorhöhen zur nördlichen Abdachung erreicht. Dort beginnen wieder fast dieselben Wälder, wie im Chanot Kuba, und setzen sich nun westwärts durch ganz Tschetschien fort. Auf der nördlichen Abdachung des rechten Kaukasus befindet sich auf dem kalkigen, mit dem Hauptrücken parallel ziehenden Gebirgszuge, der unter dem Namen des schwarzen Gebirges Kuradagi vorkommt, nur Gehölz, seltener schon grössere Haine. Zu eigentlichen Wäldern kommt es in Grusien nur im Westen, wenn sich auch hier und da im Süden und Osten grössere und kleinere allmählich in Wälder übergehende Haine vorfinden.

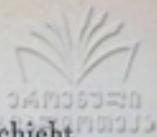
Die Holzvegetation besteht übrigens fast immer nur aus Laubholz, und Nadelholz erscheint nur einzeln im Westen, nirgends grosse Wälder darstellend. Von einiger Ausdehnung habe ich es nur im oberen Gebiete des Rion, im Thale eines demselben zufließenden, schon nach Osten gehörenden Quellenbachs gesehen. Durch diese einfache Darstellung erklären sich die scheinbaren Widersprüche, wenn die Führer diesseits des Kaukasus durch dichte Wälder in ihrem Marsche aufgehalten werden, und General Arpuntsky, oder ein Anderer im Lesgierlande, und besonders in der Herrschaft der Chanes der Kasikumücken wiederum über Holz-mangel klagt und die Soldaten im harten Winter dort stationirt von der Kälte viel zu leiden haben und oft erfrieren. Getrockneter Viehmist wird zu Kuchen geformt, an der Wand der Häuser getrocknet und zu Pyramiden aufgethürmt, um während der kalten Jahreszeit das nöthige Brennmaterial zu erhalten. Diese schmutzige Arbeit liegt den freilich weniger zarten Frauen des Gebirges ob, und an heissen Sommertagen kann man in den wenigen Thälern des Kaukasus oft das Vergnügen haben, die Schönen des Gebirges mit dieser nicht sauberen Arbeit beschäftigt zu finden. Schon öftere und grosse Berathungen wurden im russischen

richterliche Freiherrn (Kasi-Bek) nannten, den Namen Kasbek erhielt. Er schließt nach Süden den Terekkessel ein und nach vielen Jahrtausenden hat sich endlich das im Kessel gestaute Wasser mitten durch das Gebirge im Norden einen Weg gebahnt, auf dem es als Terek rasch der Ebene zueilt. In's Quellengebiet des Terek, was eben durch den Kessel gebildet wird, eingetreten. wenden wir uns seiner östlichen Quelle zu, an der die alte nur noch in Trümmer liegende Burg Godoschaur sich befindet, und gelangen so auf den Hauptpunkt und gerade dahin, wo die beiden Bogen des Kettenringes sich zu einem Gebirgsstock, Vorbalo, vereinigen. Von ihm beginnt nach Osten zu ein neuer Ring, in dem der sogenannte Schaffluss (Krisui) sein Quellengebiet besitzt, und jenseits dieses Ringes befinden sich zunächst andere Quellen des Schafflusses, und dann weiter nach Osten kommen die aus der Geschichte des Sultans von Elissui bekannten Quellen des Samur, in die hier stattfindende, gabelförmige Zertheilung des Kaukasus. Aber schon vorher spaltet sich das mächtige Gebirge, und während der Hauptschenkel dieselbe ost-ostsüdliche Richtung weiter verfolgt, geht der andere nordöstlich weiter. Es geschieht diese Spaltung ebenfalls vom Borbalo aus und der nördliche Schenkel bildet im Anfange zu gleicher Zeit die erste Hälfte des nördlichen Ringbogens, der hier Quellen des Schafflusses umfaßt. Dieser nordöstliche Kaukasus-Schenkel hat seit den ältesten Zeiten nicht nur Wasserscheide, sondern auch eine Völkerscheide gebildet, und während auf der nordwestlichen Seite die Sundscha nächst der Malka, der mächtigste Nebenfluss des Terek, ihr grosses Gebiet besitzt, und auf ihm die verschiedenen Stämme der Tschetschen ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, wohnen jenseits des näher bezeichneten Gebirgsschenkels im Gebiete des Schafflusses die Lesgier, und nach einem mächtigen Stamme derselben, den Anden, führt der Schenkel auch den Namen des andischen Gebirges, oder wohl noch besser des andischen Kaukasus, ein Name, den ich zu näherer und kürzerer Bezeichnung gebrauchen werde. Zwischen ihm im Osten und dem noch nicht mit der Malka vereinigten und deshalb noch von Süden nach Norden fliessenden Terek, liegt also das Land der Tschetschen oder, mit russischem Plural, der Tschetschenzen. Im Süden reicht es bis zum Hauptzuge des Kaukasus und im Norden setzt ihm der mit der Vereinigung der



Kriegsrathe gehalten, wie man der dichten Wälder sich entledigen, oder wie man sie weniger gefahrvoll machen könnte, denn in ihnen versteckten sich die Tschetschen, und bringen jeder durchziehenden Abtheilung Soldaten unsäglichen Schaden. Sie sind um so gefährlicher, als immer mehr Offiziere wie Gemeine das Opfer des Durchmarsches werden. Der Tschetsche weiss, dass, wenn er eine Handvoll Soldaten erschießt, es ihm keinen weiteren Vortheil bringt, denn neue Rekruten aus dem Innern ersetzen die Gebliebenen. Wichtiger für ihn sind die Offiziere und so gilt ihnen ihr Tod bringendes Geschoss. Pulver und Blei sind dem Kaukasier kostbare Gegenstände, die er ungern vergeudet und nur dann verschießt, wenn ihm ein grösserer Vortheil daraus entspringt. Es wurde deshalb den Offizieren geboten, ohne Epauletten und sonst den Offizier bezeichnenden Auszeichnungen der Expedition beizuwohnen, und im Anfange befanden sich die Bergvölker in nicht geringer Verlegenheit desshalb. Doch bald verstanden die Letzteren, die Offiziere auch ohne besondere Abzeichen herauszufinden, und bald galt wiederum ihnen das verderbliche Geschoss. So hat man das Gebot seit 2 Jahren wieder aufgehoben. Die Beschreibung des Rückzuges aus Dargo hat uns mit der grossen Anzahl der gebliebenen Offiziere bekannt gemacht, unter denen sogar zwei Generale waren.

Die Wälder im Lande der Tschetschen unterscheiden sich in gar nichts von denen im Chanate Kuba, es ist die gemeine und orientalische Weissbuche, die zu dieser Dichtigkeit beiträgt. Aus ihnen ragen Rothbuchen hervor und besitzen, wie ich es fast nur im Oriente gesehen, häufig eine schöne Cypressenform, erreichen aber hier nie eine bedeutende Höhe und Stärke. Nur selten sieht man daneben Ahorn und andere besonders wilde Obstbäume, desto häufiger aber erscheinen Sträucher, besonders an Rainen und Wegen so dicht wie Hecken. Ausser den beiden Weissbuchen treten hier in grosser Menge mehrere Sorten Weissdorn, Hafersehlen, Haselstauden, Rainweiden, Massholder, Mispeln, wilde Aepfel, weniger Birnsträucher auf und wachsen unter einander. Man sieht hieraus, dass der Habitus der dortigen Wälder so ziemlich mit unsern Vorhölzern übereinstimmt, aber der Wuchs ist üppiger und gedrängter, und deshalb unterscheiden sich die niederen Wälder Ungarns und vor allen des Banates noch weniger



von den Kaukasischen. Das Wachsthum der Gehölze geschieht sehr rasch, häufig haben die Russen schon Wege geschlagen, aber in kurzer Zeit waren sie wiederum überwachsen. Auch einzelne ausgerottete Stellen erscheinen im dritten Jahr wiederum so dicht bewachsen wie früher.

Woronzoff fasste bei seinem Zug nach Dargo den Entschluss, die Wälder niederzubrennen, und liess aus seiner eigentlichen Statthalterschaft Neurussland einen gehörigen Vorrath an Pech und anderen leicht brennbaren Stoffen kommen, ohne Zweifel aber haben schon seine ersten Versuche die Unhaltbarkeit seines Planes dargelegt, denn Laubholz brennt gar nicht so leicht als man wähnt, grosse Waldbrände finden in der Regel nur bei Nadelholz und besonders nur bei den harzreichen Kiefern statt. Die Kaukasier brennen selbst gar häufig ihre Wälder an, und ich war mehrmals Zeuge des besonders Nachts wunderschönen Schauspiels. Aber nicht die Bäume und grösseren Sträucher werden durch das Feuer vernichtet, sondern nur das kleine Gestrüpp, welches viel Holz an sich hat, was dürr ist und häufiger erneut dem Boden Nahrung giebt. Die Undurchdringlichkeit wird zwar dadurch gehoben, und ein einzelner Mann vermag dann leichter sich durchzuhelfen, für eine Armee sind sie aber immer noch zu dicht und Bagage oder gar Fuhrwerk kann gar nicht mitgenommen werden. Der Kaukasier brennt aber seine Wälder nur im Herbste an, um im Winter und im ersten Frühjahre am leichtesten jagen zu können. Wenn aber warme Tage kommen und die Vegetation sich regt, wird der Wald mit jedem Tage wieder dichter, denn üppiger als wenn man ihn im Herbste nicht angebrannt hätte, spriesst alles durch den aus der Asche fruchtbar gewordenen Boden hervor. Es vermochte auch nun eine reinere und nahrhaftere Luft einzudringen. Wenn der Kaukasier ein Stück Wald zum landwirthschaftlichen Gebrauch ausrotten will, so nimmt er gern ebenfalls zum Feuer seine Zuflucht, aber im ersten Herbste zündet er das niedere Gehölz an, und tödtet dann mit der Axt die Bäume, um nun trocken gemacht, sie im nächsten Frühjahre, oder wohl auch erst im Herbste, mit dem neugebildeten Unterholze zu verbrennen.

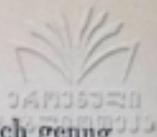
Es sind auch wohl Befehle ergangen, mit der Axt einen Wald zu lichten, aber ebenso wenig hat man sich dadurch eines Erfolges erfreut, da bei einer geringen Ausdehnung desselben wohl ein



Ziel erreicht werden kann, aber nicht bei einem sich meilenweit hinziehenden Gehölze. So lange die Tschetschen sich nicht eines Anderen besinnen, und sich nicht freiwillig dem russischen Zepter unterwerfen, werden die Wälder ihnen immer eine sichere Zufluchtsstätte bieten, wohin sie gar nicht, oder doch nur sehr schwierig verfolgt werden können.

Das Hauptquartier der linken Flanke ist zu Grosnoja an der Sundscha, und zwar auf dem linken Ufer derselben, und General Freitag, vielleicht der General, der jetzt die kaukasischen Verhältnisse am besten kennt und oft schon, besonders im Jahr 1843 und 1845 ein willkommener Retter war, der Befehlshaber derselben. Er verliess im Jahre 1844 seinen Wohnort, setzte über die Sundscha und ging an den wenigen dicht bewachsenen Angur aufwärts. Obrist Restroff war zu gleicher Zeit aus Wladikaukas aufgebrochen; als er aber feindliches Land betrat, setzten ihm dessen Bewohner, die sich selbst Itschkar-Mütschkis nennen, während die Unterworfenen einfach Mütschkis heissen (Mixtschiki bei den Grusiern), den heftigsten Widerstand entgegen. Da seine Heeresabtheilung ohne Zweifel die schwächste war und ihm nur einige Tausend Mann zur Verfügung standen, so vermochte Restroff nur langsam seine Vereinigung mit Freitag zu bewerkstelligen, wenn dieser ihm auch mit seiner stärkeren Abtheilung entgegen ging. Zwei kleine Flösschen, die beide in die Sundscha fallen und kaum weiter als 3—4 Stunden von einander fließen, hatten beide erreicht und an dem einen lag das Dorf Gechi, am andern Göpi die beide zerstört wurden. Die Tschetschen thaten alles, um die Vereinigung zu hintertreiben und verschanzten sich furchtbar in dem zwischen Gechi und Göpi liegenden Walde.

Lange zögerte der tapfere Restroff, bevor er den gefährlichen Marsch in den dichten Wald begann. Aber endlich, alle Gefahren aus den Augen setzend, hielt er seine Soldaten zusammen und schickte seine drei Kanonen voran. Ein unbedeutender Pfad fand sich zwar zwischen den beiden Dörfern vor, aber er war kaum so breit, dass 2—3 Menschen neben einander gehen konnten. Wenn auch die Breite desselben durch Aexte und Baumscheeren erweitert wurde, so war doch die Truppenmasse gezwungen, sich sehr in die Länge zu dehnen und dem Feinde eine Menge verwund-



bare Stellen bloß zu legen, die selbst dann noch ansehnlich genug waren, als man glücklicher Weise einen breiten, auch für die kaukasischen Wagen fahrbaren Weg fand. Am Anfang desselben eröffnete sich ein mörderisches Feuer auf die Russen, und es regnete wahrhaft von allen Seiten Kugeln, von denen keine vergebens abgefeuert war. Man hatte zwar die Vorsicht getroffen mit Kartätschen die Stellen zu säubern, wohin man sich wendete, und ziemlich alle zehn Minuten wurde das Abfeuern derselben blind in den Wald hinein eröffnet.

Doch die schlaun Tschetschen verstanden den Kartätschen wohl auszuweichen und nahmen hinter dicken Bäumen ihre Zuflucht, bald erstiegen sie die höchsten Gipfel derselben, bald fanden sie in Vertiefungen, Thierhöhlen u. s. w. hinlängliche Sicherheit. Dass ihr Verlust gar nicht so bedeutend gewesen sein kann, geht daraus hervor, dass von ihnen Gewehrfeuer bis zur Vereinigung mit Freitag unterhalten werden konnte, und selbst bis zum letzten Augenblick sich nicht verringerte. An einzelnen Punkten war es wirklich Grauen erregend, wie die Soldaten und selbst Offiziere niedergeschossen wurden, ohne sich nur im Geringsten wehren zu können. Nirgends sah man einen Feind, nur das Feuer gab die Stelle zu erkennen, wo er sich versteckt hielt.

Wie die Kanonen blind in das Gebüsch hinein feuerten, so nicht weniger ganze Pelotons einzelner Rotten, ich möchte selbst zweifeln, ob während der heissen Schlacht im offenen Felde je so viel Pulver und Blei verschossen werden kann, als hier zum grossen Theil geradezu vergeudet wurde. Gewiss konnte sich das Hauptheer aus dem Rückzuge aus Dargo nicht in einer schlimmeren Lage befunden haben, als diese Abtheilung Russen auf dem Wege von Gechi nach Göpi. Dabei lief man nun noch Gefahr, zumal sich plötzlich der Weg verengte und ganz aufzuhören schien, sich im fast unendlichen Walde zu verlieren oder wenigstens nicht mit Freitag zusammenzustossen.

Man könnte sich immer tiefer im feindlichen Lande verlieren um dann mit jeder Stunde neuen Feinden und neuen Gefahren entgegen zu gehen. Man hatte zwar Eingeborene als Wegführer bei sich, aber ebenso als diese die Sache ihres Vaterlandes verathen hatten, konnten auch die Russen von ihnen betrogen werden. Es war eine verzweifelte Lage.

General Freitag hatte den Kanonendonner vernommen, wagte sich aber ebenfalls nicht in das dichte Gehölz, die Gefahren der anderen Abtheilung sich vielleicht auch nicht so gross denkend. Als aber das Geräusch allmählich, nur langsam, kaum vernehmbar näher kam, rückte auch er von seinem Lager aus, jenen zu Hülfe eilend. Doch auch ihm wurde Widerstand entgegen gesetzt, und ein Soldat fiel nach dem andern. Die grössere Anzahl seiner Kanonen sowohl, wie die geringe Masse seiner Feinde, da die Meisten ebenfalls ihren Brüdern zugeeilt waren, um mit ihnen die schwächere Kolonne anzugreifen, kam ihm zu Statten. Kaum eine Stunde von einander entfernt, bedurfte es doch weit mehr Zeit, ehe endlich die Vereinigung zu Stande kam. Mit ihr zogen sich auch die Feinde zurück, und die beiden russischen Kolonnen nahmen auf den Ruinen von Gechi ihr Nachtquartier, doch Mancher der froh und heiter sich am Morgen von seinem harten Lager erhoben und sich noch des schönen blauen Himmels erfreut hatte, war nicht mehr unter den Lebenden.

Aus dem Leben zweier Linienkosaken.

Wellenförmiges Steppenland begrenzt im Norden die eigentliche Ebene des Kaukasus, und bedingt in ihrer östlichen Hälfte den direkt vom Kasbek sich herabstürzenden Terek, seinen bis dahin nördlichen Lauf in einen östlichen umzuändern. In uralten Zeiten nahm das Meer den ganzen Strich zwischen dem Kaspischen und dem Pontus Euxinus ein, und der Terek ergoss darin seine Wasser. Er und alle die zahlreichen Bäche schleppten alljährlich bedeutendes Geröll in die Tiefe des Meeres, und als die Wassermengen im Allgemeinen sich auf der Oberfläche unserer Erde verminderten und sie sich hier in die tieferen Betten des Kaspischen und Schwarzen Meeres zurückzogen, trat wohl zuerst das Hügelland zwischen dem Terek und dem Manutsch sichtbar hervor; wahrscheinlich ist es aber, dass der Terek, im Anfange noch mit der Kuma vereinigt, dem Kaspischen Meere zufluss, bis ferneres aus dem Gebirge heruntergeführtes Geröll sich anhäuften und das eigentliche Wasser des Terek zwang, ostwärts oder vielleicht erst nordostwärts sich einen anderen Weg zu suchen. Wahrscheinlich ist es, dass der Terek der Reihe nach mehrmals seinen Weg veränderte, bevor er endlich in dem Bette floss, das wir jetzt kennen. Aber immer noch verändert er, nach Jahrzehnten oft schon, seinen Ausfluss und wir wissen dies mit Bestimmtheit aus der Geschichte.

Steppenland zieht sich also im Norden des östlich fließenden Theiles des Terek hin, und so lange genug der näbrenden Feuchtigkeit vorhanden ist, bedeckt sich der Boden mit einer Menge von Kräutern und Gräsern, die aber alle schon in der ersten Zeit des Sommers ihr Dasein beschliessen und dieses dann nur durch ihre fahlgelben Stengelüberreste zu erkennen geben. Nur einzelne Pflanzen von graugrünem Ansehn, Harmalen, Melden und Beifuss-



arten dauern trotz des trockenen und festen Bodens fort, und bringen erst gegen den Herbst hin Früchte und Samen. Zahlreiche Heerden von Rindvieh und Schafen weiden im Frühjahr inmitten der grünen und mit bunten Blumen geschmückten Steppe, und aus den nordöstlichen Gegenden kommen Kalmücken und andere nomadisirende Völker, um sich der zarten und gesunden Kost zu erfreuen.

Dasselbe Steppenland befindet sich auch in dem ganzen Bereiche, der dem Mosdokschen Regimente angewiesen ist, und auf ihm zogen vor mehreren Jahren in Menge die Bewohner der grossen Stanitza-Naur nach Mosdok, theils um eigene Produkte dort zum Verkaufe darzubieten, theils um sich für den bevorstehenden Winter mit allerlei Bedürfnissen zu versehen. Fröhlich und wohlgemuth wanderten junge Mädchen von Burschen begleitet, mit denen sie aufgewachsen waren, oder in irgend einer Beziehung standen, dahin und freuten sich schon im Voraus auf die Geschenke, die ihnen von diesen dargereicht würden. Ein solcher Jahrmarkt ist aber im Süden Russlands ebensowenig nur dem ernstesten Handel gewidmet als bei uns, sondern im Gegentheil ziehen viele dahin, um sich zu vergnügen. Das Zusammenkommen so vieler Menschen bietet schon an und für sich Gelegenheit dar, und schon die Unterbrechung des ewigen Einerlei des Dorflebens hat seine Reize. Unter den jungen Burschen fanden sich auch zwei Kosaken vor, die sich vor Allen nicht weniger des Beifalls ihrer Vorgesetzten als des der Mädchen in vollem Masse erfreuten. Eine schlanke, aber doch kräftige Figur erinnerte an ihren tscherkessischen Ursprung, aber wenn schon die ansprechende Gestalt des Körpers und das schöne Ebenmass seiner Glieder manches spröde Auge einer Kosakin verleitete, verstohlen den beiden Männern nachzublicken, so waren doch ihr leutseliges Betragen und eine unverwüstliche Heiterkeit noch mehr im Stande, die Herzen der Mütter, nicht weniger als der Töchter zu fesseln. Es war keine Verlobung oder Hochzeit, keine Taufe oder irgend ein Familienfest, zu dem die beiden Lieblinge des Dorfes und des ganzen Regimentes nicht zugezogen wurden.

Iwan und Steppan (Johann und Stephan), denn dieses waren ihre Namen, trugen auf dem langweiligen Wege von Naur nach Mosdok unendlich bei, der ganzen Gesellschaft die Zeit zu ver-



kürzen und auch in Mosdok herrschte die grösste Fröblichkeit, wo Ivan und Steppan sich befanden; der Jahrmart war aussergewöhnlich angefüllt, und zahlreich hatten sich auch die unbändigen Söhne des kaukasischen Gebirges und seiner sich nördlich hinziehenden Wälder eingefunden. Man freute sich der Anwesenheit der Tschetschen und Inguschen, und hatte nicht Unrecht, wenn man behauptete, dass friedlicher Verkehr mit den feindlichen Bergvölkern weiter führen würde, als die rohe Gewalt der Waffen. Die Regierung war deshalb in hohem Grade bemüht, den Verkehr zu erleichtern und zu vergrössern, und kaufte selbst durch Unterthanen die mitgebrachten Produkte um einen höheren Preis. Tausende von Rubeln lies es sich die Regierung alljährlich kosten, um das Kommen der Kaukasier zum Jahrmarte ihnen zum Bedürfniss zu machen. Die Kosaken waren gezwungen, alle ihnen angethanenen Unbilden auf die Zeit ihrer Anwesenheit zu vergessen und durften nicht einmal dem Räuber ihres Viehes Vorwürfe machen. Die geringste Reibung wurde an den Kosaken selbst dann bestraft, wenn sie nicht Anlass gegeben hatten. Es darf deshalb nicht Wunder nehmen, wenn das zuvorkommende Wesen der Russen und die übertriebene Höflichkeit der Kosaken den an und für sich angeborenen Stolz der Kaukasier noch erhöhten, und nicht selten Uebermuth an seine Stelle trat. Ivan und Steppan hatten schon oft mit Ingrim den Uebermuth von Tschetschen und Lesgiern gesehen, sie waren selbst Zeuge gewesen, wie ungestraft die rohen Söhne des Gebirges Kosaken selbst beleidigen durften. Mehr als einmal waren sie schon im Begriff gewesen, die unverschämten Kaukasier wenigstens zurückzuweisen, aber jedesmal wurden sie von Freunden oder Vorgesetzten zurückgehalten, denn es folgte selbst die grösste Strafe, wenn die Veranlassung auf jener Seite gewesen war.

Doch dieses Mal hatte der Uebermuth einiger Tschetschen den höchsten Grad erreicht; gestützt auf die Menge die sich dieses Mal eingefunden, höhnten sie selbst Kosaken, und spielten auf einem fremdem Gebiete den Herrn. Fortwährend traten einige zwischen die Spielenden; Iwan und Steppan hatten schon einige Mal ruhig einen solchen Störenfried aus ihrer Mitte geführt, aber immer kam wiederum ein Anderer, um die Reibereien fortzusetzen. Mit immer steigendem Ingrim ertrugen die Greben'schen mit den übrigen

jungen Kosaken selbst Beleidigungen. Als aber endlich ein Tschetsche sich an einem Mädchen vergriff, und Annuschka darüber erbleichte, da konnten Steppan und Iwan sich nicht mehr beherrschen. Mit fester Hand ergriff der letztere den rohen Bewohner der Wälder und schleuderte ihn weit von sich weg. Da zogen die Tschetschen ihre Schechken (Schwerter) und stürzten in Menge auf die Anderen Greben'schen ein, die ihrerseits sich tapfer wehrten. Ihre Freunde kamen ihnen rasch zu Hilfe. Da entspann sich ein heftiger Kampf und das Blut floss in Strömen. Umsonst eilte der Jesaul herbei, um den Streit noch zu schlichten. Man war von beiden Seiten zu sehr erbittert, als dass ohne gänzliche Niederlage ein Stillstand möglich war. Da befahl er Allarm zu schlagen und jeder Waffenberechtigte eilte auf den Marktplatz. Die Kaukasier zogen unter solchen Umständen bald den kürzeren und eilten alsbald aus dem Dorfe dem nahen Terek zu. Ruhig liess sie der Jesaul ziehen und trug selbst Sorge, dass sie ungestört auf die andere Seite kamen.

Damit war auf einmal der Verkehr der Russen mit den Bergvölkern unterbrochen. Was man seit vielen Jahren mit nicht unbedeutenden Opfern sorgsam gepflegt und gehegt hatte, wurde an einem Tage vereitelt. Kein Wald- oder Bergbewohner besucht seitdem mehr den Markt von Naur.

War auch das Recht unbedingt auf der Seite der Kosaken, so wurde doch eine Untersuchung eingeleitet, in der Jwan und Steppan, als die Urheber des Aufstandes, zu Gefängniss und empfindlicher Körperstrafe verurtheilt wurden. Allenthalben, bei den gemeinen Kosaken und Offizieren, gab sich Mitleiden für die beiden Lieblinge des Greben'schen Regimentes kund. Unter Begleitung wurden sie an ihr Regiment abgeliefert, um die Strafe zu büssen. Ganz Naur trauerte, vor Allem aber fühlten sich Mascha und Annuschka, die wohl wussten dass sie selbst die nächste Veranlassung gegeben, im hohen Grade unglücklich und weinten Tag und Nacht. Inbrünstig flehten sie den Vater, selbst aufzubrechen nach Tscherwlonnoi, um dort Gnade für Recht zu erbitten. Der alte Kosak hatte selbst in dieser kurzen Zeit die beiden jungen Männer so lieb gewonnen und wohl endlich gesehen, welch tiefen Eindruck seine Töchter auf sie gemacht hatten. Am andern Morgen rief er seine Freunde zusammen, und die Angesehensten der Stanitza

gingen, um für Steppan und Iwan zu bitten, zu ihrem Jesaul. Mit sehr schwerem Herzen hatte er als Vorsitzender im Gerichte das harte Urtheil gesprochen, war aber bereit, eine Deputation der Naurer in Tschervlonnoi zu unterstützen.

Auch dort that sich allgemein die innigste Theilnahme kund. Hoch und Niedrig, Alt und Jung hatte sich bereits verwendet. Die Verdienste Steppans und Iwans bei der Expedition nach Dargo waren noch im regen Andenken. Der Chef des Greben'schen Regimentes willfahrte gern so vielseitigem Bitten und unter lautem Jubel wurden Steppan und Iwan am dritten Tage in Freiheit gesetzt, um von den Ihrigen empfangen zu werden.

Ihr erster Gang war zum Chef des Regimentes. Tief ergriffen von der Gnade, versprachen sie heilig und theuer eine That auszuführen zur Sühne ihrer Schuld. „Gieb uns, Herr!“ sagte Steppan gerührt, „eine Woche vollständige Freiheit unseres Willens, und wir hoffen volle Zufriedenheit des ganzen Regimentes einzuernten.“

Die Freilassung der beiden Kosaken war für ganz Tschervlonnoi ein Fest, so allgemeiner Liebe erfreuten sich Steppan und Iwan. Jedermann war um so mehr erfreut über die Vertreibung der Tschetschen aus Naur, als man schon längst deren Uebermuth mit Ingrimme ertragen, und nur der Nothwendigkeit nachgegeben hatte. Die jungen Burschen führten ihre beiden Freunde jubelnd durch die Strassen.

Niemand war glücklicher über den Ausgang, als der Vater Mascha's und Anniuschka's, der die Naurer Deputation angeführt hatte. Ohne dass Steppan und Iwan nur im Geringsten sich ausgesprochen, waren sie ihm, der keine Söhne hatte, so nahe getreten, dass er gar keinen anderen Wunsch hegte, als sie dereinst als solche in seine Arme schliessen zu können. Auch die beiden Greben'schen hatten den Vater ihrer Geliebten vom ersten Augenblick an, wo sie das Verhältniss noch gar nicht kannten, achten und bald auch lieben gelernt. Keins hatte sich ausgesprochen, was tief im Innern des Herzens vorgegangen, und doch wusste Jedermann, wie es beschaffen. In der verhängnissvollen Zeit bis zur Freilassung war es dem Vater und seinen beiden Töchtern klar geworden, wie nahe ihnen die beiden Greben'schen standen.

Mit offenen Armen hatte der greise Vater die, die dereinst



ihn bei seinen geliebten Töchtern vertreten sollten, aus dem Gefängnisse empfangen. Doch bald riss er sich wieder los, um rasch nach Naur zu eilen und seinen Töchtern die frohe Kunde zu bringen. „Eile, eile,“ riefen die beiden Greben'schen, hin zu Mascha und Anniuschka, dass wir frei sind, dass uns nichts geschehen, was je einen Flecken auf unsere Ehre werfen könnte. Sage ihnen, wir müssten zur Sühne, nicht weniger als aus tiefgefühltem Danke für ein solches Wohlwollen, etwas thun. Sie möchten ruhig daheim unserer harren bis das vollbracht, was uns die Ehre auferlegt. Noch heute verlassen wir unsere Freunde, denn was geschehen soll, muss rasch geschehen. Dann kommen wir aber und bitten dich, Vater, um die Hand deiner Töchter.“

Niemand wusste, was geschehen sollte, und als plötzlich die beiden Kosaken verschwunden waren, sah man sehnsuchtsvoll der angekündigten seltenen That entgegen.

In den Wäldern jenseits des grössten, im Süden ihm einfließenden und bis dahin parallel laufenden Nebenflusses des Terek, also im Süden der Sundscha, hatte sich ein Tschetsche angesiedelt und mehrere seiner Landsleute um sich versammelt, um mit ihnen gemeinschaftlich auf russischem Gebiete zu rauben und zu plündern. Er war der Schrecken der ganzen Umgegend, und so sehr man sich auch bemühte, den frechen Räuber mit seinen Spiessgesellen einzufangen und der gerechten Strafe zu überliefern, so waren doch alle Versuche umsonst. Während man ihn an einer bestimmten Stelle vermuthete, erschien er plötzlich an einer anderen. Ihn gefangen oder todt einzuliefern, dies sollte die kühne That der beiden Kosaken sein, und furchtlos, das eigene Leben nicht achtend, führten die Tapferen sie auf eine Weise aus, die ich jetzt näher beschreiben will.

Naur liegt hart am Terek auf seinem nördlichen Ufer, und jenseits des Flusses zieht sich die kleine Tschetschna hin. Die unbedeutenden Molassenhöhen, welche, da sie im russischen Kamme, Greben, genannt werden, den Greben'schen Kosaken den Namen gegeben haben, durchziehen sie von Westen nach Osten und verlieren sich in dem Winkel der Vereinigung des Terek und der Sundscha. Der Name „kleine Tschetschna“ (Malaja Tschetschna) verdankt übrigens nur den Russen seinen Ursprung und er bezeichnet die ganze Ebene zwischen Sundscha und Terek und öst-

lich von der kleineren Kabarda im Gegensatz zur „grossen Tschetschna“ (Bolschaja Tschetschna), worunter die Russen die sämmtlichen Wälder, Vor- und Haupthöhen westlich vom andischen Gebirgszuge jenseits der Sundscha verstehen. Die Bewohner der kleinen Tschetschna sind schon lange unterworfen, von der grossen erkennen aber bis jetzt nur wenige Dörfer die russische Oberherrschaft an und sind, trotzdem man nun in ihrer Nähe eine neue Kosakenlinie angesiedelt hat, zweifelhafte Unterthanen. Von den Stämmen, die sich unterworfen haben, sind nur wenige ächte Kaukasier, da die Ebenen meistens von herumziehenden tartarischen Bewohnern eingenommen werden. Selbst diese spielen eine zweideutige Rolle, da sie es vorzüglich sind, welche im Geheimen den Reibereien der feindlichen Tschetschen Vorschub leisten und dafür einen Theil der Beute erhalten. Erst in der neusten Zeit haben die Russen alle Verbindungen der friedlichen Stämme mit den feindlichen unterbrochen, damals aber, als die beiden Kosaken, Iwan und Steppan, ihre kühne That ausführen wollten, fand die Verbindung noch statt, und ihr Vorhaben war um so schwieriger, als sie leicht verrathen werden konnten.

Die Linienkosaken haben die Kleidung der Kosaken angenommen, und deshalb sind sie nur dann, wenn sie ihre, unserem Pelzbarthel entsprechende Mütze abgenommen haben, an ihrem nicht geschorenen Kopfe zu erkennen. Mit Nahrung für mehrere Tage versehen, hatten Iwan und Steppan die Reise angetreten. Glücklich gelangten sie durch die Schluchten der bei den Eingeborenen „Arük“ genannten Molassenhöhen bis zur Sundscha und durchschwammen glücklich den hier nicht breiten Fluss. Mit dem jenseitigen Ufer traten erst die Hauptschwierigkeiten ihres tollkühnen Unternehmens ein, denn sie befinden sich inmitten eines Landes, dessen Bewohner ihre Todfeinde waren und eine ihnen nur wenig verständliche Sprache redeten. Dicht am jenseitigen Ufer der Sundscha beginnen Wälder und ziehen sich mehrere Stunden landeinwärts bis zu den ersten Vorhöhen des Kaukasischen Gebirges. Selbst in dessen engen Thälern, stiegen sie aufwärts. Ich habe nicht nöthig, die Wälder der Tschetschen, die den Russen schon so viel Unheil gebracht haben und ohne Zweifel noch bringen werden, zu beschreiben. Längs eines schmalen Thales, wie sie sich nur in der ganzen Tschetschna von



einem Dorfe bis zu dem anderen vorfinden, setzten Iwan und Steppan bei Mondschein ihren Weg fort, waren aber bald schon gezwungen inne zu halten, da sich dichtes Gebüsch, besonders aus der orientalischen Weissbuche bestehend, ihrer ferneren Wanderung entgegensetzte. Das Dorf, in dem der Räuberhauptmann wohnen sollte, lag an einem unbedeutenden Nebenbache des Fartan und da die beiden Kosaken noch nie so weit vorgedrungen waren, konnten sie nur nach den Angaben, welche sie auf ihre Erkundigung eingezogen hatten, ihre Richtung nehmen. Trotz unserer gepriesenen Civilisation verstehen sich ungebildete Völker weit mehr auf die Himmelsgegenden als wir, und wie das Thier seinem Instinkte nach sich oft weit von seiner Wohnung entfernt und glücklich wieder heimkehrt, so richtet sich der Kaukasier genau nach dem Himmel und verfehlt fast nie seine Richtung. Mit der Hand lässt er sich die Gegend zeigen, wo der Ort liegt, nach dem er sich wenden will, und oft ohne alle Spur schlägt er nach Gutdünken die Richtung ein, die ihn zum Ziele bringt. Auf meinen beiden Reisen wurden mir der Beispiele nicht wenig geboten und ich erinnere mich noch deutlich des Tages, als ich im November 1836 einen nicht unbedeutenden Gebirgsrücken, der das eigentliche Grusien (Kartbli) von Imerien (Imerethi) trennt, zu überschreiten hatte. Der Weg führte uns auf einem nur wenig betretenem Pfade mitten in einem Hochwalde von Rothbuchen dahin und zwangen uns jäh abfallende Felsenwände, die Richtung auf eine Zeit zu verändern, bald mussten wir in Schluchten weiter wandern, die zum Theil eine ganz andere Richtung hatten. Das Schlimmste war noch, dass auf den Höhen einige Tage vorher Schnee gefallen war und dieser auch alle Spur eines Pfades verwischt hatte. Aber trotz aller Kreuz- und Querzüge kamen wir richtig drüben an.

Unsere beiden Kosaken, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, suchten sich inmitten des dichten Gehölzes ein Lager zurecht zu machen und übergaben sich daselbst bis zum frühen Morgen dem süssen Schlafe. Dem Kosaken der Linie geht es, wie dem Kaukasier, er kennt das weiche Lager des Deutschen nicht, während er daheim im Winter auf der breiten Fläche des Ofens oder auf einer schmalen, an der Wand sich hinziehenden Bank schläft und im Sommer ausserhalb seines Lagers sich eine



Schlafstätte sucht, fällt es ihm auch fern von seiner Wohnung nicht schwer, auf der kalten und harten Erde sich zu betten.

Die Sonne war bereits über den Horizont getreten, als Iwan und Steppan erwachten und ihren Weg fortzusetzen versuchten. Der Fartan war ihnen von einer früheren Expedition, die man in das Innre des Landes der Tschetschen unternommen hatte, bekannt, und so musste es ihnen vor Allem daran gelegen sein, diesen Fluss wiederum aufzufinden. Mit Mühe, mehr kriechend als gehend, mit den kurzen zweischneidigen Dolchen (Kindschal) sich oft erst Bahn brechend, kamen sie nur langsam vorwärts. Oft wurde das Gehölz so dicht, dass ein Weiterkommen geradezu unmöglich schien, denn Brombeerranken, stachelige Smilax, Epheu und selbst die wilde Weinrebe, schien Alles dicht zusammengefüllt zu haben. An einem mit krystallhellem Wasser gefüllten Bach lagerten sie sich eine Zeit lang, um neue Kraft zum ferneren Durchdringen des Dickichts zu gewinnen.

Endlich gelangten sie glücklich zum Fartan und seinem hier felsigen Ufer. Mit grosser Behendigkeit stürzte sich das Wasser von Fels zu Fels und führte grössere und kleinere Steine in seinem raschen Laufe mit sich fort. Hier hatten die Bäume eine bedeutendere Stärke erlangt und neben schlanken Rothbuchen und breitgipfeligen Eichen hatten auch Ruster und Ahorn sich zu grösserer Mächtigkeit entfaltet. Jahrhunderte hatten sie so dagestanden. Da hier die Axt des Menschen nie hauset, so war es der Alles zerstörenden Zeit vorbehalten, die alten Bäume zu vernichten und neuen Platz zu machen. Ein Sturm, wie er nicht selten in diesen Wäldern wüthet, hatte den morschen Stamm zerknickt und so begrub dieser noch in seinem Falle eine Menge kleinerer Bäume. Auf einem solchen quer über den Fluss gefallenen Baumstamm, setzten unsere beiden Helden auf die andere Seite über.

Eine halbe Stunde mochten sie den Fluss aufwärts gegangen sein, als sie menschliche Stimmen vernahmen. Vorsichtig erstieg Iwan einen Ahornbaum, um von ihm aus sich zu orientiren und theilte, heruntergekommen, seinem Begleiter die Nachricht mit, dass sie sich in der Nähe eines Dorfes befänden. Iwan hatte auch von einem Hause aus einen Pfad, der zum klaren Wasser des Fartan führte, entdeckt. Dorthin krochen sie mehr als dass



sie gingen, und im Dickichte versteckt harrten sie der Zeit entgegen, bis ein unglücklicher Tschetsche hier Wasser holte und in ihre Hände fiel. Sie bedurften von nun an eines Führers um so mehr, als sie weder die Gegend, in der sie sich befanden, kannten, noch auch genau wussten, wo der eigentliche Aufenthalt des Räuberchefs lag. Diesen selbst hatten sie nur einige Mal aus der Ferne gesehen und wie leicht konnte eine Verwechslung stattfinden.

Sie hatten nicht lange in ihrem Verstecke gelegen, als ein junges Mädchen, den irdenen Wasserkrug auf der linken Schulter, nichts ahnend und langsam daher schritt, um das einzige Getränk der nüchternen Kaukasier zu holen. Ein langes blaues Gewand, nachlässig den mehr unteretzten Körper umhüllend und braunrothe weite Beinkleider, bilden den vollständigen Anzug der freien Bewohnerin der tschetschischen Wälder. Kein neidisches Tuch umhüllte den schönen Kopf, von dem nach hinten die schwarzen Flechten herunterfielen, während vorn geringelte Locken die Schläfe beschatteten. Der letztere Umstand that den beiden lüsternen Kosaken kund, dass eine Jungfrau es war, die in ihre Hände fiel.

Kaum hatte die Unglückliche sich zu dem Wasser geneigt, als Steppan, von hinten einerschleichend, sie plötzlich am Halse fasste und sie zur Erde niederwarf. Ein Tuch wurde um den Mund gebunden, um jeden Versuch des Hülferrufs zu vereiteln und ebenso waren die Hände bald gefesselt. Mehr geschleppt, als freiwillig gehend, wurde die Tschetschin gezwungen, mit ihren beiden Räubern denselben Weg zurückzugehen, den diese aufwärts genommen hatten. Nach einer Stunde beschwerlichen Marsches glaubten die Kosaken sich sicher genug und so befreiten sie ihre Gefangene von dem Tuche, um Erkundigungen einzuziehen. Drohungen und ein vorgehaltener Dolch belehrten sie hinlänglich, dass es jetzt keineswegs an der Zeit sei, Hülfe zu rufen. Aber vergebens lauschten die beiden Kosaken nach einer Antwort und entweder verstand die Jungfrau nicht das tschetschische Jargon ihrer Räuber, oder sie suchte absichtlich durch fortwährendes Schweigen deren Vorhaben zu vereiteln. Sie blieb sich selbst dann noch gleich, als, nachdem keine Drohung etwas geändert hatte, andre rohe Aeusserungen angewendet waren.

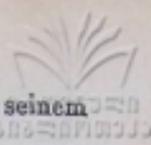
Unter diesen Umständen blieb den beiden Kosaken nichts



weiter übrig, als noch einmal an dieselbe Stelle, wo das Mädchen ihnen in die Hände gefallen war, zurückzugehen und ruhig abzuwarten, bis ein anderes unglückliches Opfer denselben Weg nahm. Der Tschetschin wurde von Neuem mit einem Tuche der Mund verbunden, und nachdem auch die Füße gefesselt waren, liess man sie auf dem Boden liegen. Kein Glied vermochte die Arme zu regen. An der bezeichneten Stelle angekommen, währte es bis gegen Abend, bevor ein Tschetsche seine Schritte nach dem Wasser lenkte. Es war dieses Mal ein junger Bursche von kaum 16 Jahren. Auf gleiche Weise bemächtigte man sich seiner und ging dann mit derselben Vorsicht, wie früher nach der Stelle, wo man das Mädchen zurückgelassen hatte, zurück.

Dämmerung brach allmählich ein. Die Kosaken erfuhren, was sie wünschten, denn sie hatten versprochen, den jungen Burschen weder zu morden, noch ihn in die Gefangenschaft zu schleppen, wenn ihr Vorhaben gelänge. Der Wohnort des Häuptlings lag noch einige Stunden entfernt und so brachen denn die vier, nachdem sie den Rest des Brodes mit frischem Wasser zu sich genommen hatten, auf, um bei möglicher Vermeidung jedes Geräusches unentdeckt ihr Ziel zu erreichen. Mit ihren Gefangenen hatten übrigens die Kosaken das wenige Brod getheilt, denn so weit geht die Gastfreundschaft im Kaukasus und bei den Kosaken der Linie, dass auch der Feind an der selbst spärlich zugemessenen Kost theilnehmen kann. Es gilt für eine grosse Schmach, wenn Jemand im Angesichte eines Andern etwas genossen hätte, ohne es mit diesem zu theilen und der gemeinste Räuber oder der rohste Sohn des Gebirges, genießt das letzte Stück Brod nie allein. Oft rührte es mich wahrhaft, wenn ein armer Mann, selbst hungrig, mir das letzte Stück Brod, was er besass, anbot und sich beleidigt fühlte, wenn ich nicht wenigstens einen Bissen abbrach. Der junge Mann ass das Wenige, was ihm seine Räuber darboten, aber das Mädchen verschmähte die Gabe und verharrte fortwährend in gleichem Schweigen.

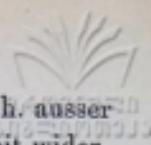
Den beiden Gefangenen wurden, mit Ausnahme derer an den Händen, die Fesseln abgenommen. Ruhig, den jungen Burschen an der Spitze, traten die vier ihre Wanderung mitten durch das dichte Gebüsch an, und erreichten alsbald einen schmalen Pfad, auf dem sie bequemer einhergingen. Die Sonne war schon ge-



raume Zeit untergegangen und nur der Mond leuchtete mit seinem hellen Lichte im ersten Viertel seines Wiederscheines.

Mitternacht war lange vorüber, als sie endlich an einen grossen freien Platz kamen. Ein Paar Häuser standen ohne weiteren Zusammenhang hie und da, Hirsenfelder oder Obstanzpflanzungen nahmen den übrigen Theil ein. Die Dörfer der grossen Tschetschna sind wie die Mingreliens, Abassiens und selbst zum Theil Tscherkessiens sehr weitläufig erbaut und ziehen sich oft Stunden weit dahin. Die einzelnen Familien besitzen je nach ihrem Reichthum oder ihrer Grösse ein oder mehrere Häuser in ihrem Kreise. Die Häuser selbst sind einfach erbaut und bestehen in der Regel nur aus einem Zimmer, indem entweder die ganze Familie, oder das Vieh zubringt. Wo grössere Armuth herrscht, lebt die Familie mit dem Vieh, auch in einem einzigen Zimmer. Uebereinandergelegte, unbehauene Baumstämme bilden die Wände, und nicht immer giebt man sich die Mühe, die Zwischenräume mit Kuhmist oder Moos auszufüttern. Eine Bequemlichkeit innerhalb des Hauses sucht man vergebens und nur bei den Reicheren bilden dicke, gewöhnlich schmutzige, graugelbe Filzteppiche die Decke, für einen Theil des Bodens oder für das in einer Ecke erhöhte Lager des Hausherrn. Nicht immer findet sich ein niedriger Sessel vor. In der Mitte ist der Heerd, auf dem es, gleich auf dem der Vesta, Winter und Sommer hindurch glimmt, über ihm hängt an einer Stange der kupferne, selten eiserne Kessel herab. In ihm wird der schlechte Fuselbranntwein aus Gerste verfertigt, und in ihm ohne besondere Reinigung das Fleisch gekocht, wenn die Ankunft eines Fremden die gewöhnliche Hausordnung verändert. Brod, aus Mais oder Weizen angemacht und in der Asche gebacken, ist nächst schlechtem Fadenkäse und weniger Milch, fast das Einzige, was die Tschetschen geniessen. Fern von ihrer Wohnung genügt sogar etwas Mehl mit Wasser zu einer Kugel geformt, oft für mehrere Tage als einzige Nahrung.

An Wirthschaftsgeräthen herrscht ausserdem dieselbe Einfachheit, und kaum sind einige hölzerne Gefässe vorhanden, in denen die Milch aufbewahrt oder der Käse bereitet wird. In den meisten Häusern befindet sich aber ein Webstuhl in derselben rohen Urform, wie sich unsere Vorfahren seiner bedienten. Zum Spinnen der Wolle gebraucht man ebenfalls noch die Spindel. In besserem



Zustande befinden sich die Geräthschaften des Mannes, d. h. ausser dem scharfen Beile, die Waffen; der sonstigen Unsauberkeit widersprechend hängen Flinte, Säbel, Dolch und Pistolen in der grössten Ordnung und sorgfältig gereinigt, an einer bestimmten Stelle an der Wand.

Ausser diesen Häusern für die Familie und für das Vieh, findet sich in der Regel noch eine erhöhte Terrasse vor, die theils zum Trocknen der eingeernteten Hirse oder des Maises gebraucht wird, anderntheils aber auch während der heissen Sommerzeit dem Herren als Schlafstätte dient. Sie ähnelt den Wuschken der Linienkosaken oder den Tscherdaken der Gränzer im Süden Ungarns und wird aus 4 ins Quadrat errichteten Stämmen verfertigt. Ohngefähr 12—20 Fuss hoch ist zwischen diesen, die hölzerne Terrasse angebracht und damit sie gegen Regen geschützt erscheint, hat man ein Dach darüber erbaut.

Der eben beschriebene Bereich gehörte dem gesuchten Räuberhäuptling. Die Gesellschaft hielt zehn Minuten an und nachdem die beiden Gefangenen wiederum auch an den Füssen gefesselt waren und ihnen der Mund verbunden war, beriethen die beiden Kosaken die Ausführung der eigentlichen That. Nicht mit Unrecht vermutheten sie, dass der Häuptling auf der erhöhten Terrasse schlafen würde und so schlichen sie mehr kriechend als aufrecht dieser zu. Ruhe herrschte rings herum in der ganzen Natur, so dass das geringste Geräusch vernommen werden konnte. Glücklich erreichten sie die aus Weidensträngen verfertigte Leiter und einer nach dem andern erstieg die Terrasse, auf der der nichts abnende Tschetsche in tiefen Schlaf versenkt lag.

Den Häuptling zu tödten und nur den Kopf als Trophäe mit sich zu nehmen, war schon früher ihr fester Entschluss gewesen, denn sie fürchteten nicht mit Unrecht, dass die Ueberwältigung des kräftigen Tschetschen ihnen nicht weniger als der weitere Transport unendliche Schwierigkeiten machen würde. Der dabei unvermeidliche Lärm, konnte dann leicht die entfernter wohnenden Nachbarn erwecken und dann wäre ihr Untergang die unmittelbare Folge gewesen. Mit sicherer Hand stiess Steppan den zweischneidigen Dolch in das Herz des Schläfers und Iwan ergriff das scharfe Schwert, um den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Das alles war das Werk weniger Minuten. Ebenso geräuschlos, als

sie hinaufgestiegen, kletterten sie mit ihrer Trophäe herab. Das Familienhaus vermieden sie, nachdem sie ihren Hauptzweck erreicht hatten, versahen sich aber aus der Vorrathskammer von Neuem mit Mais für zwei Tage.

Der Morgen nahte bereits, als die beiden Kosaken mit den Gefangenen die Flucht ergriffen. Sie wollten zunächst nach der russischen Festung Grosnoja an der Sundscha, die in nordöstlicher Richtung lag. Obgleich sie auf diese Weise länger auf friedlichem Gebiete sich befanden, zogen sie doch den weiten Weg vor und gingen zuerst sogar südlich, weil sie gerade dadurch am ersten hoffen konnten, den Verfolgern zu entgehen. Es unterlag keinem Zweifel, dass mit dem Erwachen des Tages die Ermordung des Häuptlings bekannt werden musste und die Verfolgung der Mörder war dann wohl die unmittelbare Folge. Der Raub der beiden Gefangenen hatte gewiss auch in dem weiter unten gelegenen Dorfe Aufsehen gemacht und sind wohl auch von dort aus Nachforschungen geschehen.

Den Dolch auf die Brust gesetzt, wurde der junge Tschetsche gezwungen, die Kosaken noch eine Strecke am Flüsschen aufwärts zu führen und dann mitten durch die Wälder nach dem ihnen mehr bekannten Argun zu bringen. Dort wurde ihm seine Freiheit verheissen, während das fortwährend schweigsame Mädchen neben dem Kopfe des Räubers, als Trophäe bei ihrer Ankunft gelten sollte. Sie waren an den ersten Vorhöhen angekommen, als sie ihre bis dahin südliche Richtung verliessen und eine rein östliche einschlugen. Der Wald war hier weniger dicht, aber Felsen und Schluchten setzten ihnen neue Schwierigkeiten in den Weg. Die arme tschetschische Jungfrau, die bis dahin noch keinen Bissen Brot zu sich genommen und ebenso wenig in der vorigen Nacht einen Augenblick geschlafen hatte, sank plötzlich vor Ermattung zusammen. Ivan entledigte sie ihrer Fesseln und trug sie auf seinem Rücken bis zu einem Bache.

Hier reichte man ihr zunächst einen Trunk kühlen Wassers und bereitete dann ein frugales Mal. Unter den Maisähren befanden sich einige in noch so jungem Zustande, dass die einzelnen Körner noch mit einer süssen Milch angefüllt waren. Man zündete ein Feuer an und röstete dann über den erhaltenen Kohlen diese unreifen Maisähren, um sie als Nahrung der tschetschischen

Jungfrau zu überreichen. Langsam erhob diese ihre Rechte, um der so lange widerstandenen Pein des Hungers endlich Einhalt zu thun. Die Kosaken nahmen auch zwei Steine und zerstiessen die reifen Maiskörner zu einem groben Mehle, um mit diesem einen Teig anzufertigen. Unterdessen hatte man auch hinlänglich heisse Asche erhalten und in ihr wurden die kleinen runden Brode, indem man sie der Reihe nach auf einer Schieferplatte der Hitze der Asche preisgab, gebacken. Auch hiervon erhielten das Mädchen und der junge Bursche einen Theil und Alle verzehrten das Gebotene mit grossem Appetite.

Diese Art Brod zu backen ist im ganzen Gebirge des Kaukasus zu Hause. Mörser, einfache Hand- oder unbeholfene kleine Wassermühlen mit horizontalem Rade, dienen allgemein zur Bereitung des Mehles, das ohne allen Sauerteig zu Broden angefertigt wird, um diese in heisser Asche gar werden zu lassen. Der Tschetsche und Lesgier geben sich selbst nicht einmal die Mühe, den Teig durch Hitze gar werden zu lassen, sondern genießt ihn zu runden Kugeln geformt, wie er ist. Gewohnheit scheint Alles zu thun und während unser Magen bei solcher Kost bald seine Dienste versagen würde, sehen wir den Bewohner des östlichen Kaukasus dabei stark und kräftig werden.

Die Reise wurde bald darauf fortgesetzt. Langsam ging die arme Tschetschin einher und niedergeschlagenen Blickes waren ihre Gedanken nur auf die fürchterliche Zukunft gerichtet. Freudiger schaute der Tschetsche den nächsten Stunden, die ihn der Freiheit zuführen sollten, entgegen und begleitete bis dahin die Erzfeinde des Volkes, dem er angehörte, auf Kreuz- und Querzügen durch das Land, das sie eben mit Mord bezeichnet hatten. Endlich erreichten sie den Argun, wagten aber nicht auf einem seiner Ufer, den Weg bequemer fortzusetzen, da eine Menge Dörfer sich daselbst hinziehen. In dichtem Walde, indem erst der Kindschal zum Theile den Weg bahnen musste, gingen sie nur langsam und in rein nördlicher Richtung vorwärts, bis die Sonne endlich hinter dem dichten Walde verschwand. Die Reste des Mittagmahles wurden hervorgeholt, um sie vollends zu verzehren und dann bereitete man sich so gut, als es ging, ein Lager, um auf ihm des süssesten Schlafes zu pflegen. Die beiden Gefangenen wurden auch wiederum an den Füßen gefesselt, aber auf ihr

Versprechen, nicht um Hülfe zu rufen, wurde dieses Mal kein Tuch um den Mund gebunden. Das arme Mädchen aber gedachte nur der Ihrigen daheim und kein Schlaf schloss die müden Augenlider.

Am andern Morgen, als eben die Sonne das Laub der Bäume vergoldete, brachen die beiden Kosaken auf. Der Tschetsche wurde gefesselt zurückgelassen, musste aber bei Todesstrafe versprechen, nicht eher Hülfe zu schreien, als bis einige Stunden vergangen wären. Die Tschetschin folgte gezwungen und zum Theil selbst gewaltsam fortgeschleppt ihren beiden Räubern, während der Kopf des Häuptlings in einem Sack steckend, abwechselnd von dem einen oder von dem andern getragen wurde.

Absichtlich vermied man alle Wege, um nicht noch zuletzt den Bewohnern der Wälder in die Hände zu fallen, aber nur mit dem scharfen Dolche in der Hand wurde es oft möglich, durch das wahrhaft zusammengefällte Gehölz hindurchzukommen. Eine Stunde verging nach der andern und immer sah man noch nicht das Ende des Waldes. Die Sonne hatte bereits den Zenith erreicht, und die letzten Maisähren wurden verzehrt, ohne den immer heftiger mahnenden Hunger stillen zu können.

Die schon mehrere Tage anhaltende Anstrengung und die schlaflosen Nächte hatten auch bei den Kosaken Ermüdung hervorgerufen, die allmählig in vollständige Erschöpfung überzugehen drohte. Das arme Mädchen vermochte kaum noch allein zu gehen und abwechselnd wurde sie von Iwan und Steppan weitergeführt. Die Zwischenpunkte zwischen zwei Ruhepunkten wurden immer kleiner und nur das frische Waldwasser vermochte noch allein die sinkenden Kräfte aufrecht zu erhalten.

Von Zeit zu Zeit stieg Iwan oder Steppan auf einen hohen Baum, um die Umgegend zu recognosciren, aber nichts als der blaue Himmel und der grüne Wald wurden erschaut. Bisweilen glitzerte in weiter südlicher Ferne die mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Haupthöhen des Kaukasus, aber nach Norden hin, dem Ziele ihres Strebens, zog sich die gleiche Ebene hin; vergebens schauten sie nach den im Anfange erwähnten Molassenhöhen des Arük. Die Lage der Armen wurde um so beklagenswerther, als die Sonne sich immer tiefer neigte und ihr Vorrath an Maisähren vollständig aufgezehrt war. Zum Glück boten sich ihnen hier und

da schwarze Brombeeren dar und mit grosser Hast verzehrten die Kosaken die sonst von ihnen verachtete Frucht.

Die Nacht brach wiederum ein und noch hatten sie keinen Ausweg gefunden. Von Neuem waren sie gezwungen, sich auf dem bemoosten Boden des Waldes zu betten und ruhig das Erwachen eines neuen Tages abzuwarten. Dass die Strecke, die sie zurückgelegt, keineswegs bedeutend sein konnte, sagten sich die Kosaken wohl selbst, aber trotzdem begriffen sie ihre Lage nicht. Ohne Zweifel hatten sie unbewusst zum Theil wenigstens ihre Richtung verändert. Sie beschliessen daher am anderen Tage nordwestwärts zu gehen. Der Mangel aller menschlichen Wohnungen rings herum deutete endlich die Nähe der Sundscha und zunächst der Festung Grosnoja an, denn alle feindlichen Tschetschen hatten sich mit dem Erscheinen der Russen auf dem nördlichen Ufer der Sundscha tiefer in das Innere des Landes zurückgezogen.

Nur wenig gestärkt, setzten die beiden Kosaken am andern Morgen ihre Reise fort, aber das arme Mädchen vermochte kaum noch zu folgen, so hatten die bisherigen Anstrengungen und der Mangel an nöthiger Nahrung ihre Kräfte geraubt. Mehrmals waren ihre Räuber willens, sie zurückzulassen, aber das dann unvermeidliche Schicksal des Hungertodes erweichte ihr Herz, und weite Strecken trugen sie die Unglückliche auf dem Rücken. Endlich wurde der Wald lichter und bald darauf erreichten sie die Sundscha. Freudiger schlug das Herz der Kosaken und neue Lebensgeister beseelten ihre Glieder. Bald waren sie auf der anderen Seite des Flusses und ihm entlang setzten sie nun, das Mädchen von Neuem beständig auf dem Rücken tragend, rascher ihre Reise fort.

Bald erblickten sie die unbedeutenden Werke der grössten Feste an der Sundscha und eine Patrouille, die nach vorhergegangenen verdächtigen Bewegungen in den nahen Wäldern ausgesendet war, kam ihnen zufällig entgegen. Es unterlag keinem Zweifel dass die Ermordung des Häuptlings und der Raub des Mädchens sowohl als des jungen Burschen bald ruchbar geworden war und mit Recht hatten die Tschetschen die Flüchtigen auf dem Wege nach Grosnoja vermuthet. Ohne Zweifel war demnach die Verirrung der beiden Kosaken ein Glück gewesen,

denn in der nächsten Richtung nach der Festung wären sie vielleicht ihren Verfolgern in die Hände gefallen.

Im Triumphe wurden die beiden Kosaken mit ihrer Gefangenen und dem Haupte des berüchtigten Räubers in die Festung geleitet. Auch hier war die Nachricht von ihrem plötzlichen Verschwinden gelangt und mit grosser Besorgniss entgegengesehen. Man glaubte schon, dass die Tapferen ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlt hätten. Der Kommandant der Festung beieferte sich selbst, die beiden Naur'schen Kosaken so gut als möglich zu bewirthen und nachdem sie einige Stunden auf weichem Lager sich eines erquickenden Schlafes erfreut hatten, erzählten sie, von Offizieren und Gemeinen umstanden, die That, die sie ausgeführt, aber auch die Leiden, die sie ausgestanden hatten.

Die Tschetschin nahm nur wenige Brocken zu sich. Still und schweigsam blieb sie fortwährend, und selbst Landsleute, die sich als friedliche Unterthanen nicht selten in Grosnoja einfanden, versuchten vergebens, der Unglücklichen Trost einzusprechen. Nur dann erhob sie ihre Blicke, die bis dahin unaufhörlich zur Erde gesenkt waren, wenn einer der Tschetschen nach dem Dorfe ihrer Heimath frug, um eine Thräne wehmüthigen Andenkens auf den feuchten Augenlidern blicken zu lassen. Selbst die rohen Kosaken wurden von dem tiefen Schmerze der schönen Gefangenen ergriffen, und Niemand wagte es, ihr durch irgend eine Frage ferner lästig zu fallen.

Der Kommandant von Grosnoja hatte sogleich nach der Ankunft der beiden Kosaken einen Boten nach Naur entsendet und den dortigen Bewohnern das Gelingen der kühnen That gemeldet. Am andern Morgen bestiegen Iwan und Steppan zwei flinke Rosse, aber die Tschetschin war bereits so schwach, dass sie sich nicht mehr allein auf dem Pferde erhalten konnte. Man nahm deshalb einen kleinen Wagen, wie man sie gewöhnlich auf der Linie findet, setzte die Gefangene darein auf ein weiches Polster und fuhr sie mit der gehörigen Bedeckung ihren beiden Besitzern nach.

In Naur hatte die Nachricht unendliche Freude hervorgerufen und lauter Jubel herrschte durch die ganze Stanitza. Am andern Morgen bestiegen die jungen Bursche ihre flinken Rosse, um ihren beiden Freunden einen würdigen Empfang zu bereiten. Auf der



Hälfte des Weges wurden sie feierlich begrüßt und Iwan und Steppan, die beide schon während des kurzen Aufenthaltes in Grosnoja ihre Kräfte vollkommen wieder erhalten hatten, freuten sich von ganzem Herzen ihrer Freunde. In lautem Jubel ritt die ganze Gesellschaft der Stanitza zu, und als sie den Terek endlich erreicht hatten, stürzten sich die meisten Kosaken in das Wasser, um es mit ihren Pferden zu durchschwimmen, die andern setzten auf einem Flosse über.

Iwan und Steppan wollten aber nicht ohne ihre schöne Gefangene in ihrem Dorfe einziehen und harrten am Ufer der Ankunft ihres Wagens entgegen. Erst nach einer Stunde kam er an. Die Tschetschin lag auf weichem Kissen hingestreckt, aber das schöne Antlitz entbehrte des reizenden Karmins, dessen sie sich noch kurz vor der Gefangennehmung erfreut hatte, eine Todtenblässe hatte dessen Stelle eingenommen. Die Augen waren geschlossen, als Iwan sich ihr näherte und sie mit sanfter Stimme anredete. Stumm wie zuvor blieb sie, aber dieses Mal regte sich auch keines ihrer wohlgeformten Glieder. Erschrocken fasste Iwan die schöne Hand, aber das Blut hatte bereits aufgehört, sich zu bewegen. Kalte Schauer durchrieselten den erschrockenen Kosaken, denn eine innere Stimme sagte ihm die Worte: „Du hasst die Unschuldige gemordet!“ Thränen des Schmerzes entströmten seinen Augen und eine allgemeine Rührung bemächtigte sich der Anwesenden.

Noch auf der geweihten Erde ihres Vaterlandes gruben die Kosaken ein Grab und legten die im Tode noch schöne Jungfrau auf eine aus Eichengebüsch gefertigte Bahre, um sie mit ihr in die Gruft zu senken. Alle Heiterkeit war plötzlich in Trauer verwandelt und die ganze Gesellschaft, die so fröhlich den Tag angetreten hatte, ritt ruhig und still durch die pallisadenartige Barriere des Dorfes auf dessen in der Mitte befindlichen grossen Marktplatz. Es bedurfte einer sehr langen Zeit, ehe Iwan und Steppan sich von Neuem der Freude und dem Jubel wieder hingaben.

Sultan Daniel, Fürst von Elisui im Kaukasus und sein Uebertritt zu Schamil.

Wenn man die grosse Militärstrasse, die den ganzen, fast 200 Meilen langen Kaukasus in einen rechten und in einen linken oder in einen westlichen und in einen östlichen theilt, passirt, um nach der Hauptstadt der gesammten kaukasischen Länder, nach Tiflis zu gelangen und den Rücken des Gebirges zwischen den Dörfern Kobi auf dieser und Kaschaur auf jener Seite überschritten hat, so kommt man in das enge, aber bald romantische Thal der Aragua, und ein mächtiger Arm des Kaukasus, vom Gebirgsstock Borbalo ausgehend, schliesst es auf der linken Seite ein. Jenseits dieses mächtigen Armes fliesst der Alasan und hat seine Hauptquellen in dem eben genannten Bergstocke. Seine Richtung ist im Anfang die südliche, aber bald zwingt ein unbedeutendes 2 bis 3000 Fuss hohes Vorgebirge, Zivi mit Namen, was durch Jurakalk gebildet ist und sich mit dem westlichen Ende dem Uebergangskalk des Hauptgebirges anlagert, die bald zum mächtigen Flusse angewachsene Alasan seinen Weg östlich fortzusetzen. Eine schöne, 2 bis 4 Stunden breite Ebene wird dadurch gebildet, und setzt sich weit nach Osten fort, bis auch tertiäre Gebilde, zu einem Höhenzug aufgethürmt, ihr dort ein Ende setzen und der Strom gezwungen ist, an der schwächsten Stelle einen Weg durch das südliche Kalkgebilde in Mitten zu bahnen. Jenseits desselben fließt die grössere Kura und vereint mit ihr selbst den Alasan, in der grossen kaspischen Ebene, gewöhnlich Schirwan genannt, seinen Weg weiter östlich fort. Seit den ältesten Zeiten ist diese schöne Ebene, besonders ihr unterster Theil, als Cambysene bekannt und wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt. Sie bildete den schönsten Theil des alten Albaniens, und deren Könige schlugen meistens in ihr ihre Residenz auf. Noch heut zu Tage führt die



Stelle, wo Spuren einer vergangenen Grösse in allen Mauerwerken sich kund geben und die Könige meist mit dem Volke oder dem Adel beriethen, den Namen der albanischen Ebene, dieser klassischen Gegend folgt eine zweite solche Ebene, die des Alasan, aber mehr ostwärts. War es früher die Vorzeit, die meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, so ist jetzo die Gegenwart, die reich an Thaten sich uns darbietet. Die ganze grosse Ebene bildet, bis an die Stelle, wo die Alasan das übrige Kalkgebirge durchbricht, das heutige Kachien oder Kachetien, die östliche Provinz Grusiens, während die andere und weit kleinere Hälfte, von unbedeutenden Flüssen durchzogen, früher einen eigenen Fürsten hatte, der sich Chan von Schaki nannte. Da, wo beide Hälften zusammenstossen, setzte sich mit Hülfe des grossen persischen Königs aus der Familie des Sofiten Abbas I, ein grusischer Xenopat unter dem Namen Ali Sultan fest und seine Nachkommen beherrschten bis zu den letzten dreissiger Jahren das zwar kleine aber fruchtbare Ländchen, durch alle Stürme, die bis zum Anfang dieses Jahrhunderts, die kaukasischen Länder vielfach verwüsteten, sich erhaltend. Die Könige Kachiens bemächtigten sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zwar der Resideuz des grusischen Reiches, der Stadt Tiflis, waren aber gezwungen, ihr ganzes Land 1801 an Russland durch einen Erbvertrag abzutreten und der Chan von Schaki wurde später durch die Russen vertrieben. Selbst als sich Lesgier aus ihren unfruchtbaren Thälern, jenseits des Hauptrückens in den gesegneten Fluren Kachiens, westlich von unserem Ländchen niederliessen, und eine zwar kleine, aber sehr gefürchtete Republik unter dem Namen der Dschanschen Verbrüderung herstellten, erhielt sich sein Heer, machte aber oft auf ihren Raubzügen gemeinschaftliche Sache mit ihnen. Doch einmal, hart von ihnen bedrängt, warf er sich 1820 den Russen in die Arme, seine Selbständigkeit damit aufgebend; durch Uebermacht und Verrath wurde 1832 endlich auch die Dschan'sche Verbrüderung aufgelöst und ihr Land russisches Besitzthum.

Besagtes Ländchen erhielt nach der Veste, worin sein Herr gewöhnlich wohnte, den Namen Elissui, ein Wort, das die tartarischen Völkerschaften Transkaukasiens in Elissui, d. h. die 50 Wüsten umänderten und damit zu gleicher Zeit den Wasser-Reichthum desselben bezeichnen wollten. So wird es auch jetzo allgemein

genannt. Es besteht aus einem ebenen Theile, in dem nicht weit vom Alasan, das schöne Dorf Kach liegt, was vielleicht der ganzen Provinz erst den Namen gab, und aus dem gebirgigen, dass ausser drei unbedeutenden Thälern, dem Rücken des Gebirges und das Quellengebiet des jenseits entspringenden Samur umfasst. Nicht weit vom Eingange in's Gebirge, liegt die Veste Elissui in einer fast uncinnehmbaren Lage. Seit der Unterwerfung des Sultans von Elissui erhielt Russland eine mächtige Stütze für seine Eroberungspläne; ohne die seit Jahrzehnten sich kundgebende religiöse Aufregung im linken Kaukasus hätte Russland wohl schon seine Zwecke erreicht. Russland sparte weder Ehrenbezeugungen noch Geld, um die wichtige Freundschaft der kleinen Sultane sich zu erhalten und der letzte derselben, Daniel, gewöhnlich Daniel Bek genannt, erhielt einen militärischen Rang nach dem anderen, bis er zum General-Lieutenant ernannt wurde. Die Dienste, welche er gegen die vereinten Lesgier und Tschetschen, Russland brachte, waren auch sehr bedeutend, und mehr als einmal schlug er die Bergvölker und drängte sie ins Gebirge zurück. Ohne seinen Beistand wäre Kachien weit häufiger von den Lesgiern heimgesucht worden, als es so geschehen ist. Die Tifliser Regierung machte ihn zum Chef der einheimischen kaukasischen Truppen, die unter den Namen Milizen bekannt sind, und Daniel erfreute sich des vollsten Zutrauens seines Oberherrn. Dafür erhielt er, mit Zunehmung der Geschenke, einen Gehalt von 6000 Rubel Silber und sein Ländchen war vollkommen abgabefrei, seine Unterthanen waren ihm allein zinsbar. Der Kriegshauptmann von Sakatal, des Bundes der Verbrüderung der früheren Dschorschen hatte nur für Elissui eine Autorität, als es zu seinem Kreise gehörte, aber Daniel Bek widersetzte sich allen noch so gut gemeinten Anordnungen, indem er sie für Eingriffe in seine Rechte hielt. Auch glaubte er gegen seine Ehre zu handeln, wenn ein General-Lieutenant einen Obrist-Lieutenant in seinem Lande Anordnungen treffen liesse. Dieses scheinen die ersten Unzufriedenheiten mit der russischen Regierung gewesen zu sein. Dazu kam noch, dass er sich mit seinem militärischen Chef, General-Lieutenant Schwarz zu Sakatal, der die ganze kaspische Heeres-Abtheilung kommandirte, überwarf und seinen sehr schonenden Befehlen gar nicht oder selten Folge leistete.

Als geborener Asiate war ihm jede Subordination zuwider, und so oft er allein im Kampfe war, schlug er sich mit seltenem Muthe und grosser Umsicht, mit Schwarz zusammen zeigte er sich hingegen unthätig und selbst unbrauchbar.

Die Anhänglichkeit an Russland hatte ihm die Liebe aller Muselmänner und jedes Kaukasiers geraubt und selbst seine Unterthanen, die früher mit seinem Vater kühne und gewinnbringende Raubzüge gemacht hatten, sahen die Verbindung ihres Herrn mit ihrem gemeinsamen Erbfeind mit ungünstigen Augen an. Viele von ihnen flohen zu Schamil ins Gebirge und stritten tapfer gegen die Russen. Selbst die Schirwanschen Tartaren, obgleich grösstentheils Anhänger Ali's und Feinde der Sunniten, zu denen Schamil mit seinen Schaaren und Daniel Bek gehören, waren doch mehr auf der Seite der Bergvölker und hätten bei einem Unglück Russlands, in ihren eigenen Besitzungen die Fahne des Aufruhrs erhoben. Auch sie hassten den Sultan von Elissui. Selbst die Christen Kachiens, einem furchtbaren Drucke von Seiten ihrer Feudalherren ausgesetzt, vernahmen mit Freuden die Kunde des tapferen Widerstandes Schamils und die Niederlagen der Russen und betrachteten vorzüglich den seiner Religion untreu gewordenen Daniel Bek als die hindernde Ursache, dass Schamil nicht lange schon von Kachien Besitz genommen hatte. Dieses Alles hat den Fürsten von Elissui noch mehr bestimmt, Russland treu zu bleiben. Schamil hatte auch alle Aristokratie, die früher im Kaukasus so gewichtig war, faktisch aufgehoben und mit der Ermordung der arabischen Chane war ihm der Todesstoss bereitet worden. Neben Schamil hatte er eine untergeordnete Rolle gespielt und spielt sie auch, seitdem er mit ihm gemeinschaftliche Sache macht.

Kaum hatte Schamil die Kunde von der Missstimmung Daniel Beks erhalten, so sandte er auch Vertraute aus, ihn auf seine Seite zu ziehen. Dieser widerstand aber selbst noch, als Schamil die Drohung in Erfüllung setzen wollte, sein Land mit einem Raubzuge zu verwüsten. Auf der einen Seite bedrängt, auf der anderen beleidigt, suchte er Schamil durch Versprechungen hinzuhalten, obwohl er dabei kaum die Absicht hatte zu Schamil überzutreten. Das Missverhältniss zwischen Daniel Bek und Schwarz hatte auch letzterem das alte Vertrauen zu der Treue des Sultans geraubt,

und da ihm durch Spione die sichere Kunde wurde, Daniel Bek stehe mit Schamil in Briefwechsel, so verdoppelte sich seine Vorsicht. Nicht mehr wie früher zog er ihn zu seinen geheimen Berathungen, und bei den Expeditionen liess er ihn scharf beobachten. Daniel Bek merkte auch dieses Misstrauen, und so wurde das gegenseitige Verhältniss immer lockerer. Schwarz erkaufte sich um eine grosse Summe den Verrath des Sekretärs des Sultans, eines feigen Armeniers, und dieser, der die Verhandlungen mit Schamil im Namen und im Vertrauen seines Herrn leitete, verrieth nicht allein nach Sakatal, wo Schwarz in scheinbarer Unthätigkeit trotz der Aufforderung des Oberbefehlshabers ins Gebirge vorzurücken dennoch verharrete, sondern scheint auch absichtlich die eigene Willensmeinung des Sultans, nicht untreu zu werden, versteckt zu haben. Schamil drängte immer mehr, ernstlicher als je drohend, und Daniel Bek sah die Unmöglichkeit ein, allein zu widerstehen, andererseits war er zu stolz um Schwarz um Hülfe zu bitten. So schrieb er wirklich durch seinen vertrauten Armenier, dass jetzt, wo Schwarz noch in seiner Nähe sei, die Zeit zum Abfall ungünstig sein würde, sobald dieser aber die Thäler des jenseitigen Kaukasus betreten hätte, würde er von hinten kommen und ihm alle Verbindung mit Tiflis abschneiden. Der Armenier sendete jedoch den geheimen Brief durch einen Spion an Schwarz und dieser blieb nun desto ruhiger. Daniel Bek wurde aber deshalb immer vorsichtiger und kam bald dem Briefwechsel seines verrätherischen Vertrauten mit dem General Schwarz auf die Spur, und ein Brief des ersteren an den letzteren brachte ihn zur Gewissheit. Daniel Bek ist ein schöner Mann, von kräftigem, mehr gedrungenem Wuchse und besitzt eine seltene Energie. Obgleich er kein Wort zu lesen noch zu schreiben verstand, legte man doch bei allen Unternehmungen auf seine Rathschläge hohes Gewicht, und seiner Meinung wurde früher sehr beigepflichtet. Er war zwar streng, selbst grausam, aber gerecht und billig. Als ächter Sohn des Gebirges hasste er die europäische Kultur, und ihre durch Luxus hervorgerufene Verweichlichung. Vergebens suchte man ihn nach Tiflis zu ziehen, er kam aber nur, um wieder zu gehen, nicht aber sich in den Strudel der Vergnügungen ziehen zu lassen. Auf seinem Schlosse zu Elissui spielte er den asiatischen Häuptling im eigentlichen Sinne des Wortes, und in diesem Sinne

hatte er nicht selten Aehnlichkeit mit unseren Rittern des Mittelalters. Sein Haus stand Jedem offen, und Niemand ging unbefriedigt heraus. Obgleich Moslim, liebte er doch den Wein, und Gelage waren eine tägliche Erscheinung auf seiner Hofburg.

Wie allen Asiaten, so setzte auch ihm der Champagner vor Allem zu, und das Springen der Korke machte ihm eben so viel Vergnügen, als der Wein selbst. Oft that er auch des Guten zu viel, und die Sage versetzt ihn nicht selten in einen unbewussten Zustand, in dem ihm besonders Grausamkeit vorgeworfen wird. Das Jahr 1843 war für die Russen in Dagestan, welchen Namen auch der linke Kaukasus, doch eigentlich mehr die zugänglichen Provinzen führt, ein verhängnißvolles gewesen. Man hatte noch einmal versucht defensiv zu verfahren, und die kühnen Bergvölker in Ruhe zu lassen. Ein Versehen, was schon oft unheilvolle Folgen gehabt hatte. Schamil vernahm im Jahre 1842 schon die Kunde mit Freuden, von der nun folgenden Unthätigkeit der Russen, und rüstete sich im Stillen um so kräftiger. Keine neuen Truppen aus dem Innern Russlands ersetzten die bedeutenden Lücken, die der Feind, aber noch mehr Krankheit und Entbehrungen hervorgerufen hatte.

So war die weite Grenze weniger bewacht, als es einem solchen Feinde gegenüber sein durfte. Schamil brach schon im Winter nach dem Lande der Kasikumücken auf und nahm die ganze fürstliche Familie, die schon lange sich dem Kaiser des Nordens unterworfen hatte, gefangen. Hiermit begann der Vernichtungskrieg gegen die Russen. Eine Festung fiel nach der anderen. So heldenmüthig sich auch einige vertheidigten, so wurde doch bald ganz Armenien geräumt, und Schamil zwang alle Gauen bis ans kaspische Meer die Fahne des Aufbruchs zu erheben, und die russischen Behörden zu verjagen oder zu ermorden. Die Verbindung von Derbent und der Ausfluss des Terek war aufgegeben.

Mit Schrecken vernahm der neue Oberbefehlshaber und Generalgouverneur Herr von Neidhard eine Hiobspost nach der anderen. Obgleich er unstreitig der tüchtigste und eminenteste General Russlands, gleich am Anfange die schwierige Lage wohl erkannt, und nur gegen seinen Willen den Befehlen des Kaisers nachgegeben hatte, so waren ihm von Ferne die Verhältnisse noch

nicht so schlimm erschienen. In Petersburg war man über die fast täglich eintreffenden Unglücksnachrichten ausser sich, und der Kaiser entschlossen, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Scharten wiederum auszumerzen, und Dagestan um jeden Preis zu unterwerfen. In den Ländern des Kaukasus herrschte damals derselbe Zustand wie in den französischen Besitzungen Nord-Afrikas. Ganze Regimenter wurden im Winter 1843—44 aus dem eigentlichen Russland aufgeboten, und der General Lüders sogar aus seinem Standquartier in Neu-Russland beordert, mit seinem ganzen Armeekorps nach dem Kaukasus zu marschiren. Ein grosser Theil der Hülfsstruppen erlag aber schon bei einem gefährlichen Uebergang über den Kaukasus mitten im Winter, und ich war selbst Augenzeuge, als die Uebrigen ermattet in Tiflis ankamen. Es waren lauter junge Leute, zum Theil zu jung um mit Glück solchen Strapazen und Entbehrungen entgegen gehen zu können, wie sie der Kaukasus darbietet, und ein Beispiel wird zeigen, wie bald ihre Reihen gelichtet waren.

Neidhards vorsichtige Pläne zur allmählichen Unterwerfung der Bergstämme, wurden in dem Kriegsrath zu Petersburg fast sämmtlich verworfen, und von Petersburg aus diktirte man nach Karten den im Jahre 1844 zu erfolgenden Kriegszug. Mit 180,000 Mann glaubte man unfehlbar Schamil in seinem Gebirge erdrücken zu können. Während der Sieger des Rubmes, denn das bedeutet Abd-el-Kader, stets in der grossen Wüste, denn dieses bedeutet Sahara, eine sichere Zufluchtsstätte findet, wo ihn kein Feind erreichen kann, ist Schamil in seinem schwierigen Gebirge ringsum von seinem Feind umschlossen, und kann nirgends hin entfliehen. So ist er für immer gezwungen, seine Berge und Wälder zu behaupten, und den Feinden den Eintritt zu verwehren.

Einnahme von Tuabs in Tscherkessien.

(Briefliche Mittheilungen eines Augenzeugen an Professor Karl Koch.)

Lager am Flusse Tuabs, den 16./28. Mai 1838.

So sehr ich auch von den täglichen Strapazen, welche sich wohl bei einer Expedition gegen die Tscherkessen einstellen können, müde bin, so treibt es mich doch dazu, Ihnen Nachricht von mir zu geben; zumal ich weiss, wie sehr Sie auf diese Expedition schon während unseres Zusammenseins auf tscherkessischem Grund und Boden begierig waren. Ihr letzter Brief, den ich vor einigen Tagen erhielt, erzählt mir, welch hohes Interesse Europa an unseren tscherkessischen Zuständen nimmt, aber leider werden besonders von England aus stets Gerüchte verbreitet, welche aller Wahrheit widersprechen, und wenn man nur einigermaßen mit der Kenntniss jener Gegenden vertraut ist, so muss augenblicklich das Unwahre jener Gerüchte klar werden. Doch die Zeit drängt mich zur Hauptsache, denn alle Augenblicke müssen wir fürchten, von den Tscherkessen, die allenthalben in den Schluchten auf uns lauern, plötzlich angegriffen zu werden. Hier und da fällt noch ein Schuss, beunruhigt uns aber weiter nicht und soll mich am allerwenigsten im Schreiben stören.

Auf der Halbinsel Taman, welche Ihnen noch wegen ihrer Schlammvulcane bekannt sein wird, war der Sammelplatz aller Truppen, welche für die Expedition bestimmt waren.

Ueber den Tod des General-Lieutenants Weljaminoff (nicht Wiljelminoff), bei dem wir während unserer Anwesenheit in Stauropol mit unserm lieben Professor, so schöne, glückliche Tage verlebten, habe ich schon berichtet. Merkwürdig ist, dass er im Lehnstuhl mit denselben Worten wie Goethe: „Mehr Licht!“ seinen grossen Geist aushauchte. Der General-Major Rajeffsky vertritt provisorisch seine Stelle und wird sie wahrscheinlich nach seiner Rückkehr ganz erhalten. Eine bessere Wahl konnte wohl der

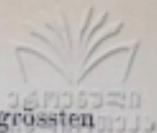
Kaiser nicht treffen, da er alle Eigenschaften, welche ein solcher Feldzug erfordert, in hohem Masse besitzt. Sie erinnern sich wohl noch, dass der Kaiser ihn schon im vorigen Herbst beauftragte, eine beobachtende, mehr offensive Linie längs den tscherkessischen Küsten des schwarzen Meeres auf gleiche Weise zu bilden, wie früher schon der General-Major Sass es an der kubanschen gethan hatte.

Auf diese Weise sollten alle Verbindungen der Tscherkessen mit anderen Völkern abgeschnitten werden, und eine zweite Wegnahme eines englischen Schiffes fiel dann von selbst weg. General Rajeffsky befindet sich gerade in den Jahren, wo die männliche Kraft ihrem Culminationspunkt nahe steht. Mit ungemein viel persönlichem Muth, dem ersten Erforderniss in solchen Kämpfen, verbindet er eine seltene Ausdauer in den Strapazen und Mühen eines Krieges. Ein scharfes Auge, was sich schon viel in diesen Gegenden geübt hat, kommt dem hellen Verstande sehr zu Hülfe, und was sein scharfer Geist sich ausgedacht, das bringt schnelles Handeln zur baldigsten Ausführung. Aber auch als Mensch verdient er die höchste Achtung; je mehr ich mich seines Umganges erfreue, um so mehr lerne ich ihn hoch schätzen und hoch verehren. Wir sind unserer fünf, die zu seiner Suite gehören und alle die beschwerlichen Dienste eines Adjutanten vollbringen müssen. Zu uns gehört auch ein liebenswürdiger Landsmann von Ihnen, der junge Fürst Hohenlohe-Waldenburg, welcher als Flügel-Adjutant im Dienste des Kaisers steht und die Erlaubniss zu dieser Expedition erhalten hat. Der 7./19. Mai war zur Abfahrt bestimmt; der Vice-Admiral Laseroff, Chef der ganzen russischen Flotte im schwarzen Meere, war beauftragt uns an Ort und Stelle zu bringen; man hat es nämlich in neuerer Zeit aufgegeben, vom Lande aus die Küste nach und nach einzunehmen, sondern bemächtigt sich allmählig der wichtigsten Landungsplätze an der Küste. Auf diese Weise wurde, wie Ihnen wohl noch lebhaft bekannt ist, im vorigen Sommer das Vorgebirge Ardler von dem General en chef Baron Rosen eingenommen. Diesmal war unser Augenmerk auf die Mündung des kleinen Flüsschen Tuabs, in gleicher Weite, südlich von Gelentschik und nördlich von Ardler gerichtet. 8000 Mann segelten also am 7./19. Mai, auf einer prächtigen Escadre, aus 11 Kriegsschiffen und

sechs Kauffahrteischiffen bestehend, unter lärmendem Hurrageschrei ab. Das freundlichste Wetter und nur etwas zu grosse Hitze begleiteten uns, aber leider segelten wir mit conträrem Winde. Ich befand mich mit dem General und seiner ganzen Suite auf der Fregatte „Silistria“, und wenn mir nicht das Schaukeln stets gesagt hätte, dass ich mich auf einem Schiffe befände, so wäre die Unterscheidung von einem eleganten Hause schwierig gewesen. Die Cajüten waren sämmtlich auf das schönste ausmöblirt und die Vorsorge des Generals, hatte uns auch mit geistiger Nahrung versehen. Nur sehr langsam segelten wir, stets lawirend, am Ufer entlang und vor uns lag die herrlichste Küste ausgebreitet. Wenn die Sonne noch hinter den Bergen schon die finstere Nacht verscheuchend, allmählich Helligkeit schuf und die fernen Höhen, deren Gipfel mit ewigem Eis und Schnee bedeckt waren, nach und nach mit ihrem rothen Saum vergoldet wurden, wenn nun sie, die Lichtträgerin, immer höher stieg und endlich von einer Purpurgluth, für die alle Epitheta zu schwach sind, begleitet zwischen den zackigen Höhen, selbst zum Vorschein kam, da begann auch auf unseren Schiffen ein neues reges Leben, und unsere Truppen, an Thätigkeit gewöhnt, stimmten weithin schallend ihre Lieder an. Wie oft haben Sie sie mit uns gehört und sich daran erfreut; Sie wissen, wie eigenthümlich das Melancholische in den russischen Melodien auf das Gemüth wirkt. Stundenlang stand ich auf dem Verdeck und schaute hin nach der schönen Küste, wo schon so viel Blut geflossen war und nun wieder fließen sollte. Die tscherkessische Küste unterscheidet sich gar sehr von der mingrelischen und ähnelt mehr der abchasischen. Aber da die ungeheure Kette des Kaukasus erst bei Anapa ihren Anfang nimmt und nach und nach sich vergrössert, so muss auch die abchasische Küste viel romantischer und grossartiger sein als hier. Schon bei Ardler fand ich das Gebirge und die Felspartieen wilder, während in der Zibelda, wo der Kaukasus die Richtung des Meeres verlässt, um den Isthmus des Kaspischen und Schwarzen Meeres zu durchlaufen, ungeheure Berge, mit ewigem Schnee und Eis bedeckt, zum Himmel aufzustreben scheinen. Das Ufer ist gewöhnlich steil, aber zuweilen erblickt man auch Ebenen von grösserem oder geringerem Umfange, und dort sahen wir immer auch Dörfer, die aber zum grossen Theil verlassen waren, da die Tscherkessen un-

sere Ankunft erwartet hatten. Die Höhen sind fast durchweg bewachsen und von Zeit zu Zeit konnten wir deutlich die Schluchten verfolgen, aus welchen Flüsse und Bäche hervorfließend, sich in das Meer ergiessen. Schneeberge erspähte mein Auge nur in der Ferne, und zwar südöstlich, und sie mochten wohl dem Grenzgebirge der Abadsechen und Abadsen, von dem die ersteren herabkommen und was heutzutage von dem Abadsischen Stamm der Madowehs bewohnt wird, angehören. Die grosse und kleine Laba, welche so häufig in der von Ihnen beschriebenen Expedition des Generalmajors Sass erwähnt wurde, entspringt auf dem nordöstlichen Abhänge dieses Kerngebirges. Erst den fünften Tag, 12./19. Mai, langten wir an dem Ort unserer Bestimmung an, und sahen schon von weitem die ganzen Höhen und die Ebenen dicht mit Tscherkessen besetzt.

Tuabs ist ein unbedeutender Fluss, welcher in dieser Jahreszeit nur wenig Wasser hatte; aber im Frühling, wenn der Schnee auf den Bergen geschmolzen ist, und im Herbst, wenn der dauernde Regen sich einstellt, mag er wohl wildschäumend das enge, aber liebliche Thal durchströmen und die ganze unbedeutende Ebene, welche vor seinem Einfluss ins Meer sich befindet, überschwemmen, wie es gewöhnlich mit den kaukasischen Flüssen und selbst Bächen der Fall ist. Er bildet von zwei Stämmen die Grenze. Auf dem nördlichen Ufer wohnen die Schapsugen oder Schapsik, ein ächt tscherkessischer Stamm von 200,000 Seelen. Er ist nicht mehr rein und viel mit abadsischem und rognischem Blute gemischt. Ursprünglich wohnten sie höher im Gebirge und brachen vor 200 Jahren auf, um sich an den schönen Küsten des schwarzen Meeres nieder zu lassen. Die Eingeborenen wurden besiegt und bilden noch jetzt dort die gemeine Klasse, Fürsten haben sie erst in neuerer Zeit erhalten, wo die mächtigsten der ächten Schapsugen sich die Herrschaft anmassten. Sie sind Todfeinde der Russen, und wer nur von Versöhnung spricht, dem droht Ausschliessung oder selbst Tod. Sie erinnern sich noch des schönen, schlanken Tscherkessen, welcher sich mit uns so häufig im Hause des Oberbefehlshabers in Tiflis befand; er ist ein Schapsug und wurde wegen seiner Vorliebe für uns, von seinen Landsleuten vertrieben. Auf dem südlichen Ufer befinden sich die Ubuchen, Ubychen oder Tubi und bewohnen die ganze Strecke



bis zum Vorgebirge Ardler, bei dessen Einnahme sie den ^{größten} Widerstand geleistet hatten. Sie sind ein ächter abadsischer Stamm, da sie nur einen Dialekt der abadsischen Sprache reden. Als die Tscherkessen sich alle benachbarten Stämme unterwarfen, waren sie es allein, welche ihre Unabhängigkeit behaupteten, obgleich sie höchstens aus 10,000 Seelen bestehen. Weithin berühmt ist der Wein, welcher bei ihnen unter dem Namen Sana bekannt, aus den wilden Trauben bereitet wird. Schapsugen und Ubuchen waren es auch, welche in ungeheurer Anzahl die Ufer und die Höhen dicht besetzt hatten. Alle waren sie vom Kopf bis auf die Füße bewaffnet, wie der Anblick Sie stets so wahrhaft begeistern konnte; nun versuchten sie die Landung zu verhindern. Eine allgemeine Uebereinstimmung in ihren Handlungen findet nicht statt und jeder thut eben, was er für das Beste hält. Nur in der Ausdauer und der Tapferkeit sind sie übereinstimmend. Eine unserer Fregatten, „Agathopolis“ näherte sich kaum etwas dem Ufer, als sie auch mit Flintenschüssen bewillkommnet wurde. An eine gütliche Uebereinkunft war nicht zu denken und so wurde denn zunächst die Beschiessung der Küste beschlossen. Unsere Truppen wurden in drei Theile geordnet, und während der erste Theil unter Anführung des Generals Rajeffsky die Kähne bestieg, ging von den Fregatten die Beschiessung der Küsten vor sich. Aus mehr denn 100 Schlünden wurden Kartätschen gefeuert und was von den Tscherkessen nicht eiligst die Flucht ergriff, wäre ein Opfer des Todes geworden. Dieses wohl wissend, zogen sie sich aus den Ebenen auf die nächsten Höhen und von da immer weiter zurück. Es war ein schreckliches Schauspiel, was uns nur den Vortheil gewährte, landen zu können. Dem Ufer näherten sich alsbald die sogenannten Asoffschen Kähne, welche, mit kleineren Kanonen beladen, unter dem Commando des Barons Hahn standen (derselbe Baron, Oberstlieutenant v. Hahn, welcher bei Katalpaschinsk die Abadsechen vorbeiliess). Sie wissen ja so genau, dass grössere Schiffe sich nicht gut den östlichen Küsten des schwarzen Meeres nähern können, weil die Ufer seicht sind. Kaum waren die ersten 3000 Mann in den zur Landung bestimmten Kähnen, so hörte das Feuern im Centrum auf. Es hatte eine Viertelstunde gedauert. Unser Kahn, in welchem der General mit seinen 5 Adjutanten, 11 Soldaten, 6 Kosaken und 10 Matrosen

sich befanden, ging voran, der General stand aufrecht in der vollen Generalsuniform im Vordertheile, und nur uns war es erlaubt, die Epauletten zu tragen. Dieses ist eine sehr nothwendige Massregel, da die Tscherkessen für ihr sicheres Ziel Männer mit Epauletten aussuchen. Sie wissen recht gut, dass sie uns durch den Tod der Offiziere den meisten Schaden zufügen. Das Feuern von den Asoffschen Kähnen dauerte immer noch fort, als wir uns schon an dem Ufer befanden. Der General sprang zuerst an die Küste und wir fünf folgten ihm. Mit lautem Hurrahgeschrei, die Flinte vor sich, stürzten unsere braven Soldaten aus ihren Kähnen, und kaum die Zeit erwartend, sprangen mehrere selbst in das Wasser. Zunächst nahmen wir nun von der Ebene, von der ich Ihnen schon gesprochen habe, Besitz und erwarteten ruhig das Aussetzen der Truppen. Dass wir nicht ruhig gelassen wurden, können Sie sich denken, und von den Höhen fielen Schüsse, welche uns aber nicht erreichten, da besonders die Asoffschen Kähne ein Kreuzfeuer unterhielten. Die ganze Mannschaft war auf das Höchste begeistert, und rasch, immer der General an der Spitze, setzten wir den Berg hinauf, um den Feind in den Schluchten aufzusuchen. Kaum hörte nun das Feuern der Kanonen auf, und es war der Befehl ertheilt worden, selbige auszuschiffen, als auch die Tscherkessen von allen Seiten wieder auf uns einstürzten. Mit der grössten Ordnung wurde der Plan ausgeführt, welcher mit Scharfsinn schon vorher vom General ausgedacht war. Die ganzen Truppen befanden sich auf einer plateauartigen Anhöhe, und nur langsam wurde nach beiden Seiten und vorwärts eine Schützenkette gezogen, zu welcher die tapfersten und geschicktesten Soldaten unter Anführung kühner Offiziere ausgesucht wurden. Nur langsam ging diese vorwärts und wir im Centrum nach. Der Feind wagte sich immer näher und von allen Seiten fielen Schüsse auf unsere Kette, wo einige Soldaten erschossen wurden. Immer näher drängte sich der Feind, und zweimal musste die Schützenkette weichen. Endlich den Nachmittag 2 Uhr warf sich der Feind, in mehreren Haufen vereinigt, mit aller Macht auf uns, die Flinten wurden zum Theil über die Schultern geworfen und mit den Schaschken in der Hand, stürzten sie auf unsere Vordermänner. Der General befand sich mitten unter uns, und schickte uns immer nach allen Seiten, um seine Befehle zu überbringen.

Wir mussten zu Fuss gehen, da es nicht möglich war, sich der Pferde zu bedienen. Es war ein heisser mörderischer Kampf, der an Muth weit der Eroberung von Ardler vorstand. Mehrere Tscherkessen, mit der Oertlichkeit genau vertraut, bemächtigten sich einiger Schluchten, wo sie ruhig und unangefochten auf die unseren schiessen konnten. Die Zahl der Feinde mehrte sich mit ihrem Muth und immer hitziger wurde der Kampf. So hatten wir gegen zwei Stunden tapfer gefochten, als ein Theil unserer Reiter zu wanken begann, aber der General, nach allen Seiten hin die Falkenblicke sendend, schickte schnell ein anderes Detachement dahin ab, und beschloss, in aller Ordnung sich auf eine Höhe zurückzuziehen, um die Ankunft der Kanonen abzuwarten. Der Muth der Feinde war durch diesen errungenen Vortheil aufs Höchste gestiegen, und mit ganzer Kraft bekämpften sie die unsrigen. Schon fingen diese abermals zu weichen an, als gerade zu rechter Zeit die Kanonen anlangten. Sie dürfen dieses Weichen der Truppen durchaus nicht als Mangel an Tapferkeit ansehen, da eben die Tscherkessen, die ganze Oertlichkeit genau kennend, dadurch eine Menge Vortheile in Händen haben, während diese uns ganz und gar abgehen. Genau kennen sie alle Schluchten und wissen selbige zu unserm Nachtheil zu benutzen, warum die unsrigen, ausser dem fortdauernden Kampfe, auch die Stelle, wo sie sich eben befinden und wohin sie wollen, näher untersuchen müssen, und oft, wenn sie sich ganz sicher wähnten, brach ein Haufe Tscherkessen auf dieselben ein. Man muss auch bedenken, welchen persönlichen Muth und ausdauernde Tapferkeit dieses berühmte Volk besitzt, und dass es sich jetzt um ihre Existenz handelt. Kein anderes Volk kann sich mit ihnen messen und obgleich Feinde, besitzen sie doch unsere ganze Achtung. Kaum waren die Kanonen auf passenden Stellen aufgepflanzt, als auch die ganze Schlacht eine andere Wendung nahm. Man stellt gern diese Mord-Instrumente auf beiden Seiten, so dass sie den Flanken der Feinde den meisten Schaden zufügen. Allen Gefahren trotzend, hielten die Verzweifelten dennoch Stand, bis sie nach unsäglichen Opfern, die fernere Unmöglichkeit des Widerstandes einsahen. Mit einer ungeheuren Hast rafften sie, nach fast vierstündigem Kampf, ihre Todten auf und flohen in die mit Wald besetzten Schluchten. Mit grosser Vorsicht wurde ihnen nachgesetzt, und lieber gaben

wir es auf, Beute und Gefangene zu machen, als uns durch Voreiligkeit in unvorhergesehne Gefahren zu stürzen. Wenn einmal bei den Tscherkessen ein Zeichen der Flucht gegeben ist, so wird sie auch sogleich allgemein, und schnell war die ganze Umgegend von den Feinden gesäubert. Es war aber auch die höchste Zeit, denn vorzüglich wir Adjutanten waren auf das Höchste ermüdet. Die Sonne senkte sich auch schon und spiegelte sich in dem schönen blauen Meere. Es wurde eine passende Stelle zum Lager ausgesucht und dasselbe aufgeschlagen. Ringsum wurden auf den nächsten Höhen Pikets aufgestellt und allenthalben loderten Feuer. Kaum hatten wir unser Abendbrot eingenommen, als wir uns auch den Armen des Schlafes übergaben. So endete der 12./19. Wie stark die Feinde überhaupt waren, kann ich Ihnen nicht sagen, da eine Berechnung in solchen kritischen Augenblicken unmöglich ist. Auch über ihren Verlust kann ich Ihnen nichts berichten, da sie ihre Todten stets mit sich fortführen. Es ist ja eine Schande, die ewig einen Tscherkessen trifft, wenn er dem Feinde seinen erschlagenen oder erschossenen Verwandten überlässt. Mit Begeisterung folgten Sie ja stets den schönen Sitten unserer Kosaken und wissen, wie treu sie selbige befolgen, dass sie sich lieber selbst opfern als ihren Bruder oder Vetter dem Feinde überlassen. Der Tscherkesse glaubt, dass die Seele des Erschlagenen nicht eher Zutritt zum Paradies haben kann, als bis der Leichnam von geweihter Hand in geweihte Erde gebracht ist. Die Seele wird dann gezwungen, irre auf der Erde herum zu gehen, und Fluch trifft die Verwandtschaft, welche ihre letzte Pflicht an den Todten nicht ausübte. Nur fünf Leichen waren zurückgeblieben und wurden von dem General einem Major übergeben, welcher sie mit der grössten Achtung behandeln wird.

Der 13./20. Mai ging im ganzen ruhig vorüber. Wir untersuchten das nächste Terrain mit der grössten Vorsicht. Die Schützenkette war schon mit dem frühesten Morgen wieder gezogen. Nur einige Schüsse fielen von Zeit zu Zeit auf sie und in das Lager, ohne aber einen Schaden anzurichten. Auf einem nahen Berge, der tiefer unten dicht bewaldet war, zeigten sich Trupps von Tscherkessen, die aber nichts unternahmen. Wir merkten, dass irgend etwas vorgehen sollte, und waren daher auf unserer Hut. Doch der Tag ging vorüber und auch in der Nacht



war es so ruhig, dass nicht ein einziger Schuss fiel. An demselben Tage kamen zwei Tscherkessen, schöne Leute, deren Anblick ich Ihnen gegönnt, wie auch ich gern in Ihr glühendes Auge, für ihre Bewunderung, in männlichem Stolz geschaut hätte. Diese Leute traten in unser Lager und verlangten, vor den General geführt zu werden. Dort baten sie um Zurückgabe der von uns zurückbehaltenen Leichen. „Nehmt Eure Todten, um Leichen handle ich nicht“, war die Antwort des Generals. Dieses hat einen wohlthätigen Eindruck auf die Tscherkessen gemacht; denn es bedeutet viel bei ihnen, wenn man ihre Todten ihnen lässt. Es wurde demnach Befehl gegeben, dass die fünf todten Tscherkessen mit Ehrfurcht bis zur Schützenkette hinausgetragen wurden. Die beiden Tscherkessen entfernten sich alsbald und kehrten nach einer Stunde, von vielen Dienern begleitet, zurück und holten ihre Leichen ab. Dem Major, dem die Leichen anvertraut waren, sagte der älteste von beiden folgendes: „Wir fühlen tief, was der General für uns gethan hat; wir legen grossen Werth darauf, unsere Todten zu besitzen, welche nun unmittelbar in das Paradies eintreten können. Dank sei ihm, und Dank sei Dir, dass Du so treu seine Befehle vollführt hast. Lass uns Freunde bleiben! Wirst Du einmal von den Unsrigen erschossen und Dein Leichnam kommt in unsere Hände, so sei überzeugt, wir werden ihn mit Achtung behandeln und unverzüglich den Deinigen überliefern.“ Hiermit gingen sie davon. Dieser einzige Zug ist hinreichend, um das ganze Volk zu charakterisiren. Denn der Tod im Kampfe ist ehrenvoll und verschafft der Seele den unmittelbaren Eintritt ins Paradies und die Uebergabe eines Harems.

Darum wünschte auch der Tscherkesse dem freundlichen Major den Tod im Kriege.

Den 14./22. Mai wurde ich wieder ein Zeuge blutiger Scenen. Was wir den Tag vorher geahnt hatten, wurde an diesem Tage ausgeführt. Die Tscherkessen zeigten sich wieder auf jenem Berge, und zwar in grösseren Massen, und rückten allmählich in den dichten Wald. Nach einer Stunde fielen die ersten Schüsse auf die Kette, und es musste diese etwas zurückgezogen werden, um die Tscherkessen zu zwingen, aus ihrem Hinterhalt herauszukommen. Wohlweislich aber unterliessen sie dieses, und hinter den Bäumen versteckt, beunruhigten sie uns fortwährend. Es wurde daher von

dem General beschlossen, diesen Wald zu reinigen, und zum Theil zu zerstören. Der Auftrag wurde den 700 Matrosen gegeben und unter der Anführung des Schiffscapitäns Putjatin, eines sehr verdienstvollen Seemannes, welcher schon die Reise um die Welt gemacht hat, stürzten die tapferen Seesoldaten auf den Feind, und wenn auch weniger den Kampf auf dem Lande gewohnt, erwarben sie sich doch durch ihren Muth und die Tapferkeit, mit welcher sie auf den Feind eindrangen und diesen immer mehr verjagten, grosse Ehre. Die Tscherkessen, wohl der Lehre an den 12. Mai noch eingedenk, hielten nicht Stand, sondern zogen sich allmählich zurück, so dass wenigstens der vordere und gefährlichere Theil des Waldes nach zwei Stunden vollkommen gesäubert war. Da hier nun eine Festung gleich wie in Ardler angelegt werden soll, so war auch Holz dazu nothwendig und da das Lager auch dessen bedarf, wenn wir nicht immer auf der kalten Erde schlafen wollten, so wurden die schönsten Bäume gefällt und was nicht brauchbar war, brannte in kürzester Zeit hochauflodernd in die Höhe. So verging auch dieser Tag.

Der 15./27. Mai verging ziemlich ruhig. Wir richteten uns nun besser ein, weil wir doch einige, wenn auch nicht zu lange Zeit hier zu verweilen gedachten. Es wurden bessere Punkte ausgesucht und daselbst einstweilen schattige Hütten aufgerichtet, unter welchen wir uns der Fröhlichkeit überliessen. Nach vollbrachter Arbeit ist gut ruhen, war auch unser Wahlspruch, und wir wissen auch nicht, wie lange unsere Ruhe eigentlich währen wird. Für's erste werden wohl noch einige Tage vergehen können, ehe die Tscherkessen es wagen, wieder zum Vorschein zu kommen. Einige Schüsse fielen zwar, aber wir wussten nicht woher. Mit dem Ausroden des Waldes wurde heute ruhig fortgefahren. Heute sitze ich nun hier, nicht in der grössten Bequemlichkeit, um mein Versprechen zu erfüllen. In einer Viertelstunde geht ein Courier-Schiff ab, dieses soll den Brief an Sie mitnehmen und von uns fünf Adjutanten, den treu-freundschaftlichsten Gruss aus dem Kampfe bringen. Ich höre wieder einige Schüsse, da ist es auch besser, dass für Sie, bester Professor, alles besorgt ist. Wie wünschen wir Sie immer unter uns hierher, wo eine üppige Vegetation uns umgiebt. Blumen sah ich in seltener Schönheit, wie ich sie noch nie gesehen. Wie gern sammelten wir alle für Sie,

Sie haben uns ja die Liebe für Pflanzen in selten schöner Weise eingepflanzt. Die ganze Gegend besitzt viel Aehnliches mit dem Jura-Gebirge in der Schweiz. Aber ob auch hier Jurakalk die Grundmasse des Gebirges bildet, das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, da Mineralogie von jeher nicht mein Steckenpferd war und der belehrende Professor uns überall fehlt. Doch jetzt lassen Sie mich einigermaßen den Pulverdampf vergessen und ich bin bei Ihnen in dem lieben Deutschland. Der übrige Theil des Briefes enthält nur Privatsachen. Eine Notiz von Professor Koch steht darunter wie folgt. (Der Brief wurde mir vor einigen Tagen über Petersburg zugeschickt. Einer meiner vielen theuren Freunde, den ich mir auf meinen 2jährigen Reisen im Kaukasus und Armenien erwarb, ist der Verfasser. Er befindet sich jetzt in Tuabs unter der Suite des Generals Rajeffsky und ist ein junger talentvoller, streng wahrheitsliebender Mann, der mir versprochen hat, von Zeit zu Zeit Nachricht über jene Gegenden zu ertheilen; ich füge auch noch hinzu, was zu einem allgemeinen Verständniss nöthig, da mir doch die ganzen Verhältnisse dieser Kriege auf das allgeraueste bekannt sind. Erst seit 1834 haben die Kriege gegen die Tscherkessen begonnen, während vor der polnischen Revolution nur von dem Feldmarschall Fürst Paskewitsch ein Versuch gemacht wurde. Der in diesem Frühjahr verstorbene Generallieutenant Weljaminoff leitete alle Expeditionen bis zum vorigen Sommer. Alle Frühjahre wurde eine Expedition unternommen und endete immer mit der Anlegung einer Festung. Man versuchte zuerst einen Landweg, um den mächtigen Stamm der Schapsuchen in zwei Theile zu trennen, und ging von der Olga-Stanitza, im Lande der Kosaken am schwarzen Meere, am Flüsschen Abin entlang, nach der Festung Gelentschik am schwarzen Meere. Während der drei Jahre 1834—1836 wurden auf diesem Wege drei Festungen angelegt. Dass dabei viele Menschen ihr Leben verloren, lässt sich leicht denken. Im vorigen Jahre wurde eine doppelte Expedition beschlossen, und während der General en chef, Baron Rosen, nach Unterwerfung der Zibelda das Vorgebirge Ardler vom Meer aus einnahm, ging der General-Lieutenant Weljaminoff von Gelentschik aus, südlich längs der Küste und legte daselbst wieder eine Festung an. Bei der Einnahme von Ardler und nicht, wie die Redaction der „Blätter für Literarische Unterhaltung“ sagt, unter den Mauern

von Jekaterinodat, dem Hauptorte der Kosaken am schwarzen Meer, blieb der russische Dichter Besuscheff (Marlinsky nannte er sich gewöhnlich). Noch den Winter vor seinem Tode lebte ich in Tiflis so sehr vergnügt mit ihm zusammen. Er wurde ein Opfer seiner Tollkühnheit, indem er sich mit einem Theil der Schützenkette zu weit vorwagte, umzingelt und niedergehauen wurde. Seine untergebenen Soldaten suchten ihn noch zu retten, allein ein Schuss warf ihn zu Boden, und nun bat er sie selbst, sich schleunigst zu retten. So liest man in einem Artikel von einem Tscherkessen, welchen die „Allgemeine Leipziger Zeitung“ wahrscheinlich aus englischen Zeitschriften entnommen hat, den ich berichtigen will. Da heisst es, dass die Tscherkessen plötzlich an der Linie Wladikaukaze überfallen und mit Beute beladen sich wieder in's Gebirge zurückgezogen hätten. Nun liegt aber Wladikaukas, nicht Wladikaukaze, nicht an der Linie, sondern auf beiden Seiten des Terek auf der Grenze des Osetischen Gaues der Tuguschen. — Anderntheils haben jetzt die Tscherkessen so viel zu thun, dass es ihnen gar nicht einfällt, ihr Land zu verlassen, und am allerwenigsten nach Wladikaukas, am Eingange des grossen Weges in den Kaukasus, wo in der Gegend gegen 4000 Mann liegen, zu gehen. Sie müssten dann selbst eine Strecke russischen Gebiets und ihnen feindliche Gaue durchwandern. Die tapferen Stämme der Karatschai, der Digoren, Kurtaten und Tagauern würden ihnen schon den Rückweg zeigen. Eher wäre eine Ueberrumpelung von Wladikaukas durch die Tschetschenzen oder Lesginer möglich, welche östlich von jener Stadt wohnen.

Bruchstücke aus Köroglu's Leben.

An den äussersten Gränzen dreier der wichtigsten Reiche, des russischen, persischen und türkischen, befinden sich zwei Burgen, von denen die eine zu Persien gehört; sie liegt in den reizendsten Gegenden Aserbaidschans, in dem gebirgigen Gaue Karadagh, d. h. Schwarzberg. Die andere dagegen liegt mitten im Arraratischen Gebirge. Die erstere führt den Namen Tschamlibill, die letztere Köroglu-Kalehssi.

Ein berühmter Räuber und Sänger, der, weil er Sohn eines geblendeten Stallmeisters war, den Namen Köroglu erhalten hatte, residirte dort und machte von ihnen aus in den benachbarten Gegenden, hauptsächlich aber in den Ländern des Sultans der Türkei häufige Ueberfälle. Er ist der Held des Volkes, dessen Gesänge noch heut zu Tage besonders von den herumziehenden Stämmen gesungen werden, aber auch im Munde der festsitzenden Moslimen und der Christen sich befinden. Die Persönlichkeit Köroglu's und die mit ihr zusammenhängenden Nebenumstände zeigen das Leben der Orientalen in interessanter Weise.

Schon vor der Zeit, wo die Söhne Osmans festen Fuss in Vorderasien fassten, sind zahlreiche Stämme der Türken, häufig unter dem Namen der Turkomannen oder Truchmenen bekannt, daselbst eingewandert; ihre kriegerischen und tapferen Häuptlinge verstanden es, besonders in der unruhigen Zeit der Kreuzzüge, sich der Verhältnisse zu bemeistern und eine grössere Macht auszuüben. Sie wurden Herrscher, ihre Begleiter gewöhnten sich aber nicht an stillsitzendes Leben und geregelte Ordnung, sondern zogen in gleicher Armuth, oft von den Nachkommen ihrer früheren Häuptlinge bedrängt, nach wie vor herum. Aus solchen Häuptlingen sind Dynastien der Seldschucken, der Herrscher der Truchmenen vom schwarzen und weissen Hammel Kara-Kojungli und



Akk-Kojunli der Osmanen u. s. w. entstanden. Ihrem früheren Räuberleben getreu, verschmähten sie auch als Könige des Landes nicht, wenn auch auf andere Weise, zu rauben und zu plündern.

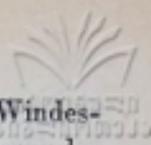
Die türkischen Stämme wurden den Herrschern und besonders den Osmanen lästig, und da man mit aller Macht sich ihren Einfällen und Räubereien entgegengesetzte, so zogen diese sich meist in die weniger zugänglichen Gebirge zurück, und zahlten nur dann einen Tribut, wenn die Regierung stark genug war, um ihn zu erzwingen. Die für Vorderasien ältesten Stämme führen fortwährend den Namen der Turkstämme, und sie haben sich besonders in den westlichen Provinzen Persiens, vor Allem in Asarbajdschan festgesetzt. Ein Theil von ihnen führt den Namen Rothkopf Kysylbasch; da der Häuptling eines Stammes derselben, der den Namen der Kadscharen führt, sich des persischen Thrones bemächtigt hat, und seine Nachkommen ihn noch immer inne haben, so ist der Name Kysylbasch, wenigstens im russischen Transkaukasien auch auf alle Perser übergegangen. Diese Kysylbasch-Türken widersetzten sich nämlich auf das Heftigste dem Eroberungszuge Timurs, im 13. Jahrhundert. Ein Theil gerieth in Gefangenschaft und sollte einer furchtbaren Strafe entgegen gehen. Da besuchte Timur einen heiligen Mann, der als Nachkomme Alis in hohem Ansehn stand, und später der Gründer der Sofiten-Dynastie Persiens wurde, und erlaubte diesem eine Bitte zu stellen. Der heilige Mann verlangte die Freilassung der Gefangenen. Dies geschah. Zum Dank erhoben diese später einen Nachkommen desselben auf den persischen Thron. Ismail heisst dieser erste König Persiens aus dem Reiche der Sofiten. Er bildete aus Türken seine Leibwache und liess sie zur Belohnung der wichtigen Dienste eine rothe Mütze tragen. Daher nun der Name Kysylbasch d. h. Rothkopf. Ismail war schlaue genug, seiner Thronbesteigung eine religiöse Bedeutung zu geben. Da nur ein Nachfolger (Kaliph) Mahomeds als Herrscher aller Rechtgläubigen existiren durfte und dieser schon in der Person des Sultans in Konstantinopel existirte, so konnte er nur den Islamitischen Rechtsprincipien gemäss, eine dem einzigen Kalifen d. h. dem Sultan untergeordnete Rolle spielen. Ismail erhob deshalb das schon mit dem Tode Alis und seiner Söhne eingetretene Schisma, worinnen die

Satzungen der drei ersten Nachfolger Mahomed's, die in der genannten Sunna niedergelegt sind, als nicht zur Lehre Mahomed's gehörig ausgeschlossen wurden, zur Staatsreligion. Das ganze damalige Persien, und namentlich die zahlreichen Turkstämme, wurden zum Theil unbewusst zu Abtrünnigen der herrschenden Kirche. Es geschah also im Oriente ziemlich zu gleicher Zeit wie im Occidente eine Trennung der Kirche. Während sie bei uns vom Volke ausging, wurde sie dort von einem Herrscher ausgeführt. Wie die Protestanten in Europa, so galten auch die Anhänger Alis für Ketzer. Beide stützten sich allein auf ihre heiligen Bücher und verwarfen alle späteren menschlichen Zuthaten. Wie der Protestantismus aber zum Theil ausartete und in viele Sekten zerfiel, so auch das Schisma im Islam, dessen Anhänger, so sehr sie sich auch wiederum unterschieden, Schiiten d. h. Sektirer genannt wurden, während die Anhänger des Koran und der in der Sunna niedergelegten Ueberlieferungen den Namen Sunniten erhielten. Ein grosser Theil, die sogenannten Thalherrn (Derebüs) so der berühmte Abdulah Gasinador-Oglu, früher Pascha vom Trebisond ist türkischen Ursprungs. Diese Türkstämme führen den Namen Jürük, ein Name, der deshalb wichtig ist, weil ein Theil der Geschichtsforscher die Türken durchaus schon aus dem Herodot bekannt sein lassen will, und deshalb behauptet, dass das Wort Türkei ursprünglich Tyrkei geheissen habe. Die Nachkommen der Korokojunli und Akkojunli d. h. der Truchmenen, vom schwarzen und weissen Hammel, nahmen, da sie besonders in den nordöstlichen Provinzen Persiens ihre Wohnsitze hatten und der Herrscher der Korokojunli in Nahitschewan östlich vom Ararat seine Residenz besass, später auch das Schisman und wurden Schiiten.

Köroglu's Vater war Stallmeister bei einem türkischen Sultan und stammte aus einer türkischen herumziehenden Tribus. Der Hass zwischen Schiiten und Sunniten spielt in seinem Leben eine wichtige Rolle. Erst in der neuesten Zeit hat er auf der Ebene von Karbolah zu den schändlichsten Blutvergiessungen geführt. In der Türkei herrschte aber in der Mitte des 17. Jahrhunderts, wo Köroglu seine Laufbahn begann, Ammrath IV., und der Hass zwischen Sunniten und Schiiten war damals zu einem hohen Grade gediehen. Köroglu schonte immer die Schiiten und

plünderte hauptsächlich die Karawanen und Städte der Sunniten. In den Gesängen und Erzählungen, die man in der Türkei vernimmt, ist Kōroglu freilich kein Freund der Sunniten. In Persien wird er besonders als Schiite gepriesen, dem Schah zeigt er einen stets unterwürfigen Sinn zu Grunde und vermeidet absichtlich, jedes feindliche Zusammentreffen mit einem persischen Statthalter. Ein Türke eines auf dem Gebirge Karamaniens herumziehenden Jürükstammes, hatte im heftigen Streit einen andern erschlagen, und war somit der Blutrache anheim gefallen. Arm und ohne Verwandtschaft hätte er schon zeitig der furchtbaren Sitte anheim fallen müssen, wenn er sich nicht durch die Flucht dem gewissen Untergange entzogen hätte. Er floh in finsterner Nacht, sein günstiger Stern trieb ihn nach der Residenz des Nachfolgers des Propheten, nach Istantul. Die grosse von einem Meer durchflossene Stadt, von der der Häuptling eines anderen türkischen Stammes die rechtmässigen christlichen Herrscher vertrieben, trat ihm mit allen ihren Wundern entgegen.

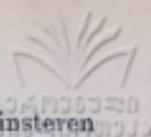
Tagelang durchirrte er die engen Strassen und des Nachts schlief er da, wohin der Zufall ihn führte. Das Glück wollte ihm wohl, er fand in dem Marstall des Grossherrn ein Unterkommen. Von Jugend auf mit der Erziehung und Pflege der Pferde vertraut, verstand er auch sich die Liebe seines Vorgesetzten zu verschaffen. Er stieg rasch von einer Stufe zur andern, und erreichte bald die Stellung eines Stallmeisters. Er legte an der Westküste Kleinasiens ein Gestüte an, und bezog seine Pferde aus Karabagh, aus seinem Stammlande Turkestan und aus Arabien. Durch sie war die höchste Vollkommenheit im Marstall des Sultans und nirgends sah man schönere Pferde. Nun kaufte der Stallmeister eine schöne Griechin, durch welche ihm ein Sohn geboren wurde, der sein ganzes Glück ausmachte; seine ganze Zeit verwandte er auf die Leitung des schönen Knaben, dessen hervorragende Eigenschaften bald glänzend hervortraten, den Gebrauch der Waffen und die Kunst, das kräftigste Pferd mit gewandter Hand herum zu tummeln, lehrte er selbst seinen Liebling. Aber plötzlich traf ihn unverschuldet die Ungnade seines Herrn, und er musste sich der furchtbaren, entsetzlichen Strafe des Blendens unterwerfen. Gerade in der Zeit, wo er der völligen Ausbildung seines geliebten Sohnes entgegen sah, wurde er des



theuren Augenlichtes beraubt. Nicht mehr konnte er in Windeseile den Sohn dahin fliegen sehen auf hohem schönen Ross, oder die Fertigkeit des Dschorit-Werfens mehr an ihm bewundern. Da kochte Rache in ihm gegen den, der auf einmal ihm alle Freuden genommen. Aber selbst ohnmächtig dem grössten Herrscher gegenüber, beherrschte er selbst das wallende Blut in seinen Adern bis auf eine günstigere Zeit.

Während sonst der Nachfolger des Propheten zu hoch bei den Rechtgläubigen steht, um der Blutrache anheim fallen zu können, so überwältigte doch bei dem Stallmeister der Rachedurst der ihm unverschuldet zugefügten Schmach gegenüber, jedes andere religiöse Gefühl. Dem eigenen Sohn übertrug er die Rache, in dessen Herzen bis dahin nur Liebe und Unschuld wohnten; jetzt traten Mordgedanken dem kühnen Jüngling entgegen. Aber nicht nur dem Sultan, dem Urheber seiner grossen Leiden galt die Rache, sondern auf Alle, die in Zusammenhang standen mit seinem grausamen Herrn, wurde sie übertragen. Dazu kam noch, dass der Stallmeister auf seinen früheren Reisen, auf denen er die schönsten Pferde sich zu verschaffen suchte, zu den Türkstämmen am grossen Urmie-See, in Aserbaidtschan gekommen war, und von seinen früheren Landsleuten in die Geheimnisse einer früheren Sekte eingeweiht war. Blinde Ergebung gegen ihren rechtmässigen Herrscher war den Anhängern Alis eigen und die osmanischen Sultane in Konstantinopel galten ihnen als Usurpatoren, die gleich den ersten drei Kalifen, nur mit Gewalt die Herrschaft über den Nachfolger der Rechtgläubigen hatten. Schon lange hatte der Stallmeister den Plan gefasst, mit seinem Sohn Konstantinopel zu verlassen, und zu seinen Glaubensbrüdern in Aserbaidtschan überzusiedeln. Von einem Jahr zum andern wurde die Reise verschoben, bis er endlich seinem fürchterlichen Schicksal anheim fiel. Wahrscheinlich hatte man in Konstantinopel das geheime Einverständnis mit den Feinden der herrschenden Religion erfahren.

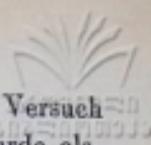
Der geblendete Stallmeister ertrug mit einer Standhaftigkeit, wie man sie nur beim Islam findet, sein Leiden (Kismeot); d. h. das Schicksal hat es gewollt, ruft sich der Gläubige zu und murrst nicht. Mehr als sonst übte sich jetzt sein Sohn in den Waffen und der Kunst, das Pferd zu lenken; aber die Fröhlichkeit, der



heitere, muntere Sinn war von ihm gewichen, um einem finsternen Aeussern Platz zu machen. Der Jüngling war der Liebling Aller und Jeder trauerte, dass das Unglück des Vaters einen so tiefen Eindruck auf den schönen, stolzen Jüngling gemacht hatte. In dem Marstalle des Sultans befand sich ein männliches Füllen, was zu den schönsten Hoffnungen berechnete. Man muss selbst im Oriente gewesen sein, um zu sehen, wie der Türke, nicht weniger als der Araber und Kurde, seinem Pferde die höchste Sorgfalt und Aufmerksamkeit zuwendet, oft mehr als einem Glied der Familie. Das Pferd ist sein steter Begleiter, er lebt mit ihm mehr als mit einem Menschen; es ist sein Vertrauter, sein Freund. Das Pferd ist der Gegenstand des Gesprächs der Söhne der Wüste nicht weniger als der Bewohner der freien Berge, um den es sich handelt, wenn zwei Orientalen zusammenkommen, und mit Beredsamkeit schildert der Eine dem Andern auf die Frage: „Was macht dein Pferd?“ die Vorzüge desselben, während Niemand der Familie gedenkt. Das Pferd vermag den Beduinen wie den Türken das ganze Leben hindurch zu fesseln. Nur selten verkauft er auf seinen Raubzügen seinen treuen Begleiter. Das Pferd wird im Alter nie verstossen, sondern erfreut sich der aufmerksamsten Pflege.

Das Füllen wuchs heran und der Sultan selbst verfehlte nicht, ihm eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Es kam die Zeit heran, wo man es gewöhnen musste, seinen Herrn zu tragen und in dessen Willen sich zu fügen. Doch wie das Volk, in dessen Gauen die Mutter gelebt hatte, einen unbändigen Freiheitssinn an den Tag legte, so nicht weniger das, zum stolzen Rosse herangewachsene Füllen. Niemand vermochte seinen festen Willen zu beugen; wer es wagte, seinen stolzen Rücken zu besteigen, wurde auf die Erde geschleudert. Der Sultan setzte einen hohen Preis für den aus, der das junge Pferd zu bändigen verstünde, aber Keinem gelang es.

Mit innerer Freude vernahm der geblendete Stallmeister die Kunde und als wenn des armen blinden Mannes sich ein prophetischer Geist bemächtigt hätte, liess er seinen Sohn vor sich kommen. „Jetzt ist es Zeit, dass die Rache beginne“, rief er ihm zu, „gehe hin und melde dich bei dem Sultan, dass du dich befähigt fühltest, das Ross zu besteigen. Eine innere Stimme sagt mir, dass du nur mit ihm die Thaten ausführen kannst, zu denen



ich dich erzogen. Doch verzage nicht, wenn der erste Versuch misslingt, der zweite führt dich dann zum Ziel.“ Es wurde alsbald dem Sultan angezeigt, dass der Sohn seines blinden Stallmeisters, der unter dem Namen Kōroglu, d. h. Sohn des Blinden, sich schon einer Berühmtheit erfreute, das bis dahin so unbändige Pferd zu zähmen sich vorgenommen habe. Seinen alten blinden Vater an der Hand, erschien Kōroglu auf der weiten und schönen Wiese bei Skutari, um daselbst vor dem gewaltigen Herrn über Leben und Tod seine Geschicklichkeit an den Tag zu legen. Ebenso wie das grosse, freie Feld vor den Thoren von Adrianopel der Sammelplatz für alle Rechtgläubigen, die ihrem Padischah auf einem Verheerungskrieg nach Europa folgen wollten, war, wurde zu eben demselben Zweck in der Regel die Wiese von Skutari benutzt, wenn ein Krieg in Asien die Anwesenheit eines Heeres verlangte.

Das stolze Ross, mit Namen Kirat, wurde gebracht, und mit stolzer Hand erfasste Kōroglu den Zügel. In einem Augenblicke hatte er sich auf seinen Rücken geschwungen und das Pferd, die rasche That nicht vermuthend, schien sich dem Willen des Reiters zu beugen. Doch kaum hatte es sich von der Bestürzung erholt, als es sich auch jeder ferneren Lenkung widersetzte und seinen Reiter abzuwerfen versuchte. Doch lange führte Kōroglu mit Kunst die Zügel seines Rosses, bis auch er endlich dem Geschick, was alle seine Vorgänger betroffen, unterlag und abgeworfen wurde. Beschämt ging Kōroglu zu seinem Vater und floh mit ihm den Schauplatz seiner Schande. Ein Jahr war vergangen, Niemand hatte gewagt, den Kirat zu besteigen. Der Sultan wurde traurig und erhöhte den Preis der Belohnung, aber wiederum umsonst. Doch Kōroglu hatte die Zeit benutzt und sich ferner im Reiten und Bändigen der Pferde geübt. Als er sich von Neuem kräftig und geschickt genug fühlte, den Kirat zu besteigen und ihn dieses Mal seinem Willen zu unterwerfen, erschien er wiederum vor seinem Vater, der ein Gelübde gethan, nicht eher sich einer anderen Speise als Brod und Wasser zu bedienen, als bis seinem Sohne das grosse Werk gelungen. „Vater“, sagte er, „jetzt bin ich bereit, von Neuem den Kirat zu besteigen und die lange zurückgehaltene Rache zu beginnen. Nicht noch einmal sollst du die Schmach erleben, dass dein Sohn gleich alten Schwächlingen nicht ein Ross

seinem Willen zu unterwerfen vermöchte. Ich habe bereits dem Sultan meinen Willen angezeigt und als ich abschlägliche Antwort erhalten, meinen Kopf zum Pfande gegeben. Kann ich dich nicht an dem Sultan und den verhassten Sunniten rächen, dann verdiene ich auch nicht, dass die Sonne mit ihren wohlthuenden Strahlen mich erfreue. Fluch dem Sohne, der die, dem Vater angethane Schmach nicht in dem Blute des Feindes abzuwaschen vermag.“

Freudig erhob der unglückliche Vater das bis dahin zur Erde gebeugte Haupt. „Wohlan denn, mein Sohn, wohl ist es Zeit, dass die Rache endlich beginne. Mein Leben hat keinen Werth mehr auf der Welt. Des auf dieser Erde allein beglückenden Augenlichtes beraubt, ist es mir besser, dass ich die Welt mit ihren wechselnden Glücksgütern verlasse, um in jener, der ewig dauernden Freuden theilhaftig zu werden. Das Bewusstsein, dass das mir angethane Unrecht mit Blut gesühnt wird, nehme ich mit mir, umgeben von den ewig jugendlichen Gestalten, den Huris, die uns Mahomed im Paradiese verheissen.“

Auf derselben Wiese, wo Köroglu schon einmal seine Geschicklichkeit hatte an den Tag legen wollen, erschien er von Neuem, wiederum den geblendeten Vater an der Hand.

„Jetzt, Verwegener, erfülle dein keckes Versprechen“, sprach der Padischah, „oder der Kopf rollt zu deinen Füßen dahin, damit seine Zunge nicht zum dritten Male verwegene Worte ausspreche. Kein Sterblicher hat bis jetzt den Kirat gebändigt und du, Sohn meines Sklaven, selbst mein Sklave, rühmst dich mit vermessener Rede, das zu thun, was bis jetzt Niemand gelungen.“

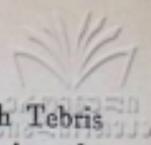
Zwei kräftige Männer führten den Kirat herbei und zum zweiten Male ergriff Köroglu den Zügel. Fest sah er dem Pferde in die Augen und als fühle es seine Ohnmacht, stand es ruhig da und sträubte sich nicht, als Köroglu seinen Rücken bestieg. Man sagt sich auch bei uns, dass ein gutes Pferd mit dem Augenblicke die Geschicklichkeit und die Kraft seines Reiters erkenne, wo dieser es bestiegen, und ohne den geringsten Widerstand sich leiten lasse, aber unbändig sei, wenn es einen ungeschickten Reiter trage. So schien es auch bei dem Pferde zu sein, was Köroglu bestiegen. Es unterwarf sich der nicht weniger gewandten, als kräftigen Hand seines Reiters, und unter dem Staunen der ganzen anwesenden Menge tummelte Köroglu das bis dahin noch nicht gebändigte

Ross im Kreise herum. Hoch erfreut vernahm der geblendete Vater die Kunde des Gelingens und nicht mehr Herr der Gefühle, die sein ganzes Sein seit dem Tage, wo man ihm die Augen geblendet, erfüllten, rief er mit starker Stimme: „Wohl auf, mein Sohn, jetzt bist du stark genug, die Rache zu übernehmen. Verräther an der heiligen Sache des Propheten haben schon den Gemahl der einzigen Tochter ermordet und deren beide Söhne Hassan und Hassim sind auf der heiligen Ebene von Karbelah das Opfer schändlichen Verraths geworden. Unrechtmässige Herrscher besitzen jetzt den heiligen Mantel und nennen sich die Nachfolger des grössten Propheten. Gleich Omar, Osman und Abubeker haben sie sich des Thrones bemächtigt, den nur Ali's Söhne einnehmen durften. Verflucht seien sie und verflucht seien Alle, die, den Irrlehren der späteren Zeit ergeben, Feinde sind des reinen Glaubens, wie ihn Mahomed gelehrt. Von Neuem haben die Ketzler das Füllhorn ihrer Schandthaten vermehrt und deinen armen, unschuldigen Vater, anstatt ihn für die treuen Dienste zu belohnen, des Herrlichsten, was der Mensch auf Gottes schöner Erde besitzt, des Augenlichtes, beraubt. Nun geh', mein Sohn, in das Gebirge, dessen höchster Berg dereinst zuerst aus den Fluthen emportauchte, dort ist die Grenze des Perserreiches, auf dessen Throne ein würdiger Nachkomme Ali's herrscht. In den schwer zugänglichen Schluchten und auf den schroffsten Höhen findest du dort eine Stätte, von der aus du Verderben über die Schändlichen verbreiten kannst. Aber der Gläubigen, der Anhänger Ali's und der heiligen Familie, schone. So fliehe denn auf schnellem Rosse, Kirat wird dich schon zum Ziele führen.“

Erstaunt vernahm die Menge die Worte des Stallmeisters, und wüthend fielen die Trabanten des Beherrschers der Türken über den armen Greis her. Da zog Kōroglu das scharfe Schwert, was seine Vorfahren vor mehr als hundert Jahren, als sie noch die Wüsten jenseits des Kospö-See wandernd durchzogen, in Chorasán erbeutet hatten, und spaltete den Schergen des Machthabers die Köpfe. In wenigen Stunden war der Vater frei und mit starker Faust zog er den, der ihm das Leben gegeben, hinter sich auf das Pferd, um mit dem Vater nach dem fernen Osten zu entfliehen. — Wenn man das mächtige Gebirge, was den ganzen kaukasischen Isthmus durchschneidet, überschritten hat, so kommt man in ein

von tertiärem Gestein durchzogenes Thal, was die Kur durchfließt und im Süden durch ein anderes Gebirge begrenzt wird. Es war seit den ältesten Zeiten das Grenzgebirge zwischen den Grusiern und Armeniern, zweien Völkern in Asien, die sich trotz aller Verführungen und Bedrückungen des Islam das Christenthum erhalten haben, und führt bei den Armeniern den Namen des unteren Kaukasus. Ein älterer Trachyt, den Porphyren noch ähnlicher als das Gestein, was ohne Zweifel später das Hochland Armeniens bildete, setzt es zusammen, und zahlreiche Erzgänge befinden sich in seinem Inneren. Die Gelehrten wollen deshalb die Nachkommen Tubals in jene Thäler versetzen und andere weisen den Chalybern, die Plinius zum Unterschiede von den an der Küste des schwarzen Meeres wohnenden Armeno-Chalyber nennt, ihre Wohnungen dasselbst an. Steigt man von der Höhe dieses Gebirges südlich herab, so kommt man in ein grosses Bassin, was gegen Süden hin der Araxes durchfließt. Seine südliche und westliche Grenze bildet das armenische Hochland. Während dieses nach Osten allmählich abfällt, erhebt sich im Süden ein mächtiges Gebirge und bildet einen Gürtel gegen das Hochland. Das Gebirge weit überragend, erhebt sich an seiner Nordseite ein ungeheurer Koloss, von dem die Sage geht, dass er zuerst die Arche getragen habe, in die Noah auf Befehl des Herrn mit seiner Familie während der Sündfluth flüchtete. Die Abendländer nennen deshalb den Berg Ararat, aber im Oriente kennt Niemand diesen biblischen Namen, und nur in älteren, besonders armenischen Schriften heisst es, dass die ganze Ebene des Araxes den Namen Ararat geführt, d. h. Tod des Ara. (Die Sage geht nämlich, dass Ara, ein König Armeniens, sich durch seine Schönheit ausgezeichnet habe und deshalb von der Semiramis zum Gemahl verlangt worden sei. Auf die entschiedene Weigerung folgte ein blutiger Krieg, in dem der armenische König Ara auf der Ebene des Araxes seinen Tod fand. Seitdem heisst diese Ararat, d. h. Tod des Ara.)

In dieses Gebirge war Köroglu mit seinem Vater und dem ihm unentbehrlich gewordenen Kirat geflüchtet und fand bald herrlichen Platz, sich eine Burg zu erbauen auf spitzen Felsen. Eine Menge Abenteurer, besonders aus den Türkenstämmen, ein unruhiges Leben suchend, gesellten sich ihm zu; mit ihnen machte er Einfälle auf türkisches Gebiet. Vor Allem wurde die grosse



Handelsstrasse, welche von Trebisond und Erzerum nach Tebris (Tauris) und Innen-Asien führte, ganz unsicher. Nur in sehr grosser Begleitung wagten Karawanen ihre Züge.

Der Ruf Kōroglu's überschritt bald die nächsten Gaue und im Norden bis zum Kaukasus, im Süden bis zu der in das Unabsehbare sich hinziehenden Ebene Mesopotamiens, erzählte man sich die Thaten des tapferen Helden.

Kōroglu war auch Dichter und Sänger und führte ein lustiges Leben auf seiner Burg. Zu jedem harten Kampfe, den er zu bestehen hatte, feuerte er die Seinigen durch begeisterte Gesänge an, die er gedichtet; viele gehen noch jetzt als Schlachtruf voran. Der Wein fand hohe Anerkennung und lärmende Tänze und Gesänge verschönten das Mahl. Von dem blinden Stallmeister, dem Vater Kōroglu's, sagt die Geschichte nichts mehr. In allen den vielen Erzählungen und Gesängen, welche man in ganz Vorder-Asien und Persien kennt, gedenkt man nicht mehr des Vaters, nur des Sohnes.

Schamil und der heilige Krieg im Osten des Kaukasus.

Scheich Manssur, der Kaukasus und seine Bewohner.

Während man sich bei uns der Meinung hingiebt, die Zeit des Islam sei vorbei, der Halbmond erbleiche vor dem heller strahlenden Kreuze, sehen wir in dem Orient, in den weniger zugänglichen Schluchten und Thälern des Kaukasus und in den undurchdringlichen Wäldern seiner nördlichen Abhänge, das Banner Mahomeds mit einer Kraft entfaltet, die ganz Europa zur Bewunderung hinreisst. Nicht das Gebäude, welches Mahomed mit genauer Kenntniss seiner Landsleute und der Orientalen überhaupt gründete, ist morsch und geht aus seinen Fugen, sondern die Nachfolger des Propheten sind verweichlicht und vermögen nicht mehr durch das Feuer ihrer geoffenbarten Religion zu grossen Thaten begeistert zu werden. Die Völker des Islam haben durch viele Jahrhunderte andauernden Druck, mehr aber noch durch die den Geist tödtende Ruhe, die Kraft und Energie verloren, welche sie in den ersten Zeiten der Hedschra an den Tag legten. Die Kaukasier waren zu keiner Zeit einem fremden Herrn unterworfen, selbst die Araber vermochten in der Zeit ihrer Blüthe nicht ein Gebirge zu bezwingen, in dem lebensfrische, einfache Völker den heftigsten Widerstand entgegensezten. Erst in der Zeit des Friedens und der Ruhe verbreitete sich die Lehre Mahomeds im Osten des Kaukasus, während sie im Westen fast gar keinen Eingang fand. Aber auch im Osten erregte der Islam, durch äussere Umstände bedingt, erst in der neuesten Zeit den Fanatismus und die Hingebung, wie wir leider kurz nach seinen Entstehen gesehen haben. Wenn wir nach den Ursachen fragen, die die plötzliche Veränderung hervorgerufen haben, und wodurch die Gleichgültigkeit in Sachen der Religion bis zu dem jetzigen Glaubenseifer angefacht worden ist, so finden wir sie in den ob-



waltenden Verhältnissen. Die Kaukasier, d. h. die Bewohner des Gebirges, waren, so weit die Geschichte hinaufgeht, nicht im Stande, die nöthige Nahrung sich aus ihrer nächsten Umgebung zu verschaffen; das mehr oder weniger unfruchtbare Gebirge, besitzt selbst nicht so viel Weideland, um einigermaßen bedeutende Heerden zu ernähren, während Getreidebau kaum für das dringendste Bedürfniss ausreicht. Das einfache Leben, der beständige Kampf mit Entbehrungen und anhaltende Nüchternheit, kräftigte dagegen die Bewohner des Gebirges auf eine Weise, dass sie, ihrer eigenen Kraft bewusst, diese in den Ländern nördlich und südlich geltend machten. Umgekehrt waren die Völker der Ebenen beständigen Einfällen ausgesetzt, und mächtige Fürsten knechteten sie auf eine so schauerhafte Weise, dass sie zum grossen Theil physisch und moralisch zu Grunde gingen. Als Russland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Norden des Kaukasus festen Fuss fasste und die bewaffnete Linie, deren Grund schon Peter der Grosse gelegt, immer mehr gegen die Vormauern des Kaukasus vorschob, erwachte allmählich die Eifersucht der Bergvölker gegen eine Macht, die alle Mittel, welche Gewalt und Schlaueit ihr in die Hand gaben, in Bewegung setzte, um sich die freien Söhne des Gebirges zu unterwerfen. Die hohe Pforte musste die Krim für unabhängig erklären und bald darauf sehen wir, wie das letzte Reich der Goldenen Horde den Russen als Beute anheim fiel. Die Kuban (das heutige Tschernomorien) hatte sich auch dem Kaiser unterworfen. Da glaubte die türkische Regierung nicht mit Unrecht, dass die Völker des Kaukasus vor Allem im Stande wären, der Ausbreitung der russischen Macht einen mächtigen Damm entgegen zu setzen. Aber der Islam hatte damals, im Westen des Kaukasus, noch gar nicht Wurzel geschlagen, und seine Regeln wurden selbst im Osten mit Lauheit und Gleichgültigkeit ausgeübt. Es galt desshalb für die Ausbreitung der Lehre Mahomeds Sorge zu tragen, und die Völker selbst damit zu fanatisiren. Der Zufall unterstützte diese Ansicht. Ein Religionslehrer des Tscherkessenlandes, Mahomed Manssur, hatte bereits angefangen seine Landsleute zu fanatisiren, und bald darauf wurde aus dem frommen Priester des Islam ein politischer Häuptling; in ihm fand die türkische Regierung den geeigneten Mann, der es übernahm, den Hass gegen Russland durch das

ganze Gebirge anzufachen, und im Osten selbst bei den dortigen Gläubigen einen Fanatismus anzuregen, den man bei den bis dahin in Religionssachen gleichgültigen Kaukasiern früher noch nie bemerkt hatte. Im Islam ist die geistliche und weltliche Macht auf einem Haupte vereinigt, ja eigentlich sind die Staaten, wo er eingeführt ist, Theokratien. Die Nachfolger (Chalifen) des Propheten sind auch Oberpriester (Imans), die Richter (Kadis) sind nur Ausleger des Gesetzes, wie es im heiligen Buche des Koran niedergelegt ist. Ausser dem Koran und den Ueberlieferungen, die in der Sunna niedergelegt sind, giebt es kein Gesetz. Die Priester (Mollahs oder Mullhas) beschäftigen sich zwar vorherrschend mit der Ausübung der Religionsgebräuche, haben aber namentlich in den entlegenen Provinzen und fern von den Städten, auch die Funktionen der Richter, indem die Aussprüche eines heiligen Mannes für unfehlbar gelten. Namentlich ist dieses bei den Priestern der Fall, welche geistig mehr begabt, eine Menge junger Leute um sich versammeln, die den Lehren ihres Meisters aufmerksam zuhören. Ein solcher Lehrer, Murschid, übt oft weit und breit einen grossen Einfluss aus und erlangt nicht selten eine politische Bedeutung. Dies muss in den Ländern, wo die Autorität des einzigen Nachfolgers, als welcher jetzt von allen Rechtgläubigen der Sultan in Konstantinopel betrachtet wird, besonders wegen der Entfernung unbedeutend ist, um so gewichtiger werden. Es kann aber nur ein Chalif und ein Iman (in einer Person) existiren. Wenn jetzt neben dem Sultan der Türkei, noch der Schah von Persien sich Oberhaupt des Islam nennt, so liegt die Ursache in einem Schisma, dass sich zwar schon in dem ersten Jahrhundert der Hedshra bildete, sich aber erst mit der Besteigung des persischen Thrones durch die Sofiden, zu Anfang des 16. Jahrhunderts politisch geltend machte. Die Anhänger des Schisma heissen Schiiten oder Aliten, und entsprechen den Protestanten in der christlichen Religion, während die anderen Rechtgläubigen, welche neben dem Koran noch die späteren in der Sunna niedergelegten Ueberlieferungen als Grundlage ihrer Religion halten, Sunniten genannt werden, und wie die Katholiken meinen, den allein selig machenden Glauben zu haben. Alle Häuptlinge Sunnitischer Mahomedaner erkennen wenigstens schein-

bar die Autorität und das Chalifat des türkischen Sultans an. Es galt dieses namentlich von den Sunniten des Kaukasus.

In diesem mächtigen Gebirge (wahrscheinlich im Osten) lebte in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts der schon eben erwähnte und mehr als gewöhnlich erleuchtete Murschid (Religionslehrer) und wurde von der türkischen Regierung als ihr Werkzeug auserlesen. Mahomed Manssur predigte in feuriger Rede allen Gjaurn (Nicht-Mahomedanern) und namentlich dem Erbfeind, den Russen den Tod. Zahlreiche Schaaren seiner gläubigen Landsleute sammelte er um sich, begeisterte sie zu Thaten, welche ihnen im Jenseits so reichlich vergolten würden, und führte sie selbst gegen die Russen. Raub und Plünderung war das Signal seiner Anhänger. Russland hatte auf seiner ganzen Linie grosse Mühe, sich gegen die wiederholten Einfälle hinlänglich zu schützen, obwohl seine Kanonen ihm in der Ebene unendlichen Vortheil verschafften. Damals besass der Kaiser noch keinen Fuss breit Land im Gebirge. Mit Beute reich beladen, kehrten oft die einfachen Söhne des Gebirges zurück und reizten wiederum Andere zu neuen Einfällen. Aber noch weit mehr verstand Mahomed Manssur, der alsbald den stolzen Titel eines Scheichs annahm und sich selbst Scheich der Scheiche, zuletzt sogar Iman nennen liess, seine Landsleute durch die äppigsten Schilderungen des Jenseits zu kühnen Thaten zu begeistern. Der Tod schien Manchen willkommen; wie konnte den Streitern des Islam auf Erden das dargeboten werden, was das Paradies in unendlicher Fülle besass. Die Phantasie des Menschen ist ja selbst nach dem Koran gar nicht im Stande, die Freuden, welche im Jenseits geboten werden, zu begreifen. Die Völker des westlichen Kaukasus waren bis dahin vorherrschend Christen, wenn auch sehr gleichgültige; ausserdem hatten mehrere Stämme der Tscherkessen die Karbaden seit Jahrhunderten mit den Russen im Bunde gestanden. Es galt bis in die ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts, nur den gemeinschaftlichen Feind des Christenthums, die mahomedanischen Tataren, namentlich die der Kuban und der Krim zu bekämpfen. Als diese gedemüthigt waren, trat Russland aber mit seinen ehrgeizigen Ansichten plötzlich deutlicher hervor und suchte nun seine Bundesgenossen, die Karbaden, selbst sich zu unterwerfen. Es gelang ihm aber nicht ohne sehr grossen Widerstand.

Damit erklärten sich aber auch alle Völker des Kaukasus gegen Russland, und es begann in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Kampf, welcher jetzt mit erneuter Heftigkeit geführt wird. Scheich Manssurs Bestreben ging hauptsächlich dahin, die Tscherkessen durch die Bande der Religion ebenfalls an sich zu fesseln. Da das Christenthum schon an und für sich keineswegs tiefe Wurzeln geschlagen hatte, so gelang es ihm wenigstens, die Fürsten zur theilweisen Annahme des Islam zu überreden, zu fanatisiren vermochte er sie aber auf keine Weise. Die stolzen Tscherkessen widerstanden überhaupt mit den übrigen Völkern des Kaukasus, namentlich mit den im Osten wohnenden Tschetschen (Tschetschenzen) und Lesgiern, gemeinschaftliche Sache zu machen, denn sie waren bis dahin das herrschende Volk gewesen. Ein tscherkessischer Fürst heirathete nie die Tochter eines lesgischen oder tschetschischen Häuptlings, eine Verbindung, die kein tscherkessischer Edelmann eingehen zu dürfen glaubte, ohne seine Würde zu verletzen. Dieser Nationalstolz des Tscherkessen ist selbst heut zu Tage noch die Klippe, an der alle Verhandlungen Schamils gescheitert sind, und auch ferner scheitern werden. Eine Vereinigung aller kaukasischen Völker kommt deshalb nie zu Stande, ein Umstand der für die Russen und ihre Stellung am Kaukasus von den grössten Folgen ist. Scheich Manssur vermochte auch nur dadurch unter den Tscherkessen seinen Einfluss geltend zu machen, dass er sich später ganz unter ihnen aufhielt und mit ihnen manchen glücklichen Schlag gegen die Russen ausführte. Als die Feindseligkeiten zwischen Russland und der Türkei von neuem ausgebrochen waren und türkische Truppen, unter Bathal Pascha geschlagen, sich nach Anapa zurückzogen, warf sich Scheich Manssur ebenfalls in diese Festung, und suchte sie gegen die Russen, anfangs mit Glück zu vertheidigen, doch Gudowitsch eroberte sie 1791 mit Sturm, und machte den kaukasischen Propheten zum Gefangenen. In Schlüsselburg soll er sein einsames Leben vertrauert haben. Die europäischen Kriege, welche der Reihe nach aus der grossen französischen Revolution hervor gegangen waren, erlaubten Russland nicht, grosse Streitkräfte, zur weiteren Eroberung des Kaukasus zu verwenden. Auch nahm die Besitznahme Georgiens oder Grusiens zu Anfang dieses Jahrhunderts und die nicht zu vermeidenden Verwickelungen mit

den Herrschern Transkaukasiens, alle disponiblen Kräfte schon an und für sich in Anspruch. Die erworbenen Besitzungen bedurften vieler Jahre, ehe sie beruhigt wurden. Man mochte in Petersburg auch glauben, dass die Bewohner des Gebirges sich von selbst zu unterwerfen gezwungen sein möchten, sobald Russland einmal in Georgien und den früher damit zusammenhängenden Ländern festeren Fuss gefasst hätte. Man hatte sich verrechnet, obgleich man weder Versprechungen noch Bestechungen gescheut hatte, um zu seinem Ziele zu gelangen. Doch bevor die weitere Entwicklung der dortigen Zustände verfolgt werden kann, wird es gut sein, einige Worte über die Beschaffenheit des Gebirges und über seine Bewohner zu sagen.

Die allgemeine naturgeschichtliche Beschreibung des bis jetzt so wenig gründlich bekannten kaukasischen Gebirges, was mir durch meine strengen Untersuchungen bis in die Schlupfwinkel bekannt und vertraut ist, beschreibe ich ein ander Mal.

Das kaukasische Gebirge erstreckt sich in südöstlicher Richtung vom 55—67. Grade östlich von Ferro und hat demnach die bedeutende Ausdehnung von 12 Graden. Durch die bekannte Militärstrasse wird es in eine westliche und eine östliche Hälfte getheilt; nur in der letzteren wüthet der Krieg, von dem hier besonders die Rede sein soll, während in der ersteren, die in der neusten Zeit vielfach genannten Tscherkessen wohnen. Nicht weit von der Militärstrasse theilt sich der Kaukasus am Gebirgsstock Borbalo in einen dieselbe Richtung fortsetzenden und in einen nordöstlich laufenden Schenkel, der letztere führt den Namen des andischen Kaukasus. Der eigentliche Kaukasus spaltet sich weiter östlich noch ein Mal, und während der südliche Schenkel in derselben südöstlichen Richtung fortläuft, geht der nördliche in einem Bogen nach Osten bis zum Meere. Durch den letzteren wird das Dreieck, das durch die beiden von Borbalo auslaufenden Schenkel gebildet ist, in zwei ungleiche Hälften gebracht, von denen die südliche aus der Kurinschen und aus den früheren Chanat Kuba besteht. In der nördlichen Hälfte zieht sich von Norden nach Süden das Kaitach-Gebirge herab und schliesst nach Westen eine unebene, zum Theil selbst mit bedeutenden Höhenzügen versehene Hochebene ein, die man jetzt vorherrschend Lesghistan nennt, während das übrige nach Süden und Osten liegende Land

Daghestan genannt wird. Die Bewohner sind auch hier vorherrschend Lesghier, und nur an den Ufern des kaspischen Meeres wohnen Tataren und Truchmenen. Zwischen der andischen Gebirgskette und der oben erwähnten Militärstrasse liegt das Land der Tschetschen, (oder mit russischem Plural) Tschetschenzen. In ihm befinden sich, besonders in der nördlich bis zum Terek sich hinziehenden Ebene, die grossen Wälder, von denen uns die Zeitungen in der letzten Zeit so viel berichtet haben. Tatarische Völkerstämme haben sich endlich auch auf beiden Seiten der Ssunsha, einem Nebenfluss des Terek, angesiedelt, aber auch weiter nach Osten wohnen die Kumüken, ebenfalls Tataren zum noghaischen Stamm gehörig.

Was die wichtigeren Flüsse anbelangt, welche im Laufe der Erzählung erwähnt werden möchten, so trennt der reissende Ssamur die kuringsche Herrschaft von Chanat Kuba. In Lesghistan ist nur ein Hauptfluss vorhanden, der Koissu, setzt sich aber aus vier Flüssen: dem andischen, awatschen, Kara und Kasikurükschen Koissu zusammen. In steiler Schlucht fliesst er zwischen dem Ostende des andischen Kaukasus und dem Nordende des Kaitach-Gebirges in die Ebene, und führt nun den Namen Ssulak. In der Tschetschna oder Tscherkessenlande, die nach Norden vom Terek begrenzt wird, ist die Ssunsha oder Ssundsha mit der Assai und dem Argur ein bedeutender Nebenfluss des Terek. Lesghier und Tschetschen galten von je her für Räubervölker. Im Norden fürchtete man die Tschetschen, von denen besonders der erbliche Aelteste des grossen Dorfes Tschetschen stets Aslarn genannt, im vorigen Jahre sich grossen Einfluss verschaffte, und seine Landsleute erst zu Raubzügen auf russischem Gebiete um sich versammelte.

Weil die Russen hauptsächlich nur mit dem Aeltesten des Dorfes Tschetschen zu thun hatten, so trugen sie den Namen desselben allmählich auf das ganze Volk über. Russische Intriguen schwächten aber allmählich den Einfluss des Aeltesten, dessen Rang und Name von dem Vater auf den Sohn überging, und schon in dem ersten Decenium dieses Jahrhunderts wird seiner nicht mehr gedacht. Warme Quellen, welche sich in den Winkel, der durch den Einfluss der Ssunsha in den Terek gebildet wird, vorfinden, hatten die Russen schon im vorigen Jahrhundert be-

stimm, dort eine Niederlassung zu gründen, die aber nie gedieh. Erst Jermoloff, Stadthalter der kaukasischen Provinzen, fasste zwischen Terek und Ssundsha festeren Fuss und erbaute zwei Festungen, von denen die eine das jetzt sehr wichtige Grosnoja ist. Es geschah dieses im Jahre 1818. In Daghestan hatten die Russen leichteres Spiel, denn hier herrschten eine Reihe von Fürsten, die sich oft nur mit russischer Hülfe behaupten konnten. Der Schamchal von Taku hatte früher als Wali-Daghestan, König von Daghestan, eine grosse Rolle im östlichen Kaukasus gespielt. Er unterwarf sich schon Peter dem Grossen, wurde aber erst unter Katharina II. eigentlicher Vasall der Krone, ohne jedoch damals tributär zu werden; dasselbe galt von dem kumükischen Fürsten. Sie alle empfangen russische, sogenannte Pensionen. Südlich vor der Herrschaft des Schamchals liegt Kaitach, deren Herrscher sich zuerst 1727, dann wieder 1828 unterworfen. Da sie sich bald darauf empörten, wurden sie gänzlich vertrieben, ohne dass aber Russland dadurch selbst im Ländchen grösseren Einfluss erlangt hätte. Es war nur die Küste am kaspischen Meer, von der sie in der That Besitz nahmen. Tabasseran ist ebenfalls ein kleines Ländchen südlich vom Kaitach gelegen. Zu ihm gehört eigentlich Derbent. Es besass in der Regel mehrere unter einander abhängige Herrscher, meist einer Abkunft, von diesen aber auch abhängige Dörfer.

Derbent so wie das Chanat Kuba, wurden schon in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts Russland einverleibt, nachdem ihre Herrscher vertrieben worden waren. Die kurinsche Herrschaft oder das Chanat Kurale machte für sie einen Theil Tabaserant aus und ist neueren Ursprungs. Es wurde in den zwanziger Jahren unterworfen, nachdem sein Herrscher sich zuvor des Chanats Kasikumük bemächtigt hatte. Dieses Kasikumük bildet mit Awar zwei Chanats im eigentlichen Lesgbistan, deren Herrscher nach ihren Persönlichkeiten einen grösseren oder geringeren Einfluss auf die Lesghierstämme besassen. Awar unterwarf sich zwar 1807, aber sein Herrscher Umgan erhielt dagegen eine jährliche Rente von 10 000 Rubel. Die beiden Chane von Kasikumük und Awar spielten in den früheren Jahrhunderten eine wichtige Rolle, indem sie bei den häufigen Streitigkeiten der persischen Schahs unter sich, oder mit ihren Vasallen den Schiowanschahen und mit den persischen Kö-

nigen dem einen oder dem anderen gegen Erstattung eines bedeutenden Lohngeldes zu Hülfe zogen, in den Zeiten der Ruhe hingegen raubend und plündernd im Süden des Kaukasus einfielen. Heute waren sie Bundesgenossen, morgen vielleicht raubsüchtige Feinde, welche stets mit Beute reich beladen in ihre schwer zugänglichen Thäler zurückkehrten. Unter ihrer Fahne versammelten sich Einwohner fast aller Gauen des Lesghier Landes. Die Chane von Kasikumük und Awar übten desshalb über diese einen grösseren oder geringeren Einfluss aus, der selbst an Herrschaft grenzte. Endlich ist noch eine Herrschaft zu nennen, welche seit dem Jahre 1844 öfters genannt wird und auf dem Süd-Abhange des Kaukasus, östlich von der früheren Dsharschen Republik, einen schmalen Landstrich bildet. Es sind dieses die Besitzungen des Sultans von Elissui. Der östliche Kaukasus beherbergte in früheren Zeiten noch zwei Republiken, deren Einwohner, gleich denen der Schweiz, fremden Herrschern gegen Eid dienten und ebenfalls meist mit Beute reich beladen in ihre Heimath zurückkehrten, um daselbst in einem gewissen Wohlstande zu leben.

Die eine Republik bestand aus fünf lesghischen Verbrüderungen die vor langer Zeit schon von den kachischen, kachitischen, Königen die Erlaubniss erhalten hatten, nördlich von Alasan sich am Fusse des Kaukasus niederzulassen und dagegen sich verpflichten mussten, für die königliche Familie in den heissen Sommermonaten, das nöthige Eis aus dem Hochgebirge zu holen. Nach ihrem Hauptorte führt die Republik den Namen der Dscharschen.

Die zweite Republik bestand aus 12 Verbrüderungen, die ein freundliches, im Norden von Kaitach, auf beiden Seiten des Gebirges gelegenes Ländchen, Dargo, bewohnen.

Nach dem Hauptorte führte sie früher auch den Namen Akuscha.

Kasi Mollah, der erste Murschid.

So viel auch Murschiden (Religionslehrer) nach Scheich Manssur im Osten des Kaukasus existirten, so vermochte länge keiner, am wenigsten einen politischen, Einfluss zu erhalten. In

dem Dorfe Kurtowir in Schirwan lebte in dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts ein Murschid Hadshi Israil Effendi, der sich durch seine Frömmigkeit auszeichnete, dass ein Schüler des hochgefeierten Kalidsha, Schah in Bagdad, gewesen war, vermehrte die Zahl seiner Anhänger. Er bildete damals alle Muschiden für das Gebirge, so auch den Mahommet Effendi, dem Religionslehrer für Tabasseran und Kuräle, damals war Jermaloff General-Statthalter in Tiflis, ein Mann von Energie und seltener Thatkraft. Er verstand die Kriegführung auf einem so schwierigen Terrain, indem er orientalische Herrscher nachahmte und sich weniger um Kleinigkeiten bekümmerte. Viele Fürsten und Volksstämme des Gebirges zahlten Tribut, dafür liess er sie aber auch in ihren eigenen Pfählen gewähren, was sie für gut hielten.

Versagte Jemand den Tribut oder machte auf russischem Gebiet Einfälle, so erschien er augenblicklich furchtbar strafend, ohne sich aber später weiter in die inneren Angelegenheiten einzumischen. So hatte er sich auch im Jahre 1820 den Arsslan von Kasikumük und Kuräle unterworfen und machte später wiederum einen Verheerungszug in die zuletzt genannte Herrschaft.

Eine Menge Dörfer wurden zerstört. Bis dahin war noch nie ein Feind vorgedrungen, ein Umstand, welcher namentlich die Bewohner des nicht von Fürsten beherrschten Antheils von Tabasseran in grosse Aufregung versetzte.

Der Murschid Mohammed Effendi hatte seinen Sitz in Jarach und erhielt bald ein solches Ansehen, dass er eine Menge Schüler um sich versammelte, die reine Lehre Mohammeds predigte er mit all threm Groll gegen Andersgläubige. Dieser Groll fand namentlich in dem Herzen eines Jünglings, Kasi Mahommet, der später als Kasi Mollah (in Daghestan Kufsu Mullah genannt) als erbittertster Feind Russlands auftrat, einen solchen Eingang, dass der bis dahin lebensfrohe junge Mann schweigsam wurde und alle Fröhlichkeit vermied. Verderben und Tod dem Gjaura, schwur er in einsamen Stunden und am Grab des Abu Müsellim, des Arabers, der bei Chumsak in Awar von den Ungläubigen erschlagen wurde. Er kehrte dabeim und wurde der Murschid des Landes der Tscherkessen und der die Engpässe des Koissu umgebenden Gaue, Eine glühende Beredsamkeit kam ihm zu statten.

Nicht minder waren die schnell aufeinander folgenden persischen und türkischen Kriege für die folgende Zeit günstig. Doch schon zuvor hatte sich der Fanatismus in zwei schreckliche Greuel-Scenen geltend gemacht. Ein Haufe roher Tscherkessen, von einem Fürsten angeführt, bemächtigte sich durch List der südlich vom Terek im Lande der Kumüken gelegenen Veste Amir Hadssi-Jurt und richtete daselbst ein furchtbares Blutbad an.

Der Halbmond wehte bald von denselben Wällen, wo früher das Kreuz aufgerichtet war. Die Generäle Grekoff und Lissanewitsch vereinigten ihre Streitkräfte mit einander und suchten die Veste ihren Feinden wiederum zu entreissen. Es gelang ihnen zwar, doch suchten sich die Belagerten mitten durch die zahlreichen Russen zu schlagen und kamen glücklich in den dichten Wäldern Itschkeriens, einem östlichen Gau des Tschetschen-Landes, an. Noch einmal versuchte man die Tschetschen auf gutlichem Wege zu gewinnen und sie zur Auslieferung der Frevler zu bestimmen. In der russischen Veste Taschkitschu empfangen die bereits genannten Generäle Grekoff und Lissanewitsch die Deputation; aber nur ihr Führer, derselbe fanatische Priester, der jene Schaar geführt, wurde in die Veste eingelassen. Die harte, unbesonnene Rede der Generäle versetzte den Tschetschen bald in eine solche Wuth, dass er diese und ausserdem mehrere Russen mit seinem Kindshal, einem breiten, dem römischen Schwert ähnlichen Dolche, niederstach, ehe er selbst ein Opfer wurde. Kaum hatte Jermaloff diese schändliche That erfahren, als er sich an die Spitze seiner Truppen stellte und sengend und brennend einen Theil des Tschetschen-Landes durchzog. Es unterwarfen sich von Neuem eine Menge Gaue.

Dass war die letzte That Jermaloffs, denn 1826 brach der persische Krieg aus und der grosse Feldherr wurde abberufen, um durch Paskewitsch ersetzt zu werden. Die Tschetschen und die Lesghier der Koissur-Engpässe waren durch Jermaloffs That für eine Zeit lang wiederum eingeschüchtert. Kasi-Mollah fand für seine Aufreizungen nur wenig Boden, zumal ein anderer Murschid, Sahid Effendi, der in Arrokan auf der awarischen Hochebene seinen Sitz hatte, mit seinem Einfluss entgentrat. Aber noch andere Priester, namentlich in Erpeli und Karanai, fürchteten die Macht des ehrgeizigen Murschiden Kasi-Mollah, der in Himri, einem festen Dorfe

östlich von Koissu, seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Kasi-Mollah sah bald ein, dass der Islam nicht umsonst das Schwert von Mahomed in die Hand erhalten hatte und dass er Worte der Ueberzeugung nur verschwendete. Plötzlich überfiel er mit seinen Anhängern das Dorf Arrakan. Mit genauer Noth entkam Sahid Effendi, Kasi-Mollah zog aber, das Schwert in der Hand, mit seinen sich von Tag zu Tag mehrenden Anhängern nach dem nordöstlichen Theil, der awarischen Hochebene, nach dem lesghischen Gau Koissubui. Alle Dörfer huldigten ihm daselbst. Dadurch ermuthigt, wandte er sich in das Chanat Awar und verlangte von der Wittwe Umchans, der greisen Bachu Beg, die im Namen ihres unmündigen Sohnes regierte, dass sie sich mit ihren Unterthanen ihm anschliessen sollte. Mit allerhand Versprechungen suchte die schlaue Frau seinem Verlangen auszuweichen; doch Kasi-Mollah zog vor Chunsak, der Residenz der Chane, wurde aber schmäzlich geschlagen. Es geschah dies im Jahre 1830. Wer bis dahin Kasi-Mollah mehr gezwungen als freiwillig gefolgt war, verliess ihn nun ganz und gar. Ja als der General-Lieutenant Rosen noch mit einem Heere erschien, um die treue Bachu Beg in ihrem Kampfe gegen Kasi-Mollah zu unterstützen, gelobten sogar einige bis dahin unabhängige Dörfer der Koissur-Engpässe den Russen Treue. Die polnische Revolution brachte Kasi-Mollah wiederum freiere Hand. Er gewann allmählich seine alten Anhänger wieder und suchte mit ihnen die Unterthanen des Schamchals für sich zu gewinnen. Zum Theil gelang es ihm auch. Da fasste er den kühnen Entschluss, sich des Herrschers selbst zu bemächtigen. Kasi-Mollah kannte den Einfluss, den der Schamchal, wenn er freiwillig oder gezwungen ihn auf seinen Einfällen und Eroberungen begleitete, auf seine Landsleute ausüben würde. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, dass die freien Söhne des Gebirges gegen ihre Fürsten nicht allein, sondern gegen alle Herrscher des Gebirges überhaupt, eine solche Ehrfurcht und Ergebenheit besaßen, dass sie deren Person sogar für unverletzlich hielten. Die Russen haben oft schon diesen Umstand zu ihrem Vortheil benutzt und mehr als einen Sieg davongetragen, indem sie einen einheimischen Fürsten mit sich führten. Man erzählt selbst Beispiele, wo feindliche Lesghier plötzlich beim Anblick eines Fürsten ihre schon gespannten Flinten senkten und sich sogar ohne allen

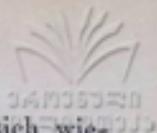
Widerstand gefangen nehmen liessen. Fragt man nach den Ursachen dieser wunderbaren Thatsachen, so mögen sie zum Theil in der jahrhundertlang andauernden Gewohnheit liegen. Wichtiger ist aber, dass mehrere Fürsten im östlichen Kaukasus, namentlich Kaitachs und Tabasserans, ihren Ursprung von den Arabern ableiten, welche zuerst im Kaukasus den Islam ausbreiteten. Wenn auch im Verlaufe der Zeit die Herrscherfamilien, namentlich in Kasikuwuk und Tarku, mehrfach gewechselt haben, so verdankt doch wenigstens die Herrschaft den Arabern und dem als heilig gesprochenen Abu Müsselim ihren Ursprung. Die Geschichte des östlichen Kaukasus hat der Beispiele in Menge, wo die Fürsten ihre Unterthanen auf das härteste und grausamste behandeln; wir haben aber keines, dass bis dahin sich ein Lesghier an seinem Fürsten vergriffen hätte. Unter sich aber lebte oft eine und dieselbe Fürstenfamilie sehr häufig in Feindschaft und gegenseitige Ermordungen gehörten bei ihnen zur Tagesordnung.

Kasi Mollah hatte in Awar gesehen, wie sehr das Volk seiner Fürstin ergeben war, und deshalb versuchte er nun den Schamchal von Tarku zu gewinnen. Alle Versuche zur Ueberredung scheiterten aber an der Treue des Herrschers. Da beschloss der fanatische Führer das mit Gewalt zu erreichen, was ihm nicht auf gütlichen Wege gelang. Viele Dörfer des Schamchal schlossen sich, wie schon gesagt, freiwillig dem Propheten an, andere wurden durch Feuer und Schwert dazu bestimmt. Plötzlich brach Kasi Mollah in der Mitte des Monats Mai 1831 mit einem bedeutenden Heere auf, schlug den General Taulu, der sich ihm entgegen setzte, und stand plötzlich vor Tarku. Die schlecht vertheidigte Stadt vermochte nicht zu widerstehen. Denn schon in der Nacht zum 26. Mai zog Kasi Mollah ein, um an den armen Bewohnern ein fürchterliches Beispiel zu statuiren. Mord und Todschatz, Raub und Plünderung folgten während einiger Tage aufeinander, Es ist nicht möglich ein treues Bild von den Greuel-Scenen zu geben, welche der Wütherich sich hier zu schulden kommen liess. Auf einen steilen Felsen, der die Stadt und die ganze Umgegend beherrscht, haben die Russen eine Citadelle erbaut, die uneinnehmbar schien und wegen ihrer hohen Lage den Namen der Stürmischen Burnaga erhalten hat. Um sich ihrer zu bemächtigen, opferte Kasi Mollah Hunderte seiner An-



hänger; die Besatzung vertheidigte sich aber auf das hartnäckigste und widerstand selbst da noch, wo schon die einzige Quelle, welche ihr Wasser zuführte, von den Feinden abgeschnitten war. Ausfälle der Belagerten und Stürme von Seiten der Lesghier wechselten mit einander. Blut floss in Strömen und das Heulen und Wehklagen der Verstümmelten und Sterbenden übertäubte das Brüllen und Toben der Kämpfenden. Da erschien zu rechter Zeit für die Belagerten der General Kochamoff, aber erst nach mehrthätigem Kampfe entzog sich Kasi Mollah der Uebermacht seiner Feinde, um von neuem das nördliche Gebiet des Schamchals sengend und brennend zu durchziehen. In aller Eile war auch General Emanuel von Staurope mit einem Detaschment herbei geeilt, vermochte aber doch nicht die fanatischen Lesghier aufzuhalten. In einer Schlacht zog er sogar den Kürzeren. Dies alles geschah bis zum August desselben Jahres. Nur kurze Ruhe gönnte sich Kasi Mollah in den Wäldern von Kunscheskan, und stand dann plötzlich wiederum vor Derbent. Die Bewohner Kaitachs und Tabusserans hatten sich freiwillig oder gezwungen diesen neuen Raubzuge angeschlossen. Acht Tage lang blockirte der kühne Häuptling des Gebirges die grösste und bedeutendste Festung, welche selbst den Gläubigen im Koran als die Pforte des Glaubens geschildert wurde, bis auch hier wiederum GERAL KOCHANOFF in Eilmärschen herbeirückte und Derbent entsetzte. Kasi Mollah zog sich nach Himri, seiner Residenz, zurück, stand aber am 1. November desselben Jahres wieder vor Kislär, einer befestigten Kreisstadt am Terek und nahm diese nach hartnäckiger Gegenwehr mit Sturm ein. Mit Beute schwer beladen, kehrte er zum zweiten male nach seinen Wäldern von Tschunskan zurück und beschloss dann in Himri das nächste Frühjahr zu erwarten.

Während Kasi Mollah im Nordosten den Russen tausenderlei Schwierigkeiten bereitete, kämpfte ein lesghischer Häuptling Hamssad Beg im Süden gegen die Russen. Da dieser Hamssad Beg schon bald eine wichtige Rolle spielte, wird es wohl gut sein, aus dem früheren Leben dieses Häuptlings einiges zu erzählen. Er soll in Chozat in Awar geboren sein. Wahrscheinlich war er gleich Anfangs Mitglied der dscharschen Republik, denn er trug namentlich dazu bei, dass die Dscharen kurze Zeit, nachdem



sie Jermaloff gezüchtigt und von neuem unterworfen, sich wiederum empörten und während des persischen und türkischen Krieges ihre Freiheit behaupteten. Sie erneuten sogar ihre frühere Lebensart und raubten namentlich georgische Mädchen und Frauen, um sie in Akiska (Achalzich) zu verkaufen. Von hier aus wurden die schönen Georgierinnen weiter nach Konstantinopel verhandelt. Akiska war schon seit mehreren Jahrhunderten der berühmte Handelsplatz für georgische Sklaven, während in Anapa an der Küste des schwarzen Meeres und südlich von Kuban der Handel mit den Circassierinnen oder Tscherkessinnen betrieben wurde. Im Jahre 1822 ging aber der Besitz beider Sklavenmärkte an die Russen über. Nicht genug damit zufrieden, beschloss Paskewitsch, damaliger General-Statthalter auch die Dscharen, selbst mit Krieg zu überziehen, wenn diese sich nicht augenblicklich unterwerfen würden. Ein Theil widerstand aber fortwährend und fügte sich erst einer neuen Expedition von russischer Seite. Kaum war Paskewitsch abgerufen, als Hamssad Beg auch wieder seine Landsleute mit Erfolg überredete, die eingesetzte russische Regierung zu verjagen. Vier Kanonen fielen in seine Hände; damit nahm die dschar'sche Republik eine drohendere Stellung als je ein, zumal bereits Kasi Mollah im Nordosten des östlichen Kaukasus mit Erfolg agirte. Der General-Lieutenant Rosen versuchte die Häuptlinge der Republik durch Ueberredung zu gewinnen. Als aber diese sich hartnäckig weigerten, sich zu unterwerfen, nahm der russische General den Hamssad Beg und dessen Bruder Murad Beg während einer angeordneten Unterhaltung auf eine treulose Weise gefangen und schickte beide Häuptlinge gefesselt nach Tiflis.

Doch der Kaiser missbilligte einen alles Völkerrecht höhnen- den Verrath, und befahl augenblicklich sie mit Geschenken reich versehen, auf freien Fuss zu setzen. Während der Zeit war Rosen wiederum in die Thäler der dscharschen Republik eingedrungen und hatte sich das ganze Ländchen von neuem unterworfen. Die Veste Sakatal wurde mitten darin erbaut, und beherrschte gleich einer Zwing-Uri die ganze Umgegend. Auf das äusserste ent-rüstet, eilten die beiden Häuptlinge in das Gebirge zurück, schickten alle Geschenke mit Verachtung zurück nach Tiflis und wurden von nun an die tapfersten Anhänger Kasi Mollahs. Blutig

waren die Spuren, welche sie auf ihren Zügen hinterliessen. Während Kasi Mollah nach der Eroberung von Kislär in Himri seiner Familie lebte, führte Hamssad Beg die fanatischen Lesghier in den Wäldern Tschunkeskans an.

General Kochanoff war durch Oberst Miklascheffsky ersetzt worden. Mit dem hartnäckigen Widerstand der Kaukasier nicht vertraut, meinte dieser neue Chef, das feindliche Heer in Tschurkestans Wäldern mit leichter Mühe aufheben zu können. Er wurde ein Opfer seiner Kühnheit, wenn es auch sonst den Russen gelang, ihren Feind aus seiner festen Stellung zu vertreiben. Glücklicher als im Kaukasus waren die Russen in Polen gewesen. Kaum war die dortige Revolution gedämpft, so wurde der General Gregor Rosen, ein Verwandter des früher erwähnten General-Lieutenants gleichen Namens, mit bedeutenden Hilfskräften als General-Statthalter nach Tiflis gesandt und Kali Mollah erschien schon nach dem ersten Erwachen des Frühlings 1832 mit seinen fanatischen Schaaren auf der Terek-Linie, raubte und plünderte und bedrohte selbst Kislär und Wladikaukas. Da stellte sich Rosen selbst an die Spitze eines bedeutenden Heeres, durchzog im Hochsommer ebenfalls sengend und brennend das Tschetschenland, überschritt den Sulak, d. h. den unteren aus den Engpässen herausgetretenen Koissu, nahm das befestigte Dorf Mietli weg, und überschritt unter tausend Beschwerden und nach mancherlei Gefahren das Nordende des Koitachs-Gebirge, welches hier sich noch einmal in einen mächtigen Gebirgsstock, den Touss-Tau zu concentriren scheint. Sieben Tage bedurfte man russischer Seits zu diesem Uebergang, dem sich an allen Orten und Enden die fanatischen Lesghier entgegensetzten. Furcht ergriff die Feinde, als die Russen die Höhen herabstiegen. Mehrere Häuptlinge, wie Hamssad Beg, zogen sich vor der Uebermacht der Feinde zurück. Der unerschrockene Kasi Mollah warf sich in das, mit einer dreifachen Mauer und auf hohen Felsen gelegenen Himri und setzte mit seinen Getreuen, unter denen sich auch der spätere Muschide Schamil befand, den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Die Russen umstellten die Burg um jede Flucht zu vereiteln. Alle Vorschläge der Uebergabe wiesen die Tapfern mit Verachtung zurück. Die Besatzung wollte sich selbst dann noch nicht ergeben, als die dreifache Mauer eingeschlossen war. Am Morgen des

18. Oktobers 1832 wurde endlich Himri mit Sturm genommen, und Kasi Mollah fand man unter den Erschlagenen. Wie Schamil entkommen ist weiss man nicht, die wunderbare Rettung vermehrte aber später seinen Einfluss.

Hamssad Beg, der zweite Murschid.

Mit dem Tode des fanatischen Murschid meinten die Russen, dass sich die religiöse Aufregung selbst legen würde, versuchten aber ferner noch die Fürsten durch Geschenke und Versprechungen an sich zu fesseln. Im Herzen Hamssad Beg's kochte es aber noch wegen des früheren schändlichen Verraths. Er stellte sich an die Spitze der Bewegung, die zu leiten er unbedingt der Fähigste war. Priester unterstützten den Häuptling in seinem Beginnen. Ebenfalls in den Koissu-Engpässen setzte er sich fest und versuchte ebenfalls nicht umsonst eine Schaar tapferer Streiter um sich zu versammeln. Sonderbar ist der Glaube, dass er aus gefangenen Russen, die er auf jede Weise an seine Person zu fesseln suchte, sich eine Leibgarde geschaffen habe, die ihn wahrscheinlich bei inneren Gefahren schützen musste und die beständig eine grosse Anhänglichkeit an den Tag gelegt haben soll. Es wird aber in den eigentlichen Berichten, namentlich in denen über seine Ermordung, wo sie nothwendiger Weise eine Rolle gespielt hatte, nirgends dieser Leibgarde Erwähnung gethan. Was Hamssad Beg übrigens an Fanatismus und Ueberredungsgabe fehlte, ersetzte er durch persönliche Tapferkeit und militärische Fähigkeiten. Das Jahr 1833 benutzte er hauptsächlich dazu, um seine Macht im Innern Laghistans zu befestigen; als er aber auch versuchte, Dörfer des Schamchal für sich zu gewinnen, überzogen ihn Abu Müsellim, der Schamchal, dessen Vetter Achmed Chan von Mechtuli und der Kadi von Dargo mit Krieg. Hamssad Beg liess nicht lange auf sich warten und erfocht in deren Gebiete und beim Dorf Chergoff einen glänzenden Sieg. Um nicht auch die Russen gegen sich in Bewegung zu setzen, verfolgte er die eben errungenen Vortheile nicht weiter und zog sich in seine getreuen Dörfer zurück. Hamssad Beg hatte abermals und namentlich im letzten



Treffen gesehen, welchen Einfluss die erblichen Fürsten auf das Volk ausübten, und nahm sich deshalb vor, auf jede Weise diesen Wahn der fürstlichen Unverletzlichkeit zu zerreißen. Der Schamchal stand zu sehr unter dem Schutze der Russen, als dass er gegen ihn den Schlag auszuführen im Stande gewesen wäre; er richtete deshalb sein Augenmerk auf Awar, gegen deren Herrin er überhaupt noch die Scharte, welche diese Kasi-Mollah geschlagen, wieder gut zu machen hatte. In Chozat, einem östlichen Grenzorte des awarschen Chanats, zog er im Frühjahr 1834 ein Heer von 12 000 Mann zusammen und marschirte in Eilmärschen damit nach Chumsak. Vor der Burg schlug er sein Lager auf und sandte dann Abgeordnete an Bachu Beg und ihrem ältesten, im Jünglingsalter stehenden Sohne Abu Ruzal mit der Aufforderung, sich ohne zu zögern zu seiner Verfügung zu stellen. Bachu Beg suchte seinem Verlangen auszuweichen und schickte endlich selbst einen ihrer Söhne ab, um den ungestümen Häuptling auf irgend eine Weise loszuwerden. Doch Hamssad Beg verlangte immer heftiger unbedingte Unterwerfung. Der ausweichenden Verhandlungen endlich müde, zog der fanatische Häuptling seinen Kindshal und stiess den jungen Chan mit eigener Hand als Verräther der ganzen Sache des Islam nieder. Den blutigen Dolch zog er aber wieder aus dem Herzen seines Feindes, schwang ihn hoch in die Luft und rief: „Auf! um alle die zu vernichten, welche den Gjaurn Vorschub leisten und unsere gute Sache verrathen!“ Damit stürzte er sich vorwärts auf die Burg und in kurzer Zeit hatte die wilde Schaar diese gestürmt. Alles fiel unter den Dolchstichen der Anhänger des Hamssad Beg's. Nur das jüngste Kind, ein Sohn, soll durch einen wohlhabenden Awaren, Hadschi Murad, gerettet worden sein und sich jetzt in Petersburg befinden.

In Chumsak befindet sich eine berühmte Moschee, zu der selbst ferne Gläubige wallfahrten, denn bei ihr sollen die Gebeine des heiligen Abu Müsellim, des arabischen Heerführers, begraben sein. Dahin begab sich die Menge und schwur bei dem rächenden Gotte, nicht eher das Schwert ruhen zu lassen, als bis alle Gjauren und namentlich die verrätherischen Moskoff (Russen) ein gleiches Schicksal getroffen oder verjagt worden wären. Doch wenn auch der Augenblick die wilde Schaar beherrschte und die angeborene Ehrfurcht und der Glaube an die Unverletzlichkeit

des Fürsten sich jetzt nicht geltend machen konnte, so erschrak später selbst die Mörder vor der schrecklichen That. Sie sahen aber doch, das Allah keineswegs selbst Rache an dem Frevler genommen hatte und dass die Fürsten wenigstens für Gott nicht unverletzlich seien. Noch grösser war die Entrüstung bei den awarschen Unterthanen der herrschenden Familie.

Wenn Schrecken und Furcht auch keineswegs gestatteten, sich öffentlich über die Unthat auszusprechen, so glimmten doch Hass und Groll gegen den Mörder im Stillen fort. Ganz Awar huldigte von nun an, freiwillig oder gezwungen, seinem neuen Herrscher Hamssad Beg, der mit dieser seiner Eroberung noch keineswegs zufrieden war und sich auch die umliegenden Gaue unterwerfen wollte. Doch seine Versuche mit dem Gau Andi und der Republik Dargo misslangen noch in demselben Jahre und bevor er sie im nächsten ausführen konnte, fiel er unter den Streichen eines Mörders.

Mitten in Chumsak, auch der Residenz des neuen Chans, besass Hamssad Beg zahlreiche Feinde, die mit Sehnsucht einer günstigen Gelegenheit entgegen sahen, sich an dem verhassten Mörder ihrer Fürstenfamilie blutig zu rächen. Hadssi Murad soll der Milchbruder des ermordeten Abu Ruzal gewesen sein; er hatte schon den letzten Sprössling der herrschenden Chans-Familie gerettet und nun stellte er sich hier an die Spitze der Verschwörung. In derselben Moschee, die oben schon blutiger Zeuge gewesen war, sollte Hamssad Beg fallen. Gewarnt und selbst nur mit der ihm vermeintlichen Verschwörung zum Theil vertraut, hielt der Letztere eine That für unmöglich, die ihm so nahe bevorstand. Es wurde das Verbot gegeben, dass Niemand sich bewaffnet in die Moschee begeben solle, und treue Anhänger Hamssad Beg's hatten die Aufsicht über alle die, welche in das Gotteshaus eintreten. Sich durch diese Massregeln der Vorsicht noch sicherer wählend, stellte Hamssad Beg die Verschworenen Hadski Murad und dessen Bruder offen zur Rede. „Ihr Verräther“, sprach er mit lauter Stimme, „habt euch vorgenommen, mich zu ermorden, was zaudert ihr noch länger?!“ Da griff Hadssi Murad nach dem verborgenen Dolche und Hamssad Beg stürzte getroffen zu Boden nieder. Die übrigen Verschworenen drangen nun auch in die Moschee und alle Anhänger Hamssad Beg's unterlagen. Doch

kein Nachkomme der ermordeten Chans-Familie war mehr vorhanden, um die Regierung zu übernehmen. Von allen Seiten bedrängt, gab endlich Hadssi Murad den Bitten seiner Landsleute nach und versprach, Awar im Namen des letzten unmündigen Sprösslings zu verwalten. Anderen Nachrichten zufolge hat Schamil diesen sogleich ermorden lassen. Der in Petersburg sich befindende Awar-Chan müsste demnach ein Sohn des ermordeten Abu Ruzal sein, dessen Wittwe dem Blutbad entkam, worauf dieser Sohn erst geboren ward.

Schamil, der dritte Murschid.

So waren die Russen auf einmal von ihrem grössten Feinde befreit, sie versäumten aber auf eine unbegreifliche Weise, die Zeit zu benutzen und sich im Innern Lesghistans festzusetzen. Man hörte selbst im Anfange Hadshi Murad's Bitten nicht, ihm, dem vielfach Bedrängten, eiligst zu Hülfe zu kommen und die zahlreiche Schaar der Feinde zu zerstreuen. Die Anhänger des ermordeten Hamssad Beg sammelten sich eiligst in dem befestigten und günstig gelegenen Dorfe Chozatl am awarschen Koissu und beschlossen, fürchterliche Rache an Hadshi Murad und den Awaren zu nehmen. Der schon früher einflussreiche Murschid Schamil (Schamuil im Osten des Kaukasus ausgesprochen) stellte sich an die Spitze und zog schnell nach Chunsak, wurde aber zurückgeschlagen. Mit neuen Kräften erschien er zum zweiten Mal vor dem Hauptorte des Landes, aber dieses Mal gelang es nur der ausserordentlichen Tapferkeit Hadshi Murads, dem Feind zu widerstehen. Nun erst sah man in Tiflis die Nothwendigkeit ein, seinen Bundesgenossen Hadshi Murad zu unterstützen und General Laskai wurde beauftragt, diesem zu Hülfe zu eilen.

Noch in demselben Jahre erschienen die Russen vor Himri welches sich ohne Weiteres ergab, denn seine Festungswerke waren noch nicht wieder hergestellt. In der Meinung, dass man auch ferner ein leichtes Spiel hätte, rückte man rasch noch weiter vor. Doch Schamil erschien plötzlich mit seinen Anhängern und schlug den russischen General in die Flucht. Auf diese Nachricht eilte Kluke von Klukenu, einer der tapfersten Generale am

Kaukasus und ein Ungar von Geburt, von seinen Standort Temirchanschura (westlich von Tarku), mit der ihm zu Gebote stehenden Hülfsmacht aufs Schlachtfeld; sammelte die zerstreuten Truppen Laskois, und jagte nun seinerseits Schamil vor sich her. Eine Menge feindlicher Dörfer wurden zerstört, und selbst Chozatl niedergebrannt. Siegend drang Kluke von Klukenu bis Chunsak; um sich in Chanate wiederum mehr Einfluss zu verschaffen, setzte er einen Lesghier, Achmed Mohamed Mirha, einen Sohn des kassikumük'schen Chan Arhban, als Herrscher dieses Ländchens ein. Diese schnelle Handlung, welche wahrscheinlich aus Hadshi Murads früheren Weigerungen hervorgegangen war, scheint aber doch die erste zu sein, welche Hadshi Murad kränkte, aber doch bewies er auch jetzt noch unbedingte Ergebenheit.

Dass man nach der Erstürmung Himris von Russlands Seite aus kein besonderes Gewicht auf den Krieg im Osten des Kaukasus mehr legte, indess dem Kampf mit den Tscherkessen alle Aufmerksamkeit widmete, geht daraus hervor, dass 1834 der schon von Paskewitsch entworfene Plan zur Eroberung Tscherkessiens in Ausführung gesetzt wurde. Weljaminoff, ein sehr tapferer und ausserordentlich fähiger General, wurde beauftragt, die Pläne, die Paskewitsch schon vor dem Ausbruch der polnischen Revolution entworfen, auszuführen, und zunächst eine Landstrasse zur Verbindung Tschernomoriens mit dem Küstenfort Gelentsik herzustellen.

Wie sehr man sich auch hier täuschte hat die Folge gelehrt. Man hätte freilich viel besser gethan, alle damals disponiblen Truppen im Osten zu verwenden, bevor sich dort der Krieg zu der Höhe eines heiligen, eines fanatischen steigerte. Bis jetzt war es dort nur ein Guerillakrieg gegen den gemeinschaftlichen Feind, den Russen gewesen, es fehlte dem Kriege noch ganz und gar die bewunderungswürdige Organisation, welche er seit dem Jahre 1840 erhielt. Wenn man sich auch um einen Führer, der aber am tapfersten und im Kampfe am glücklichsten war, scharte, so schloss dieser doch keineswegs andere mehr oder weniger unabhängige Führer aus. Hadshi Taschaff, ein einflussreicher Tschetsche Itschkeriens, und Abuker Dibir in Ssolotau, hatten schon früher für sich Einfälle, namentlich im Lande der kumükischen Fürsten gemacht und handelten auch jetzt noch für sich, und die

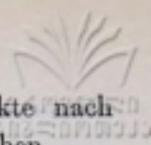
einzelnen Häuptlinge waren selbst auf einander eifersüchtig, und vor Allem machte das herrschsüchtige und verschlossene Benehmen Schamil's diesen unter den angesehenen Lesghiern und Tschetschen mehrere Feinde, wenn ihn auch das Volk, besonders wegen seines enthaltsamen Lebens und wegen seines wunderbaren Entkommens aus Himri, allgemein verehrte. Schamil war nur der Sohn eines itschkerschen Tschetschen, während er nach anderen Nachrichten, aus Himri, ebenfalls von keinen einflussreichen Eltern stammen soll. In Itschkerien war damals der einflussreichste Mann, der schon erwähnte Hadshi Taschaff, der sich auch am längsten gegen den Einfluss Schamil's sträubte, und sich demselben erst 1838 unterwarf.

Schamil hatte namentlich unter Hamshad Beg, die Art, Krieg zu führen, gelernt und es in dieser Kunst, nach einem Verlauf von 14 Jahren wirklich so weit gebracht, dass dieser selbst bei den kenntnissreichen Russen viele Bewunderung erregte.

Schamil wusste, dass er vor Allem sich wieder in den Besitz von Awar setzen musste, doch er hatte dort einen Gegner, der bei seinen Hülfsmitteln nicht so leicht zu beseitigen war. Im Verlauf der beiden nächsten Jahre hatte er zweimal bedeutende Hülfskräfte um sich geschaart, aber beide mal wurde er, wenn er auch jedesmal glücklich bis Chunsak vorrückte, durch Hadshi Murad, dem stets ein russischer General zu Hülfe eilte, zurückgeschlagen. Schamil verlor weder den Muth noch die Hoffnung, doch endlich zum Ziele zu gelangen. Im Herbst des Jahres 1836 führte er einen Schlag aus, der ihm eine Menge neuer Anhänger zuführte.

Er überfiel nämlich plötzlich ein russisches Detachement unter den Grafen Iwelitsch bei dem grossen Dorfe Aschilta, und hieb es schonungslos nieder. Die grosse dabei gemachte Beute brachte allgemeinen Jubel unter seinen Anhängern hervor.

Unter den Russen wurde endlich immer mehr die Ueberzeugung rege, dass man auf der awarschen Hochebene einen sicheren Zufluchtsort haben müsse, von dem aus man agiren könne. General Fässi, ein Züricher von Geburt, erhielt den Auftrag, Chunsak zu befestigen und rückte von Derbent aus mit 12 000 Mann über Dargo nach Awar. Zum ersten mal wurde eine starke Besatzung nach der Vollendung der einstweiligen Be-



festigung in Chunsak zurückgelassen. Fässi selbst rückte nach Aschilta, um die den Russen angethane Schmach zu rächen.

In der Nähe dieses grossen Dorfes, auf einer hohen Landzunge, die von drei Seiten vom tiefen Koissu umflossen wird, liegt die Burg Achulko, auf der ein Häuptling, Ali Beg mit Namen, mehrere Tage lang der hartnäckigsten Belagerung widerstanden und sich endlich mitten durch die russische Uebermacht durchschlug.

Während dieses vor Aschilko und Achulko geschah, schlug Schamil aber ein russisches Detaschement unter dem Obersten Butschnieff bei dem Dorfe Tilitlä (Zilitlä) in die Flucht und setzte sich hierselbst noch fest, als Fässi mit seiner ganzen Maeht herbeikam, um die neue Schmach ebenfalls wieder gut zu machen. Tilitlä liegt auf einem felsigen Terrain, auf dem fast jedes einzelne Haus vertheidigt werden kann. Eine Reihe Häuser gingen zwar nach und nach in den Besitz Fässi's über, Schamil aber setzte von den anderen aus um so mehr einen kräftigen Widerstand entgegen. Bis in den Spätherbst standen sich die Feinde einander gegenüber und Keiner wollte weichen, um den Sieg davon zu tragen. Man verständigte sich endlich gegenseitig und zog beiderseits ab; die Russen behaupteten, dass sich Schamil damals unterworfen habe und Fässi spricht sogar selbst von Geiseln die er erhalten, aber auch Schamil meldet in einer Proklamation von einem glänzenden Siege und der Vertreibung der Russen. Trotz einigen erhaltenen Vortheilen sah Schamil ein, dass er noch zu schwach sei, die Russen aus Awar zu verjagen und so versuchte er, nicht ohne Glück, die lesghischen und tschetschischen Stämme zwischen Awar und den russischen Besitzungen noch mehr an sich zu ketten und sich namentlich in den festen Besitz der Koissu-Engpässe zu setzen. Er beunruhigte zwar im Jahre 1838 Awar nicht mehr, er begann aber eines Theils einen Guerillakrieg in den Besitzungen der kumükischen Fürsten und des Schamchals, andererseits befestigte er mehrere natürliche Burgen, namentlich Achulko, welches die Russen ganz zerstört hatten. Schamil hatte gesehen, dass auch die festesten Thürme den Kanonen unterliegen und deshalb legte er eine Art Kasematten an. Leider weiss man nicht, aus welcher Felsart das Terrain der Koissu-Engpässe und der nördlichere Theil der awarsshen Hoch-

ebene besteht, an einigen Stellen kann sie aber nicht von fester Consistenz sein.

Russische Nachrichten sprachen sogar von Sandstein. Dass die awarsche Ebene von tertiären Schichten bedeckt ist, scheint richtig zu sein, aber ohne Zweifel sind die beiden hohen Wächter der Koissu-Engpässe und Enden, des andischen und Kaitach-Gebirges der Ssolotau und der Tousstau trachytischer Natur. Es ist demnach auch wahrscheinlich, dass die einzelnen Felsenkuppen aus Trachyt bestehen und dass dann namentlich in den engen Thalschnitten des Koissu weicher vulkanischer Tuff existirt. Man findet dieselbe Erscheinung von Trachytconglomerat mit bedecktem vulkanischem Tuff ebenfalls bei der alten armenischen Hauptstadt Ani, die an einem tiefen Thaleinschnitte des Arpatschai liegt. Schamil benutzte besonders bei Achulko das weichere Gestein, um sich noch weiter unten auf den niederen Terrassen-Felsen Wohnungen zu schaffen und verstand auch ausserdem auf alle Weise die Oertlichkeiten zu seinem Vortheil zu verwenden. Nächst diesen Felsenwohnungen legte er auch Tranoneen an, so dass es ganz das Ansehen hatte, als wenn Schamil ein europäischer General wäre. Wahrscheinlich gebrauchte er bei seiner Errichtung der Befestigungswerke polnische Flüchtlinge und andere Gefangene.

Grabbe, Die Eroberung von Achulko und ihre Folgen.

Aber auch die Russen wendeten ihre Zeit so gut als möglich an, man sah es gern, dass Schamil sich eine feste Burg zur Residenz auserlas, denn diese widerstand doch keineswegs einer wohlberechneten europäischen Artillerie. So hoffte man auch vielleicht mit der Eroberung Achulkos den verwegenen Priester-Häuptling in seine Gewalt zu bekommen. Man hatte den fanatischen Geist der Kaukasier, ihre keine Grenzen kennende Tapferkeit und ihre blinde Verachtung des Todes vor Himri gesehen, und doch waren die Russen schon nach 24 Stunden in dem Besitze der von Verzweifelten vertheidigten Veste.

Man hatte sich sehr getäuscht. Tausende russischer Soldaten wurden geopfert. Achulko fiel endlich, und doch nahm von da

an der Krieg eine grössere Ausdehnung an; der Feind legte eine solche Kraftäusserung an den Tag, wie man früher nie gesehen. Der kriegslustige General Grabbe von Stawropol übernahm den Oberbefehl. Die früheren Einfälle der Itschkeren, der Ssolotauer und der Awoucher (Aucher), hatten die Russen schon seit einigen Jahren bestimmt, sich an dem Ausgange der wichtigsten Thäler zu befestigen, so entstand die Veste Wnasapnaja (die Unverhoffte) die jetzt zum Rang einer Festung erhoben ist, und zu dem Feldzug des nächsten Jahres als Sammelplatz der russischen Truppen bestimmt war. Wie stark das russische Detachement war, welches zur Eroberung Achulkos bestimmt wurde, kennt man keineswegs genau.

Sechs Bataillone marschirten mit zehn Geschützen gegen Ende Mai von Wnasapnaja aus, verstärkten sich aber später noch durch drei Bataillone, welche von Temichanschura zu Hülfe kamen und ebenfalls sieben Geschütze bei sich hatten. Die Verschanzungen welche Hadssi Taschaff in Itschkeriem gegen die russische Grenze hin angelegt hatte, wurden ohne weitere Anstrengungen zerstört. Die Schwierigkeiten waren grösser, als der Zug reich mit Schluchten und Engpässen versehene Gau, Ssolotau, der nach dem mehrmals erwähnten hohen Berg seinen Namen hat, ging, denn nur Schritt für Schritt wichen die Feinde, oft nur erst den Kanonen. Bei Burtunai, einem grossen vortheilhaft gelegenen Dorfe, erschien Schamil mit seinen Streitern, zog sich aber schon bald über den andischen Kaukasus, der hier den Namen Chouk Boulak (kalte Quelle) führt, nach dem jenseits desselben gelegenen Gau Gumbet zurück, und traf auf dem dort schwierigen Terrain die nöthigen Vertheidigungsmassregeln. Grabbe seinerseits war mit der Unterwerfung Chubars und Burtunais im Gau Ssolotau noch nicht zufrieden, und rückte östlich nach dem Sulak zu, wo auf hoher und fruchtbarer Uferterrasse das reiche und grosse Dorf Tschirkai oder Tscherkei liegt. Von Schamil verlassen und um ihre grossen Obst-Anpflanzungen besorgt, sendeten die Einwohner schon dem russischen General ihre Unterwerfung entgegen.

Herr von Ssolotau, überschritt nun Grabbe den andischen Gebirgsrücken, und liess an dem dortigen Pass ein Bataillon zurück, um sich auf jeden Fall den Rücken frei zu halten. Bei dem gumbetischen Dorfe Arguani kam es zu dem blutigsten und



hartnäckigsten Treffen, das bisher im Kaukasus geschlagen war und — etwas Unerhörtes — zwei volle Tage dauerte. Es war kein Kampf und keine Schlacht, es war ein Morden und Schlachten, vor dem die Kaukasier nur Schritt für Schritt wichen, aber das Feld überall mit russischem Blute tränkten. Die mörderischen Kanonen gaben auch hier den Ausschlag. Die Feinde flohen über den andischen Koissu nach dem Gau Koissubui, wohin ihm die Russen alsbald nachfolgten; da standen sie vor der Felsen-Veste die sie auf jeden Fall erobern wollten, aber sie sahen schon bald, dass die Eroberung Achulkos ihnen keineswegs so leicht werden möchte, als man geglaubt hatte. Man war sogar gezwungen, den Gau zuvor von den Feinden zu säubern, ehe man an die Belagerung selbst gehen konnte; den 12. Juni begann diese, aber erst den 23. August zogen die Russen in die rauchenden Trümmer ein. Um diese heldenmüthige Vertheidigung in allen ihren Einzelheiten zu schildern, dazu ist hier der Raum zu eng. Am 17. August wurden, aber mit ungeheuren Verlusten, die ersten Befestigungen genommen.

Schamil auf's Aeusserste bedrängt, bot unter ehrenvollen Bedingungen die Uebergabe an, und stellte sogar einen seiner Söhne zur Verfügung; der übermüthige Grabbe verlangte aber nichts weiter, als dass sich Schamil selbst überliefern. Mit Entrüstung wies der stolze Sohn des Gebirges einen solchen Antrag von sich. Noch einmal wurde gestürmt, die Russen zogen aber noch keineswegs triumphirend ein, denn obgleich alle Männer getödtet, oder kampfunfähig gemacht worden waren, so stellten sich jetzt ihnen verzweifelte Kinder und Furien entgegen. Es begann ein furchtbares Metzeln, das Stöhnen der Sterbenden und das entsetzliche Heulen der Verwundeten klang noch lange in den Ohren des russischen Offiziers, dessen Berichten diese Schilderungen zu Grunde gelegt sind. Man hatte russischer Seits von der Höhe Besitz genommen und dennoch war man noch nicht ganz Herr der Felsenburg; an den jähren Abfällen befanden sich noch die oben erwähnten und in den Felsen gehauenen Wohnungen, zu denen man nur zum Theil durch Strickleitern gelangen konnte. Nach Verlauf einiger Tage kamen die Inhaber derselben von Hunger, Entbehrungen und Anstrengungen zum Skelet abgezehrt, von selbst zum Vorschein, und waren bereits zu ohnmächtig, um nur den

geringsten Widerstand entgegen zu setzen. Weder unter den Erschlagenen, noch den Gefangenen befand sich Schamil. Man erzählt, dass Ueberläufer zwei Tage vor der völligen Eroberung in das Lager des Generals kamen, und diesem kund thaten, dass Schamil an einer bestimmten Stelle sich mit Stricken herunterlassen liesse, um zu entfliehen. Zuverlässige Männer versteckten sich auf höheren Befehl in der Nacht in der Nähe des angegebenen Ortes, und in der That hörten diese um Mitternacht Geräusch. Ein Lesghier wurde an einem Strick angebunden herabgelassen, und losgebunden untersuchte er mit scheinbar ängstlicher Genauigkeit das Terrain, worauf er nach oben ein Zeichen gab, der Strick brachte einen zweiten und endlich einen dritten Kaukasier, von denen der eine in weisser Kleidung, ganz das Ansehn von Schamil hatte. Als alle drei Anstalt machten zu entfliehen, brachen die Russen aus ihrem Versteck hervor, und machten Jene nach tapferer Gegenwehr zu Gefangenen. Jubelnd führte man die drei Lesghier in das Zelt des Generals, wo es sich ergab, dass man sich doch getäuscht hatte. Der wirkliche Schamil war dagegen gleich darauf, als alles wieder ruhig geworden, an derselben Stelle erschienen und hatte sich an einem zweiten Strick in das Tiefthal des Koissu hinabgelassen. Zu spät bemerkte man die Flucht des verhassten Führers, doch vergebens sandte man Kugeln nach. Schamil erreichte glücklich das jenseitige Ufer und verschwand. Aufgebracht, dass Schamil entwischt war, suchte man sich russischerseits an den Dörfern, welche ihre Unterwerfung eingesandt, zu rächen, und raubte und brandschatzte auf eine schauerhafte Weise. Russische Offiziere waren selbst über das Benehmen ihrer Landsleute entrüstet und machten umsonst auf die Folgen aufmerksam. Zähneknirschend ertrugen die Lesghier Hohn und schnöde Verachtung von ihren Siegern, sie widersetzten sich nicht den Räubern, die ihnen ihren letzten und einzigen Besitz, dessen sie sich vielleicht allein noch rühmen konnten, lachend davon trugen; schworen aber im Innersten ihres Herzens furchtbare Rache. Die siegestrunkenen Russen bezogen frohlockend ihre Winterquartiere und meinten, dass nun für viele Jahre Ruhe sein würde. Man währte sich um so sicherer, als der schlaue Schamil, um Zeit zu gewinnen, sogar seine Unterwerfung anbot. „Mit einem Aufrührer ver-

handelt man nicht, er soll kommen und sich der Gnade der russischen Regierung unterwerfen“, war die schnöde Antwort, welche man den Unterhändlern gab.

Der hier an den Tag gelegte Uebermuth rächte sich bald. Allgemeines Rachegeschrei ertönte über den Osten des Kaukasus. Friedliche Bewohner und selbst offene Feinde Schamils waren über die Grausamkeit der Russen empört. Nur eine Stimme herrschte über das Verfahren der Sieger, die Stimme der höchsten Missbilligung. Schamil begriff den günstigen Zeitpunkt, er sah aber auch ein, dass er mit den Mitteln, die ihm bis jetzt zu Gebote gestanden, noch nicht im Stande war, den Russen mit Erfolg die Spitze zu bieten. Die Zahl der ihm untergebenen Stämme war noch zu gering, um einen ernstlichen Kampf gegen die russische Uebermacht zu beginnen, es musste ferner in seiner Kriegsführung eine bessere Organisation, eine bessere Leitung sich geltend machen. Sein geheimnissvolles Entkommen aus Achulko, und früher aus Himri, hüllte seine Person in einen eigenthümlichen mysteriösen Schleier ein. Man erzählte sich, Mahomed habe den Murschiden selber aus beiden Orten entführt und ihn zu seinem Streiter erkoren, um die Ungläubigen zu vertreiben. Der schlaue Priester schloss sich oft mehrere Tage in eine berühmte Höhle ein, nahm (scheinbar) weder Speise noch Trank zu sich, um für die göttlichen Eingebungen um so befähigter zu sein, und erschien dann plötzlich vor dem erstaunten Volke, dessen Menge von Stunde zu Stunde zunahm. Mit glühender Beredsamkeit schilderte er die Gefahren, welche dem Islam durch die Uebermacht der ketzerischen Moskoff drohten und mahnte alle Gläubigen zur Vertreibung derselben beizutragen. In ein weisses Gewand gehüllt, zog Schamil von Dorf zu Dorf, von Gau zu Gau, überall den reinen Glauben und den Tod allen Ungläubigen predigend. Andere Priester thaten ein Gleiches. Seine intimsten Anhänger und tapfersten Streiter nannten sich Schüler des grossen Meisters Schamil, des von Gott Gesandten.

Der Name Murschid (Lehrer) und Mürid (Schüler) wurden Ehrentitel, die aber allgemein Eingang fanden. Wenn auch diese Namen keineswegs erst damals in Anwendung gebracht wurden, so begannen sie doch erst seit dem Jahre 1840 die gewichtige politische Bedeutung zu erhalten, die sie jetzt besitzen.

Die Lehren des Murschieden Schamil will aber keine besondere Sekte und hat am allerwenigsten etwas mit dem persischen Ssuisismus zu thun, wie einer der neuen Schriftsteller über den Kaukasus darzuthun bemüht ist.

Der Erfolg überstieg die eigenen Erwartungen Schamils. Die Bewohner von Koissubui Gumbet, welche beide sich kurz vorher den Russen unterworfen hatten, Andis, die Bewohner der Koissu-Engpässe, Ssolotaus Awuchs, Itschkeriens und des ganzen Tschetschenlandes, schlossen sich Schamil an. Der Murschid selbst erklärte Dargo, ein offnes Dorf im dichten Walde unweit der Quellen des Jakssai in Itschkerien gelegen, zu seiner Residenz. Von hier aus agirte er durch die Müriden, welche gleichsam seine Adjutanten darstellten, und im Fall der Noth ihn vertraten.

Für jeden Gau wurde der einflussreichste Mann zum Chef ernannt. Diesem lag die Aufrechterhaltung der strengsten Ordnung in seinem Bereiche und zunächst die Vertheidigung desselben ob. In seinem Thun und Lassen war er nur Schamil und einem Rathe der Müriden verantwortlich. Namentlich in dem Lande der Tschetschen nannte man diese Naibs, in Lesghistan hingegen auch Kadis. Jedes Dorf musste eine gewisse Anzahl Streiter, wenn es sich nothwendig machte, zu Schamil's Fahne stossen lassen; diese erhielten nur Antheil an der Beute und mussten in den Gauen erhalten werden, wo sie stationirt wurden. Bei Streifereien und Einfällen auf feindliche Gebiete versah sich Jedermann mit so viel aus allgemeinen, dem Staate gehörigen, Magazinen, als er bedurfte. Die im Lande befindlichen Waffenschmiede, von denen schon aus sehr alter Zeit namentlich das Dorf Kuwetschi besteht, durften ihre verfertigten Waffen nur an Streiter für die allgemeine gute Sache abgeben, erhielten aber dafür vom Staat eine Entschädigung. Die Kasse füllte sich hauptsächlich von dem Antheil an der Beute, und nur selten steuerten Einwohner etwas dazu bei.

Schamil und seine Müriden kleideten sich ganz weiss, sie trugen auch einen weissen Turban, während die übrigen Glaubensstreiter, denen man wohl auch hier und da, wenigstens in russischen Berichten, den Namen Müriden giebt, eine weisse Binde um den rechten Arm tragen. Die Kleidung der Lesghier und Tschetschen ist die sogenannte tscherkessische, welche mit wenig Abänderung über den ganzen Kaukasus verbreitet ist. Ein eng anliegender Ueber-



rock, dem unsrigen nicht unähnlich, ohne Kragen, aus wollenem oder Haarzeuge verfertigt, bedeckt einen anderen, mit Baumwolle wattirten, von gleicher Länge. Die Beinkleider sind ebenfalls eng und eine Art Bergstiefel umschliessen den Fuss. Strümpfe sind selten nur als Oberstrümpfe vorhanden, seltener noch als Socken. Die Kopfbedeckung besteht aus einer runden, wattirten Mütze, welche am Rande handbreit von schwarzem, schönem Pelz umschlossen wird. Dass derselbe Schriftsteller über den Kaukasus, dessen schon oben Erwähnung gethan ist, den Lesghiern in einer Fantasie-Abbildung die Pelzmütze der Tartaren giebt, ist ein sehr grosser Irrthum.

Golowin, Aufstand der Tschetschen und Hadshi Murad's, Kumük. Die itschkerschen Wälder.

Die Russen waren, wie oben erwähnt, durch die Eroberung von Achulko noch so siegestrunken, dass sie allen Warnungen und Nachrichten über die Fortschritte Schamil's kein Gehör gaben. An der Linie endlich doch beunruhigt, ersuchte man den General-Statthalter Golowin, der schon seit 1838 den Baron Rosen ersetzt hatte, um die nöthigen Verhaltungsmassregeln und um militärische Verstärkung. Der friedliche General, der früher Kultusminister in Polen gewesen war und jetzt wiederum den deutschen Ostseeprovinzen vorgesetzt ist, hielt alle Berichte für zu ängstlich und übertrieben. Der Nachricht, dass es sich selbst bei den südlich wohnenden Lesghiern regte, legte er um so weniger Gewicht bei, da er selber in demselben Jahre, wo Achulko fiel, die beiden Lesghier-Gaue Ahti und Rutul an den Quellen des Ssamur besiegt und dem russischen Scepter unterworfen hatte. Plötzlich kam die Kunde, Hadshi Murad, empört über die Grausamkeiten der Russen gegen seine Landsleute und entrüstet über das hochmüthige und herausfordernde Benehmen gegen ihn, dem man doch zu grossem Danke verpflichtet war, habe sich Schamil angeschlossen und eine Menge Awaren nach sich gezogen. Nun zog man endlich in aller Eile die disponiblen Truppen zusammen, um die Tschetschen, welche bereits die kühnsten Einfälle auf

russisches Gebiet machten und der Reihe nach eine Menge Transporte in ihre dichten Wälder weggeführt hatten, von Neuem sich zu unterwerfen. Man hatte sich sehr getäuscht, denn man vermochte nicht einmal Dörfer aus der nächsten Umgebung von Grosnaja zu unterwerfen. Der Versuch, die Tschetschen durch Razzias zu zwingen, misslang ebenfalls vollständig, denn Schamil und der Naib des Tschetschenlandes, Schwaib-Mollab, nahmen an den Verräthern fürchterliche Rache. Der Befehl, die beiden früher friedlichen Dörfer Gechi und Majoran, die kaum drei Meilen von der Ssunsha südwärts liegen, zu befestigen, konnte auf keine Weise ausgeführt werden, es gelang nicht einmal den Russen, bis dahin vorzudringen. Am Einfluss des Flüsschens Walerik in die Ssunsha kam es sogar im Anfang des Monats August zu einem hartnäckigen Treffen, in dem die Russen trotz ihrer Uebermacht und ihrer 14 Geschütze den Kürzeren zogen. Ein russischer Berichterstatter erzählt uns, dass in dem ganzen Jahre 1840 russischerseits nicht weniger als 11 344 Artillerie- und 1 206 575 Gewehrpatronen verschossen wurden. Fragt man aber, wie viel Feinde damit getödtet, so bekommt man doch nur die höchst unbedeutende Summe von 2—300. Allenthalben sahen sich die Russen in ihren eigenen Pfählen bedroht, und alle, obwohl nicht unbedeutenden Hilfskräfte waren doch nicht im Stande, den Einfällen Trotz zu bieten. Es blieb ihnen zunächst nichts weiter übrig, als alle die Punkte militärisch zu besetzen und zu befestigen, über die gewöhnlich die Einfälle ausgeführt wurden. Die übrigen Festungen an und in der Nähe der Ssunsha und längs der Südgrenze der kumükischen Herrschaften wurden vergrößert und eine Reihe neuer angelegt. Aber doch vermochte eine Linie von 12 Festungen, auf einer Längsstrecke von nur 20 Meilen, noch keineswegs die Tschetschen vollkommen in Schranken zu halten. Weit mehr fürchtete man für Awar, ein offenes, vielfach von Feinden umschwärmtes Land, das zwar zu seiner Vertheidigung einen befestigten Ort, Chunsak, hatte, zu dem aber nicht einmal eine sichere Strasse führte. Mit Temirehanschura, dem nördlichsten Punkte im nördlichen Daghestan, wurde deshalb eine Communication hergestellt. Beim Pass über das nördliche Ende des Kaitach-Gebirges fand man die Ruine einer alten Burg, Burunduk-Kaleh, die so günstig gelegen war, dass sie zur Vertheidigung des Ueberganges wieder

hergestellt wurde. Auch Himri, auf der Ostseite des awarischen und Achulko auf der Südseite des andischen Koissu, befestigte man von Neuem. Ausserdem wurden noch sechs Befestigungen auf dem Wege nach Chunsak angelegt. Schamil sah all' diesen Vorrichtungen von Seiten der Russen ruhig zu und legte auch nicht das geringste Hinderniss in den Weg. Wahrscheinlich hielt er nach Hadshi Murad's Uebertritt die Zeit nicht mehr für fern, wo auch sämtliche Awaren sich ihrem Führer anschliessen würden. In diesem Falle fielen dann alle Befestigungen schon an und für sich in seine Hände und waren gleichsam nur für ihn erbaut.

Hadshi Murad's Uebertritt bestimmte noch im Winter 1840—41 mehrere awarische Dörfer, über die der Awar-Chan früher nur eine geringe Oberherrlichkeit ausgeübt hatte, sich Schamil anzuschliessen. Der Einfluss der Murchiden begann auch in dem fernen, bis dahin gleichgültigen Lesghistan sich allmählich geltend zu machen, denn selbst die Einwohner zweier Gaue, Andalal (Antanal) und Karach, die bis jetzt dem Chan von Kasi Kumük unterthänig gewesen waren, schlossen sich diesem an.

Um mit dem gehörigen Nachdruck zu operiren, waren schon im Jahre 1840 über 15,000 Mann Infanterie und Cavallerie und eine Brigade Artillerie zur Verstärkung des Heeres im Osten des Kaukasus angelangt. Der Oberbefehlshaber Golowin stellte sich im Jahre 1841 selbst an die Spitze der Unternehmungen und beschloss zuerst die Awacher und Ssolotauer für ihre Abtrünnigkeit zu züchtigen. Das reichste und wichtigste Dorf Tscherkat, auf dem hohen und linken Ufer des Ssulak, ist von den schönsten Obstgärten umgeben und im Besitz von so viel Gartenland, dass namentlich die ihm gegenüber liegende Veste Effgenieffsk (Eugens-Veste), denn Eugen hiess der General Golowin mit dem Vornamen, einen grossen Theil seines Proviant's sich drüben gekauft hatte. Eine Brücke setzte beide Orte mit einander in Verbindung. Das Unglück der Russen im vorigen Jahre hatte die Einwohner Tscherkeis bestimmt, die Brücke abzubrechen und somit alle Verbindung aufzuheben. Golowin setzte weiter unten am Ssulak, in der Nähe des Dorfes Tschirjurt, wo man später auch eine Befestigung angelegt hat, auf das jenseitige Ufer über, trieb die Ssolotauer vor sich her und war bald im Besitze Tscherkeis, deren



Bewohner ihre Unterwerfung wiederum schnell entgegen geseudet hatten.

Das Dorf war den Russen selbst zu wichtig um es zu zerstören, daher verzich der General nochmals den Einwohnern, rächte sich aber um so blutiger an den übrigen Dörfern des Gaues, obwohl sie ebenfalls ihre Unterwerfung angetragen hatten. Die Russen schleppten eine Menge Gefangene in das Innere Russlands, andere waren in das Gebirge entflohen und hatten von den Grausamkeiten erzählt, die ihrem Vaterlande widerfahren. Allgemeine Entrüstung gab sich von Neuem in den Bergen kund, selbst die Anden, welche wegen der Enthauptung ihres Kadi durch Schamil kurz vorher den Russen ihre Unterwerfung kund gethan hatten, schlossen sich wiederum den Murchiden an; Schamil eilte aus dem Innern des Landes herbei, vermehrte auf seinem Zuge von Tage zu Tage sein Heer zu einer ausserordentlichen Stärke und trieb damit die Russen allenthalben aus ihren festen Positionen innerhalb der Gaue Awuch und Ssolotau wieder heraus. Nur Tscherkei, wo diese einen befestigten Brückenkopf angelegt hatten blieb in deren Händen. Nicht weniger unglücklich waren die Russen im Südosten Lesghistans; General Fäsi wurde an die Spitze des daghestanischen Detachements gestellt und beauftragt, noch eine Winterexpedition nach den Gauen zu machen, die sich erst Schamil unterworfen hatten. Fäsi marschirte durch Dargo und begann seine Expeditionen mit der Eroberung Gergebils (Gerkewils), eines grossen auf hoher Felsenterrasse gelegenen Dorfes auf dem rechten Ufer des Kasikumükschen Koissu. Seine günstige Lage bestimmte den General den Ort zu befestigen und eine Besatzung daselbst zurück zu lassen, zumal auch hier eine Brücke über den Fluss führte, die für die Russen im hohen Grade wichtig war. Rasch rückte er von hier nach Andalal, einem Gau, der zwischen dem Kara und awarschen Koissu sich ausbreitet, und nahm das reiche Dorf Tschach nach geringem Widerstand ein. Plötzlich erschien Schamil mit einem bedeutenden Heere und verjagte die Russen aus Tschach und ganz Andalal. Aufs eiligste zogen sich diese zurück, brachen aber, während der Murschid in Südosten weiter operirte, plötzlich in Koissubui ein und zwangen eine Menge Dörfer sich wenigstens momentan zu unterwerfen. Damit noch keineswegs zufrieden, rückte der kühne Murschid auf's eiligste nach Kumük, dem Haupt-

orte des Kasikumükschen Chanats, und nahm es ohne weiteren Widerstand zu finden ein. Die ganze fürstliche Familie wurde gefangen. Dieser glückliche Schlag war lange ein Lieblingsplan Schamils gewesen, der seit geraumer Zeit bereits in Kumük seine Anhänger besass. Am meisten hatten Dshelalleddin, früher Mollah in Tabasseran, dadurch beigetragen, dass er als Priester in Kumük, besonders auf die fürstliche Familie grossen Einfluss hatte, und diesen zu Gunsten Schamils ausübte. Entferntere Verwandte der Chane waren schon früher zu Schamil übergegangen, und namentlich spielte Hadshi Jagwio Chan, als einer der mächtigsten Müriden, noch eine grosse Rolle. Er wurde auch jetzt von Schamil als Chan eingesetzt. Die Russen hatten kurz vorher der ehrwürdigen Chanin Umi Hülssim Beg, der Wittwe Arsslan Begs, die in diesen Zeiten schwierigen Zügel der Regierung abgenommen und über die beiden damals vereinigten Chanate Kassikumük und Kuräle zwei Prinzen aus fürstlichem Geblüt zu Chanas ernannt: Abdu Rachman Beg in Kumük, Arum Beg in Kuräle. Zufälligerweise war auch der Letztere damals in Kumük und wurde ebenfalls gefangen genommen.

Der eingetretene Winter gestattete den Russen keinen neuen Feldzug nach Kumük zu machen. Sie begnügten sich damit, den Pass auf das eiligste zu besetzen, über den man nach Kuräle geht. Mit nur 300 Mann führte Obrist Ssaliffkin den schwierigen Auftrag aus. Fürst Argutinsky sammelte indess alle ihm zu Gebote stehenden Truppen und eilte damit, so wie die Witterung eine Expedition erlaubte, in's Gebirge. Der neue Chan Hadssi Jagwio eilte mit einem Trupp Kasimüken den Russen entgegen, wurde aber schon von der Avantgarde am Ritscha-Fluss so geschlagen, dass er sich auf's eiligste zurückzog. Es geschah dieses bereits im ersten Frühjahr 1842, eines an grossen Thaten reichen, aber den Russen unglücklichen Jahres. Argutinsky, ein Armenier, benutzte den so leicht errungenen Sieg seiner Avantgarde, besetzte das befestigte Dorf Tschirach und zog in aller Eile nach Kumük, welches sich auch nach kurzer Gegenwehr ergab. Hadssi Jagwio floh zu Schamil und bestimmte den Murschiden, die Russen von Neuem zu vertreiben. Mit seinen tapfersten Müriden, Achwerdü Mohamma, Kibit Mohamma von Tilitlä, Hadssi Murad etc. und dem früheren awarischen Chan Abdu Rachman, stand Schamil

plötzlich Argutinsky im Rücken und schnitt ihm zum Theil die Verbindung mit Derbent und Kuba ab. In mehreren Scharmützeln blieb er Sieger. Da gelangte endlich die Nachricht an ihn, dass Grabbe auch auf der Nordseite die Feindseligkeiten eröffnet hatte. Der Naib des Tschetschenlandes, Schwaib Mollab, hatte sich zwar mit aller Kraft dem weit überlegenen Feinde entgegen gesetzt, es war in den itschkerischen Wäldern eine blutige Schlacht geschlagen worden, aber trotzdem rückte Grabbe gegen das grosse und gewichtige Dorf Schuana vor und bedrohte selbst Dargo. Da eilte Schamil auf's schnellste mit seinen Mannen herbei aber die Russen hatten in Kasikumük und Kuräle ganz unerwartet das Schlachtfeld behauptet.

Der Kaiser war zwar selbst 1837 in den kaukasischen Landen gewesen und hatte mit eigenen Augen die grossen Schwierigkeiten, mit denen man dort kämpfen musste, gesehen, aber doch begriff er den Zustand der Dinge nach der ihm so pomphaft verkündeten Eroberung von Achulko nicht. Dass sich nach einem solchen Siege Russlands Einfluss im Gebirge so verringert hatte und dass man solche Vorsichtsmassregeln, wie die Anlage von gegen zwanzig Festungen, für nothwendig hielt, rief ein gewaltiges Misstrauen gegen die dortigen Leiter der russischen Angelegenheiten in ihm hervor. Dazu kam noch, dass die so gepriesene Hahn'sche Verfassung für Transkaukasien höchst unglückliche Folgen hatte und namentlich einige Aufstände hervorrief. Der Kriegsminister Graf Tschernitscheff, von dem erzählt wird, dass eine ihm feindliche Partei ihn aus der Nähe des Kaisers zu entfernen gesucht hätte, wurde beauftragt, den Zustand der Kaukasus-Länder an Ort und Stelle kennen zu lernen und dann seinem Herrn darüber zu rapportiren. Russische Zeitungen haben die Schnelligkeit gerühmt, mit der der Minister gereist ist und zählen sogar die Tausende von Wersten, die Se. Excellenz zurückgelegt, mit einer gewissen Wohlgefälligkeit auf. Traurige Organe einer öffentlichen Meinung, die das rühmen und preisen, was gerade von der Sendung am allerschlechtesten war und sie zu einer völlig nutzlosen machte. Doch was kümmerte dies jene Partei, wenn sie nur dabei ihren Zweck erreichte.

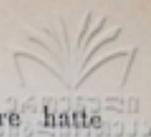
Reges Leben herrschte im Jahre 1842 in allen kaukasischen Ländern. Die seit der Abreise des Kaisers vernachlässigten

Strassen wurden wieder ausgebessert und die öffentlichen Gebäude erhielten ein neues Kleid. Der sonst ausserhalb Tiflis in seinem Anzuge etwas nachlässige Offizier sah ängstlich auf seine wenigen blanken Knöpfe und strich sogar seinen Schnurrbart streng nach der Vorschrift. Auf Abhülfe wahrer Mängel dachte aber Niemand.

General Grabbe nahm sich vor, den Chef seines Ministeriums durch eine kühne That, die in nichts Geringerem als in der Eroberung Dargos bestehen sollte, zu überraschen. Die Tausende, welche er vor Achulko geopfert, hatten ihm Kriegsrühm und Ehren von Seiten seines Kaisers gebracht. Warum sollte er nicht von Neuem und zwar bei einer so günstigen Gelegenheit Tausende russischer Soldaten opfern? Es war am Ende auch gleichgültig, ob der Feind diese mordete, oder ob Krankheit sie dahin raffte. Freilich steht es fest, dass nicht leicht ein russischer Soldat, der das grosse Gebirge einmal erblickt hat, seine heimische Scholle wieder betritt. Er unterliegt allerdings weniger dem Feind, als vielmehr häufiger dem mörderischen Klima. Grabbe beschloss also, mitten durch die itschkerischen Wälder zu dringen und dort die neue Residenz Schamils, Dargo, wegzunehmen. Am 29. Mai 1842 begann die Expedition von der erst im vorigen Jahre angelegten Veste Gerselaul aus, den kleinen Fluss Jaksai entlang. Schon bald befanden sich die Russen innerhalb der dichten Wälder, in denen die Axt des Menschen kaum gehaust hatte, da allerhand Gestrüpp, namentlich die orientalische Weissbuche, die lichterem, von Rothbuchen und Eichen befreiten Stellen bedeckt. So ging der Zug nur langsam vorwärts, das Terrain war nicht weniger schwierig und die sonst von vier Pferden gezogenen Kanonen mussten häufig von Menschen über die schwierigsten Punkte gehoben werden. Schamil, der selbst an der Spitze der Feinde stand, beunruhigte die Russen nicht eher, als bis sie auf einem freien Platze die Nachtquartiere bezogen hatten; er griff sie hier keineswegs mit Nachdruck an, sondern suchte sie nur in der nöthigen Nachtruhe zu stören. Am andern Morgen ging es weiter, die Schwierigkeiten mehrten sich, wenn auch bis jetzt der Feind ebenfalls nur plänkelte. Erfahrene Offiziere riethen Grabbe umzukehren, aller Rath wurde aber selbst noch überhört, als die Lage der russischen Armee am zweiten Abend schon bedenklich wurde. Nun erst machte Schamil ernstliche Angriffe. Man ging

zwar noch am dritten Morgen vorwärts, gelangte aber immer tiefer in das Innere der Wälder. Die Sonne hatte bereits ihren Zenith erreicht, als Schamil sich plötzlich mit seiner ganzen Macht auf das russische Lager warf. Jetzt überzeugte sich Jedermann von der Stärke des Feindes, aber auch von der Unausführbarkeit der Expedition und der ausserordentlichen schwierigen Lage der Armee. Schamil hatte absichtlich die Russen bis hierher gelockt, bevor er seine ganze Macht entfaltet, um die Russen um so sicherer zu vernichten.

Der Befehl zum Rückzug wurde gegeben, aber kaum hatte die erste rückgängige Bewegung stattgefunden, als die Itschkeren sich mit einem solchen Ungestüm auf die Russen warfen, dass diese gar nicht widerstehen konnten. Gegen Abend wurde der Kampf noch grimmiger, mit dem Säbel in der Faust stürzten sich die Kaukasier mitten in das russische Lager und mordeten mit teuflischer Lust. Die Nacht machte zwar dem Kampfeinhalt, Schamil und seine Streiter gönnten aber den ermatteten, von furchtbarem Durst gequälten Russen auch nicht die geringste Ruhe. Am andern Morgen wurde der Kampf gleich erbittert weitergeführt. Die Kaukasier hatten einen russischen Tambour gefangen genommen und zwangen diesen zu trommeln, um die im Walde weder Wege noch Stege kennenden Russen desto sicherer in ihre Hände zu führen. Von Neuem stürzten sie aber auch mit dem Säbel in der Faust, aber diesmal auf das Centrum, sprengten es und nahmen sämtliche Geschütze weg. Da ergrimten doch auch die Russen und mit wilder Wuth werfen sich diese wieder auf die Kaukasier, die einen Theil der Kanonen im Stich liessen. Ausserhalb der Waldregion wurde der Kampf allmählich schwächer und verlor sich endlich ganz. In dem traurigsten Zustande kamen nach fünf Tagen die Russen in Gerselaul an. 2000 waren geblieben und viele starben noch später an den erhaltenen Wunden. Von 60 Offizieren langten nur 24 in der Festung an. Der Fürst Tschernitscheff war unterdess in Gerselaul angekommen und Zeuge von der traurigen Niederlage geworden. Er sah hier mit eigenen Augen, was ein, wenn auch noch so kleines, doch fanatisches Volk selbst gegen Uebermacht vermag. Er überzeugte sich, dass hier weniger Gewalt, als vielmehr die Zeit zu thun vermag, und so reiste er in der Absicht nach Petersburg, den Kaiser von seinen



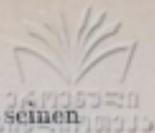
blutigen Kriegen abzurathen. Noch in demselben Jahre hatte Schamil einen zweiten blutigen Kampf zu bestehen, ging aber nichtsdestoweniger siegreich aus demselben hervor. Man erzählt nämlich (aber keineswegs aus offizieller Quelle), dass Grabbe sich auf's neue an die Spitze seiner Soldaten gestellt habe und von Temirmanchura aus in Koissubui eingedrungen sei. Schamil habe sich dort ihm entgegengestellt und ihm bei Igali (eigentlich Ihäli), einem grossen Dorfe, eine Schlacht angeboten. Auf beiden Seiten floss entsetzliches Blut, die Russen mussten Koissubui verlassen und haben seitdem den Gau nicht wieder betreten. Wahrscheinlicher ist es, dass der Chef des daghestanischen Detachements, Kluke von Klukenu, diesen Feldzug nach Koissubui leitete und nicht Grabbe.

Glücklicher waren die Russen im Südosten Lesghistans, Kamük blieb in ihren Besitz und wurde aufs Eifrigste noch mehr befestigt. Um eine bessere und sichere Verbindung herzustellen, gab Argutinsky auch Befehl, die alten Burgen Kurach und Tschirach aufs neue zu befestigen. Die fürstliche Familie war zum grossen Theil zu Schamil übergetreten und focht von nun an unter den Murschiden, der alsbald schon den Namen Imam führte. Nur Arum Beg, der Chan von Kuräle, war aus der Gefangenschaft entlassen worden, aber eben desshalb trauten ihm die Russen nicht und citirten ihn nach Tiflis, während sie seinen Bruder Jussuff Beg als Chan von Kuräle einsetzten.

1843. Neidhard; Verlust Awars und Akuschas.

1844. Aufstand des Daniel Beg. Wieder-Eroberung Akuschas.

Während Schamil die Ruhe des Winters 1842—1843 aufs Eifrigste benutzte, die Bewohner der lesghischer Gaue, die sich bis dahin gleichgültig gezeigt hatten, für sich zu gewinnen und seine bisherigen Anhänger, namentlich die Tschetschen, noch mehr zu fanatisiren, während seine Müriden sich sogar nach der Kabarda und Tscherkessien begaben, um eine Verbindung mit dem westlichen Kaukasus herzustellen, während Alles mit einem Worte



die grossen Zurüstungen bezeugte, welche Schamil mit seinen Müriden traf, schien man in Tiflis, noch mehr in Petersburg, mit Blindheit geschlagen zu sein. Der unfähige Golowin wurde zwar abgerufen und durch Neidhard, einem General, der sich durch ganz Russland allgemeiner Achtung und Anerkennung erfreute, ersetzt. Neidhard hatte Befehl, die Defensive gegen die Bergvölker zu ergreifen.

Man glaubte, dass die Reihen von Festungen, welche sich rings um das feindliche Gebiet ziehen, die Feinde im Zaume halten würde, sah sich aber in der Folge sehr getäuscht.

Die Lücken, welche im vorigen Jahr der Feind und das Klima unter den Russen hervorgerufen hatten, wurden nicht einmal ersetzt, man glaubte eben für die Defensive genug Streitkräfte zu haben, zumal man noch weiter meinte, dass Schamil durch die Kämpfe der beiden vorigen Jahre ebenfalls einermassen entkräftigt wäre und sich nach Ruhe sehnte. Plötzlich brach aber der Sturm im Frühjahr 1843 los. Der Naib des Tschetschen-Landes, Schwaib Mollah, kam aus seinen dunklen Wäldern hervor und agierte zwischen der Ssumsha- und Terek-Linie mit einer solchen Keckheit, als sei eben keine Festungslinie vorhanden. Allenthalben fast zogen die Russen den Kürzeren und vermochten kaum ihre erst angelegten Vesten zu retten. Mosdok, die gewichtige Hauptstadt eines ciskaukasischen Kreises, wurde selbst belagert. Nicht minder glücklich waren die Einfälle in dem Lande der kumükischen Fürsten, wo Hadshi Taschaff die Operationen leitete. Ungeheuere Beute wurde in die Wälder geführt.

Noch schlimmer erging es den Russen in Awar, wo Hadshi Murad im Anfang die Leitung führte, sie aber dann an Schamil abtrat. Eine Veste fiel nach der andern in die Hände der Feinde, obgleich ein grosser Theil der Awaren selbst hartnäckigen Widerstand entgegen gesetzt hatte. Nur Chunsak hielt sich, wurde aber von selbst aufgegeben, als man die Unmöglichkeit ferneren Widerstandes sah. Hauptman Possek suchte mit seinen Soldaten aufs Eiligste Temirchanschura zu erreichen, aber schon bei Ssurgan musste er ein befestigtes Lager beziehen, um eine glanzvolle Vertheidigung gegen bedeutende Uebermacht auszuhalten. Während hier Hadshi Murad wiederum die Kaukasier anführte, hatte

Schamil mit bedeutender Macht die Gebirge überstiegen und belagerte die Hauptfestung Temirchanschura. Kluge von Klukenu kam auf's Eiligste herbei, wurde aber auf's Haupt geschlagen und war selbst gezwungen, in der Festung Rettung zu suchen. Indess war Possek glücklich bis zu dem Pass über das Gebirge gelangt, wurde aber gezwungen, sich hier aufs Neue, wenn auch für ihn auf einem sehr vortheilhaften Punkte, zu verschanzen.

Mangel an Allem, namentlich an dem Nöthigsten, zwang ihn schon, Schamil seine Unterwerfung anzutragen, als plötzlich General Freitag, Chef an der Ssumsha-Linie, herbeigeeilt war, Temirchanschura entsetzt hatte und selbst Schamil bedrohte. Die Feinde zogen sich in wilder Unordnung zurück und Possek zog triumphirend weiter. Awar befand sich auf einem Mal in den Händen Schamils. Er schickte nun seine Müriden nach Dargo (der Republik), Ssurgai und Kaitach, um den dortigen Einwohnern die Alternative zu stellen, entweder endlich einmal ihrem Versprechen nachzukommen und sich ihm zu unterwerfen, oder ihr Land den Plünderungen preisgegeben zu sehen. Die unruhigen Dargoer und Kaitachen hatten schon lange das russische Joch mit Ingrimme ertragen, und waren bis dahin nur durch ihre Kadis vom Aufstande abgehalten worden. Sie beschlossen, sogleich ihre Gesinnungen thatsächlich an den Tag zu legen. Gegen Ende November wälzte sich eine Schaar Lesghier, einer Lawine gleich, das Kaitach-Gebirge herab und hatte nichts weniger im Sinn, als sich in den Besitz des bedeutenden Proviants, das in den Magazinen bei Tarku aufgehäuft war, zu setzen. Mit wahrer Wuth stürmten sie auf die, Rifowoje genannten, Magazine, vermochten aber auf keine Weise sich ihrer zu bemächtigen, obwohl sie dieselben eine Woche lang belagerten. Kluge von Klukenu entsetzte zwar Rifowoje, vermochte aber nicht den sonstigen Plünderungen der Dargoer Einhalt zu thun. Den ganzen Winter schwärmten die Feinde bis zu den Thoren Tarkus, die Kaitachen, und besonders die Einwohner des Gaues Ssiurgä wollten ihren Landsleuten, den Dargoern, keineswegs nachbleiben und drangen ebenfalls bis an das kaspische Meer vor. Es galt im Norden Derbents den beiden grossen Dörfern Welikent und Ksajakent, die auch ohne Weiteres überrumpelt wurden; die russischen Behörden fielen in ihre Hände.

Erst in der Mitte Januar gelang es Argutinsky, die trotzigen Lesghier wieder zu vertreiben, die Verbindung zwischen Derbent und Tarku vermochte er aber doch nicht wieder herzustellen. Um die Kaitachen sich geneigter zu machen, ernannte er ein Glied der früher hier herrschenden Familie, den Dsamoff Beg, zum Ussmei. Diesen Namen führt nämlich der jedesmal regierende Fürst in Kaitach. Nur im Südwesten hatte Schamil keinen Erfolg. Emissäre suchten zwar auch hier das Volk für die gute Sache der Religion und der Unabhängigkeit zu gewinnen, scheiterten aber meistens an der Gleichgültigkeit und Rohheit der dortigen Lesghiergaue. Bei den Dscharen fanden sie allein Beifall, aber leider hielt das mitten in ihrem Lande gelegene Zwing-Uri, die Festung Sakatal, diese einstweilen noch immer im Zaume. Alle Versuche, den Sultan Daniel von Elissui für sich zu gewinnen, scheiterten an der Schlaueit dieses Fürsten, der absichtlich die angeknüpften Unterhandlungen in die Länge zu ziehen suchte. Und doch war er es gerade und das georgisch-tschetschische Mischvölkchen der Thuschen (Thuschethen) an den Quellen des andischen Koissu, die für die Russen eine tapfere Vorhut bildeten und schon manchen Coup Schamils vereitelt hatten. Um dieser Angelegenheit mehr Nachdruck zu geben, wurde Achwärdi Mohammed, der tapferste Müride, mit einem bedeutenden Corps nach dem Süden gesendet, und dieser kühne und beredte Häuptling stand alsbald im Quellengebiet des andischen Koissu. Die Thuschen aber hatten von dem bevorstehenden Ueberfall Nachricht erhalten und setzten sich dem Achwärdi Mohammed entgegen. Es kam zu einem heissen Kampfe, in dem nicht allein der tapfere Häuptling getödtet wurde, sondern auch eine Menge Lesghier auf dem Felde blieben.

Neidhard berichtete eine Hiobspost nach der andern nach Petersburg. Man war wüthend über das Häuflein der tapfern Kaukasier, die mit einem solchen Erfolge dem russischen Koloss nicht allein widerstanden, sondern deren Heere allenthalben, wo sie sich sehen liessen in die Flucht schlugen. Der Kaiser beschloss nun, mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft Schamil zu erdrücken, und dadurch dem Krieg ein Ende zu machen. Bis dahin mochten ohngefähr 60 000 Mann am Kampfe gegen Schamil Theil genommen haben, dadurch aber, dass alle disponiblen

Truppen aus dem Westen und Süden des Kaukasus nach dem Osten auf den Kriegsschauplatz translocirt wurden, dass aus Odessa das ganze Lüdersche Corps, und aus Moskau einzelne Bataillone nach dem Kaukasus marschiren mussten, stieg die ganze russische allein im Kampfe gegen Schamil verwandte Truppenmacht auf nicht weniger als auf 120—130 000 Mann. Damit glaubte man auf jeden Fall im grossen Kriegsrath zu Petersburg einen so winzigen Feind, der kaum 20—50 000 Mann Streiter entgegen stellen konnte, der nur einige geraubte Kanonen, mit denen er aber in der Regel nichts anzufangen vermochte, und sonst weiter keine Kriegsmittel besass, auf jeden Fall erdrücken zu können.

So sehr auch Neidhard zum Theil nur mit den Schwierigkeiten bekannt, von der Unausführbarkeit des Plans überzeugt war und sich offen darüber aussprach: die Herren im Kriegsrath kannten das Feld, was sie doch noch nie gesehen besser, und beharrten auf ihrem Verlangen. Es wurden fünf Detachements, je nach der gewichtigen Stellung gebildet und jedem wurde ein Chef gesetzt, der im Allgemeinen nur unter dem Oberbefehl Neidhards stand.

In Wladikaukas, einer Festung am Eingange der grossen Militärstrasse in dem Kaukasus, befehligte damals das kleinste Detachement der General (damals Obrist) Restorff, während Chef des Ssunsha-Detachements der General Gurko (Kurko) war, und in Grosnaja an der Ssunsha residirte. Das bedeutendste Daghestanische Detachement befehligte General Lüders und hatte seinen Sitz in Temirchanschura, während am Ssamur der General Argutinsky mit einem Detachement stand. Das letzte Heer breitete sich im Süden des Kaukasus, nördlich von Alasan in Kachien (Kaeth) aus, und stand als lesghisches Detachement unter dem Befehl des in Sakotal residirenden Generals Schwarz. Diese fünf Detachements sind um so gewichtiger, als sie zwar keineswegs im Jahre 1844 das Verlangen des Kaisers in Ausführung brachten, als vielmehr, weil sie noch jetzt als solche bezeichnet werden. Neidhard hatte sein Standquartier in Tschervlonnoi, einem alten Kosakendorfe (Stanitza), am Terek und beabsichtigte zuerst, während Freitag Chef der Ssunshalinie in dem Tschetschenlande einfiel, mit Gurko und Lüders die rebellischen Tscherv-

kessier und Dargoer zu Paaren zu treiben und dann nach Awar, dem jetzigen Mittelpunkte des feindlichen Lagers vorzudringen. Zu gleicher Zeit sollte Argutinsky durch Kumük, und Schwarz durch das eigentliche Lesghistan marschiren, oder wenigstens die dortigen Stämme so beschäftigen, dass diese nicht zu Hülfe eilen konnten. Während Freitag oder vielleicht Gurko selbst aus dem Tscherkessenlande das andische Grenzgebirge übersteigen und suchen würde, sich in Awar mit Neidhard zu vereinigen, sollte Restorff ferner die Tschetschen beunruhigen. Dieser ganze Feldzug nahm sich auf dem Papiere prächtig aus, wie weit er aber in der Folge zur Ausführung kam, soll jetzt gezeigt werden. Man glaubte in Petersburg, auf alle Fälle Rücksicht genommen zu haben, aber schon ehe der Feldzug eröffnet wurde, machte das Schicksal einen Querstrich, an den Niemand gedacht. General Neidhard hatte einen zuverlässigen Mann mit einer Million Rubel nach Astrachan gesandt, um dort die nöthigen Nahrungsmittel für die Truppen, namentlich Getreide zu kaufen. Der besagte Agent kam glücklich in Astrachan an, verschwand aber mit seiner Million auf eine unbegreifliche Weise und ist auch nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Obgleich der Kriegsgouverneur in Astrachan sogleich vom Kaiser abgesetzt war, so gerieth eine so bedeutende Truppenmacht, als jetzt namentlich im Osten des Kaukasus stand, doch in nicht unbedeutende Noth. Die Eröffnung der Expedition musste sogar so weit hinausgeschoben werden, bis neuer Proviant ankam. Erst im Juni begann Neidhard seine Operation. Die Tscherkejer hatten den befestigten Brückenkopf im vorigen Jahr zerstört und die Brücke ganz und gar abgebrochen. Aus den den Russen abgenommenen Kanonen feuerten sie mit viel Geschick nach dem tiefer liegenden Effgenieffsk. Neidhard bewegte sich mit ohngefähr 30 000 Mann auf der rechten Seite des Ssulak bis zu dem Dorfe Tschirjurt, wo erst das linke Ufer nicht höher als das rechte erscheint, und setzte auf die andere Seite über. Aber nur langsam stiegen die Russen auf dem linken Ufer aufwärts und mussten jeden Schritt, den sie vorwärts thun wollten, mit Gewalt erkämpfen. Die Tscherkejer wussten, dass ihnen nicht zum dritten Mal Verzeihung würde, und wichen nur nach der äussersten Gegenwehr zurück. Die schönen Obstgärten, welche sich

auf der hohen Uferterrasse entlang ziehen, wurden sämmtlich verwüstet und bald gebrauchten die Einwohner selbst die Bäume zum Verhau, bald rissen aber auch die Russen sie aus Ingrimme nieder. Drei volle Wochen dauerte der Kampf, ehe Neidhard selbst bis an das Dorf vordrang. Auch hier musste jedes Haus mit Sturm erobert werden, bevor sich die Russen Herren der Stelle nennen konnten, wo noch vor kurzer Zeit das schöne, reiche und blühende Dorf Tscherkei mit ca. 4 000 Einwohnern gestanden hatte.

Der zweite Schlag galt den Bewohnern der Republick Dargo, in deren Ländchen von wenig Stunden im Durchmesser sich Schamil selbst mit einem bedeutenden Heere von 24 000 Mann entgegengestellt hatte. Der Feldzug war aber noch gar nicht eröffnet, als plötzlich wie ein Donnerschlag die Nachricht anlangte, der Sultan Daniel von Elissui sei aufgestanden, habe die russischen Beamten davon gejagt und stehe jetzt kampfbereit am Alasan dem General Schwarz entgegen. Die Ursachen dieser plötzlichen Auflehnung eines bis dahin äusserst getreuen Vasallen des russischen Kaisers lagen einestheils in persönlichen Missverhältnissen, welche zwischen ihm und Schwarz obwalteten, andererseits aber auch in den beständigen Versuchen Schamils, diesen gewichtigen Häuptling zu gewinnen. Mehr als alles that jedoch der Zufall. Man kann denken, was für einen Eindruck die plötzliche Auflehnung des Sultans bei den zahlreichen Mohamedanern Schirwans, Schekis und Kubas hervorrief, da diese eigentlich nur mit Ingrimme das russische Joch ertragen hatten, und namentlich in der neuesten Zeit durch viele Vexationen noch mehr erbittert worden waren. Mehr als je mussten nun die Russen vorsichtig in ihren Operationen sein. Bei der ersten Schlappe die sie erhielten, wäre die Revolution in genannten Provinzen unfehlbar ausgebrochen und hätte in allen kaukasischen Landen unberechenbares Unglück hervorgerufen. Ein grosser Vortheil für die Russen war, dass Sultan Daniel, von nun an Daniel Beg genannt, offen übertrat und namentlich Schwarz Zeit liess, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

An der Stelle des Alasan, wo die gewöhnliche Fähre über den Fluss geht, kam es zum ersten Zusammentreffen. Daniel zog sich nach dem reichen und grossen Dorfe seiner Herrschaft, nach



Kach zurück. Hier kam es zu einer heissen Schlacht, in der Schwarz ebenfalls das Feld behauptete, aber doch für den Augenblick zu ohnmächtig war, um den Feind weiter zu verfolgen. Der Sultan hatte sich auf seine Burg Elissui, am Eingang einer Schlucht zurückgezogen und trotzte von hier aus, als Schwarz ihm am dritten Tage nachfolgte, allen Anstrengungen der Russen. Zweimal wurden diese mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen, dass die meisten Soldaten einer dritten Aufforderung geradezu nicht Folge leisten wollten. Schon jubelten die Lesghier hinter ihren Felsen und glaubten sich geborgen, als plötzlich eine Schaar russischer Freiwilliger mit solcher Wuth anstürmte, dass jene, sich dieses nicht versehend, die Vertheidigung des Eingangs der Schlucht aufgeben mussten und sich mit wildem Geheul in die Burg warfen. Diese sogleich anzugreifen, hielt sich Schwarz für zu schwach, er wartete deshalb auf Hülfsstruppen, die ihm namentlich der Obrist Bekoff aus Ruchi zuführen sollte.

Mit allem was irgend nur zu Gebote stand, mit nur 300 Mann, marschirte Bekoff auf dem nächsten Wege aus Ruchi über die Berge nach Elissui. Gegen Abend erreichte er die Höhe des Gebirgsarmes, der das Thal von Elissui nach Osten einschliesst, wagte aber der einbrechenden Dämmerung halber nicht mehr herabzusteigen. Kaum aber hatte Daniel Beg die Feinde auf der Höhe bemerkt, als er der Meinung wurde, dass Argutinsky mit dem ganzen Ssamurschen Detachement herbeigeeilt sei. Einer solchen Macht konnte er schon deshalb nicht widerstehen, weil seine Burg nicht einmal gehörig verproviantirt war. Sein Entschluss war bald gefasst; noch in derselben Nacht entfloh er mit den Seinen in die Berge, so dass die erstaunten Russen am andern Morgen ohne Schwertstreich in die verlassene Burg einziehen konnten.

Auch Argutinsky war mit dem ssamurischen Detachement thätig gewesen. Schon im Mai hatte er ein hartnäckiges Treffen beim Dorfe Chosrek im Quellengebiet des kasikumükschen Koissu zu bestehen und dabei viele Gefangene gemacht. Wenige Stunden von Chosrek entfernt nach Osten zu liegt das berühmte Dorf Kuwetschi, dessen Bewohner schon seit den ältesten Zeiten durch die Verfertigung damascirter Waffen eine grosse Berühmtheit erlangt hatten und auch jetzt hauptsächlich den Bedarf an Flinten



und Säbeln für Schamil lieferten. Das Dorf ist aber auch deshalb wichtig, weil es an einem berühmten Passe liegt, der wahrscheinlich die echte Alanen- oder eigentlich Allanen-Pforte (Bab al Lan) namentlich der Orientalen ist. Ein kleiner Fluss, Buham, der später hauptsächlich Kaitach bewässert, durchbricht hier das Gebirge. Die berühmte kaukasische Mauer geht von Derbent aus nur bis hierher. Den Russen musste alles daran liegen, dieses wichtige Dorf dem Feinde zu entreissen. Argutinsky überstieg deshalb plötzlich den unbedeutenden Gebirgsrücken zwischen dem Quellengebiet des kasikumükschen Koissu und den des Buham, und begab sich, in dem Thale des letzteren entlang gehend, auf's eiligste nach Kuwetschi. Die bestürzten Einwohner unterwarfen sich sogleich und versprachen von nun an, insofern sich Argutinsky mit seinen Truppen zurückziehe und russische Soldaten sie nicht ferner belästigen würden, an Schamil keine Waffen mehr abzuliefern. Die Hauptsache war aber gerade damit erreicht und so zog sich Argutinsky eben so schnell wiederum zurück.

Unterdessen hatten die Operationen in Dargo begonnen. Schamil führte hier mehr einen Guerrillakrieg und vermied absichtlich jede Schlacht, bei der die Kanonen jedenfalls die Oberhand behalten hätten. Die Russen sahen sich allenthalben beunruhigt. Wenn sie glaubten, ein Thal Schritt für Schritt erobert zu haben, stand Schamil plötzlich ihnen wieder im Rücken und hatte die zurückgebliebene Besatzung wiederum vertrieben. An günstig gelegenen Orten, namentlich an Uebergängen, warf er sich mit aller Kraft den Russen entgegen. Nach grossen Opfern gelang es diesen erst, den Feind aus seiner sicheren Stellung zu vertreiben, man konnte es aber nicht verhindern, dass sich Schamil an einem neuen Punkte, oft schon in der nächsten Nähe, festsetzte. Leider fehlen über die Eroberung Dargo's alle Berichte und man weiss nur, dass es bei den Dörfern Jely und Gilli zu heftigem Kampfe kam. Wahrscheinlich wären die Russen wiederum aus Dargo herausgeschlagen worden, wenn sich nicht zwei Umstände zu ihrem Gunsten ereignet hätten. In dem Treffen bei Gilli erschien nämlich plötzlich Argutinsky und stand mit seinen Leuten, zum grossen Schrecken der Kaukasier, frischen Muthes im Rücken derselben. Dann hatten die Russen, zwar mit den grössten Opfern, aber nicht umsonst versucht, unter den verschiedenen Verbrüde-

rungen der Republik Zwietracht zu säen. Die Bewohner des reichen und blühenden Dorfes Zudakura wurden zuerst zum Verräther ihres Landes, denn sie fochten plötzlich gegen ihre eigenen Landsleute. So von Verrath allenthalben umgeben, zog sich Schamil wuthschraubend über den Koissu zurück. Das waren die Resultate des pomphaft verkündeten Feldzuges von 1844, die Realisirung der in einer Proklamation ausgesprochenen Worte: „Der russische Adler schwebt drohend über Euch Kaukasier, und er, der zu derselben Zeit dort, wo die Sonne aufgeht, und dort, wo sie sich in das Meer senkt, erschaut werden kann, der über den Kasbek und über den Elbruss wie über kleine Hügel dahinfliegt, wird euch allenthalben erreichen.“ In Russland schiebt man jedes Misslingen dem Führer zu und so wurde auch der „deutsche Pedant“, wie Neidhard von den Russen genannt wurde, als unfähig wiederum abberufen. Und doch hatte gerade Neidhard gegen den ihm aufgedrungenen Feldzugsplan von Anfang an protestirt. Ihm und seiner klugen Leitung verdankt man, dass nicht noch grösseres Unglück über die Russen hereinbrach, dass diese wenigstens einige Erfolge hatten. Seitdem sind wieder drei Jahre verflossen und man vermochte nicht einmal das zu behaupten, was Neidhard erobert hatte. Man hat seitdem nicht allein an Terrain nichts gewonnen, sondern sogar verloren.

1845. Woronzoff, Feldzug nach Dargo.

Graf, später Fürst Woronzoff besass von jeher eine Vorliebe für das ritterliche Benehmen der Tscherkessen und für den Orient überhaupt. Er hatte am Kaukasus seine militärische Laufbahn begonnen und später manche Mission seines Kaisers dahin, namentlich in Betreff Tscherkessiens, vollbracht. Er sollte nun auch jetzt der Mann sein, der die Ruhe im Kaukasus wieder herstellen könnte. Mit Vollmachten, wie sie bis dahin Niemand besessen, ausgerüstet, ersetzte Fürst Woronzoff im Frühjahr 1845 den General Neidhard. Kein Petersburger Kriegsath gab dem Fürsten mehr Verhaltensmassregeln, denn der neue General-Statthalter und Oberbefehlshaber rapportirte nur unmittelbar dem Kaiser. Woron-

zoff hielt die ihm gestellte Aufgabe zwar für sehr schwierig, er wusste, dass das kleine Häuflein fanatisirter Kaukasier sich nicht so leicht erdrücken liess, dass ferner die Masse nicht allenthalben den Ausschlag giebt, aber doch nahm er den Krieg immer noch für leichter, als er später selbst einsah. General Rosen hatte 1832 durch die Eroberung Himris den damaligen Krieg geendet. Woronzoff wusste, dass der jetzige Kampf hauptsächlich von der Persönlichkeit Schamils abhing, dass demnach, wenn er den Häuptling in die Gewalt bekäme, der Krieg mit einem Male erstickt werden könnte. Die grösste und fast einzigste Möglichkeit des Gelingens lag daher in dem Falle, dass er Schamil, wie früher Grabbe in Achulko, in einer wenn auch noch so festen Burg einzuschliessen vermochte. Woronzoff's hauptsächlichstes Augenmerk war deshalb auf die Residenz des Murschiden gerichtet. Damals residirte Schamil hauptsächlich in Dargo, einem offenen, auf hoher Terrasse gelegenen Dorfe des dicht mit Wäldern bedeckten Itscheriens, in demselben Dorfe, welches Grabbe schon 1842 zu nehmen versucht hatte und wobei er so unglücklich gewesen war. Woronzoff vermied es, denselben Weg wie Grabbe im Thal des Jakssai aufwärts folgend zu nehmen, sondern Umwege machend, beschloss er, zuerst die rebellischen Stämme von Ssolotau und Gumbet zum Gehorsam zurückzuführen und dann nach Andi vorzudringen, um von hier aus endlich Dargo in Angriff zu nehmen. Eine befestigte Linie sollte dem Haupt-Heere die Verbindung offen erhalten und später dazu dienen, die Gaue Gumbet und Andi zu besetzen, die Itschkeren, Awucher und Ssolotauer von den übrigen Feinden abzusperrn und sie dadurch zur Unterwerfung zu bringen.

Doch bevor Woronzoff den Feldzug eröffnete, bereits aber im Norden und Nordosten ein bedeutendes Heer schlagfertig dastand, brach Schamil mit 5000 Mann aus den itschkerischen Wäldern hervor, kümmerte sich gar nicht um die erste Festungslinie und belagerte die Veste Umachan-Jurt auf dem linken Ufer der Ssunsha, kaum ein Paar Stunden von deren Einfluss in den Terek entfernt. Mit Beute reich beladen kehrte er wiederum so schnell zurück, als er gekommen. Auch Daniel Beg beunruhigte die lesghische Linie und warf sich dann plötzlich auf den Gau Andalal, wo das grosse, schon oben genannte, Dorf Tschoch sich von Neuem den Russen unterworfen hatte. Nach zweitägigem Widerstand nahm

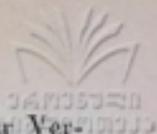
er dieses und schlug den Fürsten Orbelian, der in aller Eile herbeigekommen war, in die Flucht. Nun wandte er sich nach Dargo, der früheren Republik, und machte dort eine ungeheuere Beute, mit der er sich in das Innere Lesghistans zurückzog. Von Wnesapnaja aus eröffnete Woronzoff am 12. Juni endlich den Feldzug. Lüders commandirte das tschetschische, wohl aus 12—16 000 Mann bestehende, Detachement; Fürst Bebutoff, ein Armenier, das um ein Drittel kleinere daghestanische Detachement. In Hertme, einem mitten im Ssolotau gelegenen Dorfe, stiess das Letztere an der Eugen-Veste kommend zu dem Haupt-Heere. Die Vertheidigung des Feindes war allenthalben schwach, denn man hatte die wichtigsten Pässe unbesetzt gelassen. Selbst das grosse und wichtige Dorf Bortunai ergab sich am nächsten Tage. Erst beim Uebergang über den Ssoulk-Bulak (das nordöstliche Ende des andischen Kaukasus) beim Passe Perewal Kirk setzte sich der Feind mit grösserem Nachdruck entgegen, zog sich aber doch bald zurück. Woronzoff besetzte den Pass mit acht Bataillonen (drei waren schon in Hertme geblieben) und stieg in den Gau Gumbet hinab.

Auch hier zogen sich die Lesghier vor dem siegreich vordringenden Russenheere zurück und hatten selbst die angelegten Verhaue am burzukatischen (andischen) Passe aufgegeben, so dass die Russen ohne Weiteres nach dem Gau Andi vorrücken konnten. Andi war von Schamil mit Feuer und Schwert verwüstet worden, so dass die Russen weder für ihr bedeutendes Heer, noch für die Pferde etwas vorfanden. In Andi erschien zuerst der Feind mit Nachdruck und beunruhigte die Russen von allen Seiten, so dass diese ununterbrochen unter Waffen sein mussten. Es befanden sich diesmal bei Woronzoff eine Menge Gardeoffiziere aus Petersburg, die, um den Krieg kennen zu lernen, vom Kaiser an den Kaukasus gesendet waren. Diese unerfahrenen Leute hielten Alles, was sie bisher über die Tapferkeit der Kaukasier vernommen, für übertrieben, und nannten Schamil und seine Anhänger, da diese bis dahin sich allenthalben zurückgezogen und sogar die festesten Positionen nach geringem Widerstand verlassen hatten, Feiglinge. Doch nun sahen sie zu ihrem Schrecken, dass der schlaue Schamil ihnen in der kaukasischen Kriegskunst weit überlegen war. Schamil hatte absichtlich im Anfange nur wenig



Widerstand entgegengesetzt und ein so grosses, an viele Bedürfnisse gewöhntes Heer von über 24 000 Mann nur tiefer eindringen lassen, um es um so sicherer zu verderben. Er wiederholte hier, was er bereits in Itschkerien mit so viel Erfolg gethan hatte. Schon nach wenigen Tagen wurde die Lage der Russen in Andi bedenklich. Schamil stand auf den Höhen, die südlich Andi vom Gaue Technuzal trennen, und Asal genannt werden, und griff von hier aus die Russen an. Woronzoff zog aus, um den Häuptling zu vertreiben und es kam zu einem erbitterten Kampf, aus dem sich die Lesghier endlich heulend und schreiend nach Technuzal zurückzogen. Aber auch dieser Kampf, vielmehr die Flucht erwies sich als eine Kriegslist, denn Hadshi Murad liess unterdess die Besatzung am burzukalschen Passe über die Klinge springen. Von hier aus war derselbe Müride dem Fürsten Bebutoff, der einen grossen Transport nach Andi zu bringen hatte, entgegen gezogen, und hatte diesen so aufs Haupt geschlagen, dass die Russen die meisten Proviantwagen im Stich liessen und sich eiligst nach Perewal-Kirk zurück ziehen mussten. Von Stunde zu Stunde sahen die Russen in Andi ihre bedenkliche Lage mehr ein. Zwar bemächtigte man sich wiederum der burzukalschen Pässe und legte daselbst eine Befestigung an, aber trotzdem verhinderten die Lesghier alle Zufuhr. Woronzoff scheint sogar selbst einmal entschlossen gewesen zu sein, umzukehren, aber ein falsches Ehrgefühl hielt ihn davon ab; drei Wochen lang war der Oberfeldherr gezwungen in Gogatl, wo er sein Lager aufgeschlagen hatte, zu bleiben, und sich gegen die fortdauernden Angriffe zu schützen. Ebenso lange hatte Woronzoff keine Nachricht von sich gegeben.

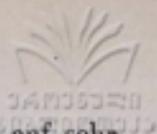
Am 16. Juli kam erst so viel Proviant an, dass Woronzoff den Feldzug wiederum fortsetzen konnte. Der Gau Itschkerien liegt nördlich von Andi und zieht sich auf den nördlichen Abhängen des andischen Gebirges bis zu der kumükschen Ebene hin. Auch breitet sich gerade im Süden das genannte Gebirge bis zu dem andischen Koissu aus, und bildet einen 3—4 Stunden im Durchmesser enthaltenden Kessel. Der Weg über das Dorf (Aub) Dargo, welches im äussersten Süden Itschkeriens, unweit der Quellen des Jakssai liegt, durch Itschkerien, war unbedingt viel näher, als derjenige, welchen man bereits zurückgelegt hatte.



Gogatl wurde befestigt und dem tapfern Obrist Belgard zur Vertheidigung übergeben, während Fürst Bebutoff die 14 Bataillone der Verbindungslinie befahl. Mit 11 Bataillonen Infanterie und vielleicht 2—3000 Mann anderer Truppen brach, russischen Berichten nach, Woronzoff am 18. Juli von Gogatl auf, um zunächst den Rücken des andischen Gebirges, das hier den Namen Retschel führt, zu übersteigen. Auf dem Nordabhange des Retschel beginnen die Wälder, und von uralten Buchen umgeben liegt dort die Residenz Schamils, Dargo. Die Höhe des Gebirges wurde ohne weiteren Widerstand erreicht. Nun aber erschien Schamil mit seinen Streitern, und warf sich mit solcher Macht auf die Russen, dass diese sich nur durch das engste Ancinanderschliessen retten konnten. Verhaue und Barrikaden folgten aufeinander und jede derselben musste mit dem Bajonnet genommen werden, denn mit den Kanonen konnte man gar nichts ausrichten. Mit dem Säbel in der Faust stürzte sich oft ein Kaukasier nach dem andern das Centrum des russischen Heeres und metzelte schonungslos nieder, was ihm entgegen trat, bis auch er getroffen todt niederfiel. Alle Vorräthe hatte Schamil aus Dargo fortschaffen lassen, und die Russen fanden, als sie endlich in dem offenen Dorfe einzogen, gar nichts vor. Man hatte geglaubt, dass mit der Eroberung Dargos Schamil seine Feindseligkeiten einstellen und sich zu Unterhandlungen geneigt finden würde, sah sich aber wiederum bitter getäuscht, denn die Kaukasier setzten den Kampf nur um so erbitterter fort. Von nun an trat bei den Russen von Neuem Mangel an Lebensmitteln ein, zumal der Feind ihnen den meisten Proviant weggenommen hatte. Kluge von Klukenu, wurde mit der Elite des Heeres beordert, neue Vorräthe aus Gogatl zu holen. Unterdess erwies sich die Lage der Russen in Dargo immer bedenklicher. Schamil beschoss das Lager sogar mit Kanonen, wobei unter anderm auch General Fok getödtet wurde. Noch unglücklicher ging es den andern sechs abgeschnittenen Bataillonen, deren Proviant den beutegierigen Kaukasiern noch mehr zum Kampfe anfeuerte. Die Generale Wiktoroff und Passek wurden mitten im Lager von eingedrungenen Lesghiern niedergehauen und man vermochte nicht einmal — so gross war die Verwirrung — ihren Leichnam zu retten. Fast alle Zufuhr war in die Hände der Feinde gefallen. Im traurigsten Zustande

kamen die sehr zusammengeschmolzenen sechs Bataillone wiederum in Dargo an. Die Russen verliessen am 25. Juli, mehr gezwungen als freiwillig, Dargo und zogen im Thale des Jakssai abwärts.

Von allen Seiten gedrängt und angegriffen, flüchteten sie sich endlich auf eine am Wald entblösste Terrasse, auf der das Dorf Schaugal Berda liegt. Man sah die Unmöglichkeit ein, in dem dichten Wald weiter vorzudringen. Durch vieles Geld gewonnen, schlichen sich endlich zwei Itschkeren genannten Dorfes, welche man wahrscheinlich gefangen genommen hatte, oder welche schon früher zu den Russen geflüchtet waren, nach Gerselaul zu General Freitag, um ihn den trostlosen Zustand der Russen zu melden. In aller Eile raffte dieser Helfer in der Noth gegen 3000 Mann frischer Truppen zusammen und ging den Jakssai aufwärts. Nach zwei Tagen kam er schon in Schaugal Berda an, und vereinigte sich glücklich mit Woronzoff, diesem zugleich frische Lebensmittel zuführend. Von nun an wurde der Kampf allmählich schwächer, denn auch die Kaukasier mochten müde sein. Am 1. August langte das unglückliche ausgehungerte Heer in Gerselaul an. Russische Zeitungen gaben Siegesberichte über Siegesberichte. Man feierte in Tiflis und Petersburg die Eroberung Dargos und doch hatten die Bergvölker bis dahin immer noch einen so glanzvollen Sieg davon getragen. Schamil fühlte sich erst jetzt, denn er hatte zum ersten mal einem so bedeutenden russischen Heere getrotzt. Neidhard hatte doch die Republik Dargo erobert, während die Russen in dem Feldzuge 1845 dem Feinde auch nicht eine Spanne Landes abnahmen. Neidhard wurde abgesetzt, Woronzoff zum Fürsten ernannt. Neidhard hatte aber dem Kriegsrath ehrlich berichtet, wie wenig er gethan, während von dem Feldzug 1845 pomphafte Berichte nach Petersburg gemeldet worden waren. Neidhard hatte Schamil aus dem Gau Dargo vertrieben, Woronzoff war von Schamil aus Itscherien verjagt worden. Die ganze Befestigungslinie bis Gogatl fiel in die Hände der Feinde, denn nach dem Rückzuge von Kluge von Klukenau verliess Belgard die ihm anvertraute Veste und zog sich mit Bebutoff bis Tscherkei zurück. Neidhard hatte seine Eroberungen behauptet, die Operationen der übrigen Detachements sind weniger wichtig und blieben erfolglos. Argutinsky



bedrohte den Gau Andalal, scheint aber gar nicht oder auf sehr kurze Zeit, bis zu dem Kara-Koissu vorgedrungen zu sein. Am Ende zwang ihn sogar Hadssi Murad, der hier die Lesghier anführte, sich bis Kumuk zurückzuziehen, und alle ferneren Feindseligkeiten einzustellen. Zu gleicher Zeit hatte Schwarz mit dem lesghischen Detachement die Höhe des eigentlichen Kaukasus erstiegen und in dem Quellengebiet des awarschen Koissu Dshurmu und Tleseruch (Keiseruch) gegen Daniel Beg operirt. Eine Vereinigung mit Argutinsky brachte er allein nicht zu Stande, sondern er war sogar gezwungen, nachdem Hadssi Murad Andalal von allen ferneren Angriffen befreit, den Chef des ssamurschen Detachements zurückgeworfen hatte und endlich mit seinen Streitern Daniel Beg unterstützte, sich nach dem Gau Anzuch zu werfen, um von hier aus durch Karputscha, einem andern, Kachien näher liegenden Gau, sich über den Rücken des Gebirges zurück zu ziehen. Daniel Beg versperrte aber den Russen den Weg, und so waren diese gezwungen, noch weiter westlich nach dem Gebirgskessel der Didos, in dem der östliche Quellfluss des audischen Koissu entspringt, zu gehen, um von hier aus über das Gebirge zu gelangen. Aber auch hier vermochte Schwarz nicht, auf der gewöhnlichen Strasse seine Absicht auszuführen. Mit unendlichen Schwierigkeiten erreichte er endlich die Höhe des Gebirges und marschirte in dem Thale, an dessen Ausgang das kachische Dorf Schild liegt, abwärts nach Kachien.

Wie viel die Russen im Jahre 1845 und namentlich auf der Expedition nach Dargo verloren haben, kann man sich wohl denken, man erfährt aber nichts Sicheres darüber, da namentlich russische Berichte mit kaum glaublicher Unverschämtheit von Siegen sprechen, wo fürchterliche Niederlagen stattgefunden. Wo Tausende geblieben sind, werden kaum 20 Todte angegeben, während umgekehrt der siegende Feind Hunderte und Tausende auf dem Schlachtfelde zurückliess. Nach ihren eigenen Berichten haben die Russen in ihren Bulletins mehr Feinde erschlagen, als das Land Einwohner hat. Die Russen waren im Herbste selbigen Jahres so ermüdet, dass sie an keine weitere Expedition dachten. Die Kaukasier hingegen entwickelten eine Thätigkeit, die sich namentlich auf Einfälle in russisches Gebiet kund that. Gerselaul wurde, wenn auch vergebens, belagert.

Im Angesicht der bedeutenden Festung Temirchanschura nahm Schamil einen bedeutenden Transport weg und führte ihn ins Gebirge. Die frühere Republik, jetzige russische Provinz Dargo, widerstand zwar den Emissaren Schamils, wurde aber eben deshalb grossen Verheerungen preisgegeben. Der Feldzug nach Dargo hatte Woronzoff, einem gewiss einsichtsvollen und tapfern Befehlshaber, die Augen geöffnet, er stellte jedoch dem Kaiser in einer Unterredung in der Krim vergeblich die Unausführbarkeit fernerer Unternehmungen, wie die nach Dargo war, vor. Der Kaiser meinte jedoch, dass man jetzt, mit den Erfahrungen des vorigen Feldzuges, leichteres Spiel hätte, und dass ein Feldzug nach Weden, der neuen Residenz Schamils, in der östlichen Tschetschna, bedeutende Resultate geben müsste. Woronzoff gab sehr ungern seinem Herrn nach. Der Plan zu dem neuen Feldzuge wurde entworfen, und alles im Frühjahr 1846 vorbereitet, um ihn möglichst glücklich zu vollenden. Da brach Schamil, zwei Vertheidigungslinien zum Trotz, aus tschetschischen Wäldern hervor, und verhöhnte das ganze kaukasische Heer der Russen.

1846. Einfall in die Kabarda.

Die Russen hatten in den Wäldern des Tschetschenlandes mehrere Jahre hindurch viele Niederlagen erlitten, wesshalb Woronzoff jetzt ihrer Vernichtung seine Aufmerksamkeit zuwendete. Er liess Pech und Schwefel aus Odessa kommen, aber schon die ersten Versuche belehrten ihn, dass Laubholz keineswegs so leicht niederzubrennen ist, als die harzreichen Nadelwälder des Nordens. Der Oberbefehlshaber beschränkte sich schon bald auf das Ausbauen einzelner berüchtigter Stellen, aber auch hier ging die Arbeit so langsam von statten, dass es den Russen ausserordentlich wenig Vortheil brachte. Schamil setzte nicht den geringsten Widerstand entgegen und überliess es den Bewohnern der zunächst liegenden Dörfer, die Russen dabei zu beunruhigen. Im Frühjahr 1846 kamen gegen 6000 Mann neuer Truppen an. Woronzoff hatte aber, um alle Regimenter eben neu zu vervollständigen 20 000 Mann verlangt; aus diesem Verlangen kann man un-

gefähr ersehen, dass der Feind und die Epidemien im Jahre 1845 eine gleiche Summe Russen weggerafft hatte. Im Mai 1846 langte der Oberbefehlshaber auf der Linie an. Es wurden alle Vorkehrungen getroffen, um die Expedition nach Weden zu beginnen und sie möglichst glanzvoll zu vollenden. Alle Detachements standen marschfertig da, als das bereits schon oben angedeutete Ereigniss eintrat. Man hatte in den Wäldern der Karabulaken, eines tschetschischen Stammes an der untern Assui, ebenfalls eine Strasse von ein paar Stunden Länge gehauen; durch diese brach Schamil plötzlich am 11. Mai mit 10 000, nach Andern mit 20 000 Mann, Reitern und Fussgängern, hervor, bekümmerte sich gar nicht um die erst gegründete Ssunshalinie und stand plötzlich jenseits des Terek an dem Stanitza, Kosakendorf Uruch. In wenig Stunden war dieses zerstört. Das herbei geeilte Corps des Obrist Leffkowitsch wurde so wenig beachtet, dass Schamil zum Schutz der Uebergangsstelle, nur einige Reiter zurückliess. Der Engpass des Karadagh, eines unbedeutenden Gebirgsausläufers, der die ossische Ebene von der Kabarda scheidet, war trotz der am Eingang und Ausgang liegenden beiden Vesten alsbald im Besitz Schamils, der die günstige Lage benutzte, um raubend und plündernd einen Theil der Kabarda zu durchziehen, und eine Menge Dörfer niederzubrennen. Viele Kabarder schlossen sich ihm an, und sein Heer erhielt eine beträchtliche Stärke. Damit drang er endlich nach Kaltschik, der Hauptveste des Centrums vor, versuchte aber vergebens sie zu erobern. Sechs Tage blieb er in deren Nähe, und verheerte nach allen Seiten hin das Land.

Die Russen kamen indess von allen Seiten herbeigeeilt, um Kaltschik zu retten; man begreift aber nicht, warum man ihnen nicht zuvor den Rückzug abschnitt. Man muss in der That annehmen, dass die Russen sich dazu zu schwach fühlten und vor allem nur dahin strebten, den gefürchteten Häuptling wieder los zu werden. Am 19. Mai entliess Schamil sein Fussvolk, welches ungehindert in seinen dichten Wäldern ankam, während er selbst mit seinen Reitern bis Jekaterinograd, am Einflusse der Maka in den Terek, Verheerungszüge machte. Mit ungeheurer Beute gab Schamil seine Stellung endlich bei Kaltschik auf, ganz östlich nach der kleinen Kabarda, und schob die Obristen Ilynsky und Möller-Sakomelsky, die ihm den Uebergang über den Terek strei-

tig machen wollten, ohne Weiteres auf die Seite. Mit einer Schnelligkeit, die die Russen selbst in Erstaunen setzte, war er an der Ssunsha angekommen, überschritt diese und war alsbald in seinen Wäldern geborgen. Der Einfall in die Kabarda ist unbedingt die kühnste That, die nicht allein Schamil ausgeführt, sondern die auch am Kaukasus geschehen. Vorzüglich mag dem Häuptling der Gedanke geleitet haben, den Tscherkessen, die bisher alle Verbindung mit ihm abgelehnt hatten, zu zeigen, welche Macht ihm zu Gebote stände. Die Nachricht dieser grossen That verbreitete sich rasch nicht allein über den Kaukasus, sondern erregte auch auf türkischen Gebiet, namentlich bei den Bewohnern des pontischen Gebirges, grosse Freude. Die Tscherkessen suchte Woronzoff nicht vergebens dadurch zu beschwichtigen, dass er den Sklavenhandel freigab, in Betreff der Türken aber machte man in Konstantinopel Reklamationen.

Die Expedition nach Weden kam unter solchen Umständen, deshalb gar nicht zu Stande zumal sich auch sonst die Einfälle der Kaukasier häuften. Woronzoff hielt es zunächst für nothwendig, die schwache innere oder Ssunshalinie noch mehr zu verstärken und legte wiederum einige Vesten an, während er die schon vorhandenen verstärkte; auch einige Kosakendörfer sollten angelegt werden. Wiederum nahm Schamil unterdess einen bedeutenden Transport in der Nähe von Temirchanschura weg, und die von den Ssolotauern hart bedrängte Eugensveste nur wurde mit Mühe gerettet. Die unglückliche Provinz Dargo war am meisten den Plünderungen ausgesetzt. Zudakara und ein grosses Stück Dargos, welches östlich von Kasikumükschen Koissu liegt, wurden erobert und die Einwohner des zuerst genannten Dorfes in das Innere des Landes geschleppt.

Ebenso fiel das eben von den Russen befestigte Dorf Gergebil in die Hände Schamils; desshalb hatte sich dieser auch im Süden des mechtulischen Chanats festgesetzt. Im Spätherbst standen die Feinde sogar wiederum vor Tarku und zogen sich, mit Beute reich beladen, erst sehr spät zurück. Im Süden scheint es ebenfalls ernste Kämpfe gegeben zu haben, aber leider sind die Berichte darüber ausserordentlich gering. Argutinsky schreibt sich mehrere Siege zu, aber es ist wahrscheinlicher, dass er sich wenigstens erfolglos zurückziehen musste. Der Hauptkampf scheint



in der Nähe des Turtshi-Dagh, eines Berges, aus dem einerseits der Kasikumüksche Koissu und andernteils der Ssamur seine Quellen erhält, gewesen zu sein. Das Chanat Kasikumük, muss auch im Norden ernstlich bedroht gewesen sein, denn nachdem Argutinsky in dem lesghischen Gau Kaiseruch (Tleseruch), namentlich bei dem Dorfe Ssalta, eine empfindliche Schlappe erhalten, musste er sich eiligst östlich in das Gebiet des früheren kasikumükischen Chans zurückziehen, da die Lesghier dort eingefallen waren. Es kam zwischen ihm und Daniel Beg bei dem Dorfe Chosrad zu einer Schlacht, in der die Russen sich wiederum den Sieg zuschreiben.

1847. Belagerung von Gergebil, Eroberung von Ssalty, Schlussbemerkungen.

Im vorigen Jahre, 1847, dachten endlich die Russen weniger an neue Eroberungen, als vielmehr daran, die unterbrochene Verbindung zwischen dem Chanat Kasikumük und Temirchanschura wieder herzustellen. Schamil hatte aber auch seinerseits die Wichtigkeit dieser Unterbrechung erkannt und die beiden Dörfer, Ssalty auf der rechten Seite des Kara und Gergebil auf der rechten Seite des Kasikumükischen Koissu, und nicht weit von der Stelle, wo der erstere sich mit dem letzteren verbindet, auf eine ihm eigenthümliche Weise befestigt. Das Terrain ist dort ein wellenförmiges Hochland, in dem namentlich die grösseren Flüsse in tiefer Schlucht fließen.

Die unbedeutenden Höhenzüge mit breiterem Rücken bieten, durch zerklüftete Bergparthien, durch eine Menge isolirter Kuppen, eine natürliche Vertheidigung dar, wie man sie übrigens im Kaukasus in Menge findet. Auf solchen zerklüfteten Felsenparthien liegt Ssalty (nicht mit Ssalta im Gau Tleseruch zu verwechseln), auf mehr isolirter Kuppe hingegen Gergebil. Beide Orte sind kaum mehr als drei Stunden von einander entfernt, während die Strecke von Ssalty bis Kumük gegen 14, von Gergebil bis Temirchanschura gegen 16 Stunden betragen muss. Sich wiederum in den Besitz der ganzen Strecke von Kumük bis Temirchanschura zu

setzen und deshalb die beiden Dörfer Geregebil und Ssalty, die zu gleicher Zeit die Brücken über die in ihrer Nähe liegenden Flüsse beherrschen, zu erobern, das war die Aufgabe, welche sich Woronzoff für den Feldzug von 1847 gestellt hatte. Man sieht, dass man russischer Seits keineswegs mehr hochfahrende Pläne auszuführen suchte; die beiden verflossenen Jahre hatten vor Allem den Oberbefehlshaber überzeugt, dass Schamil auf seinem Terrain, selbst einer grossen Uebermacht gegenüber, ein bedeutungsvoller, gewichtiger Feind sei. Woronzoff war auch darauf bedacht, eine schnellere Verbindung zwischen Tiflis und den östlichen Provinzen, namentlich mit Kumük herzustellen, so wie mit dem zum Gouvernement erhobenen Derbent, da man bis jetzt bedeutende Umwege machen musste. Er gab deshalb Befehl, dass die alte Handelsstrasse von Derbent nach dem Innern Georgiens und nach Tiflis wieder hergestellt würde, und sandte die nöthige Mannschaft ab, um von Nuchi ab, über den 8000 Fuss hohen Ssagalat-Dag, einen fahrbaren Weg zu bauen; von da führt die Strasse im Thale von Ssamur durch die unterworfenen Iesghischen Gaue Achi und Nutul weiter, überschreitet die unbedeutende Höhe zwischen diesem Flusse Gürgürchtschai, um in das Thal der letzteren zu gelangen. Oestlich geht es dann weiter nach Derbent, südlich nach Kumük. Am Uebergangspunkte zu dem letzteren und dem Turtschi-Dagh liegt eine hohe Terrasse, die von nun an der Sammelpunkt der Russen zu werden scheint, denn auch Woronzoff zieht sich nach dem vereitelten Versuche, Geregebil zu erobern, während die Cholera im Kaukasus, namentlich in den russischen Lagern wüthet, auf das gesunder liegende Plateau des Tartschi-Dagh zurück, und beginnt später von da aus die Expedition nach Ssalti. Professor Abich, der sich schon seit Jahren in den Ländern des Kaukasus aufhält, entdeckte hier ein reiches Steinkohlenlager, so dass auf einmal dem grossen Holzmangel im Kasikumükischen Chanate abgeholfen wurde, und die Russen nun auch im Winter, wo sie sonst durch die Kälte sehr gelitten hatten, hier stationirt werden konnten.

Am 18. Mai wurde der erste Feldzug eröffnet. Es galt dem befestigten Dorfe Geregebil. Fürst Bebutoff, Chef des daghestanischen Detachements, zog am genannten Tage von Temirchanschura aus und schlug im Süden, vier Stunden vor Geregebil in

Chodshal-Machi, sein Lager auf. Aber auf der Nordseite wurden die Dörfer Ogly und Aimeki besetzt. Unterdess war auch der Oberbefehlshaber, Fürst Woronzoff, angekommen, um in eigener Person die Operationen zu leiten. Die Bergvölker standen zum Schutze ihrer Veste auf den Höhen des kasikumükischen Koissu, namentlich an dessen Vereinigung mit dem Karakoissu bei dem Dorfe Kikunna. Der georgische Fürst Andronikoff besetzte deshalb die Brücke über den kasikumükischen, der General Kotzebue die über den Karakoissu, so dass, den russischen Berichten nach, Gergebil von seinen Verbündeten abgeschnitten sein musste. Es muss aber doch noch eine Verbindung, wahrscheinlich mehr südwestlich, vorhanden gewesen sein, da die Besatzung auch ferner mit den Kaukasiern communicirte. Die Belagerungsarmee mochte 14—16 000 Mann betragen. Am 13. Juni begann der Angriff, hauptsächlich von Südosten aus, während nordöstlich Jeffdomikoff mit einem kleinen Corps sich aufgestellt hatte. Es galt zuerst einem weit nach Süden vorspringenden Felsen, von dem aus die Besatzung am meisten schadete. Ein furchtbares Feuer wurde eröffnet und so lange fortgesetzt, bis der Felsen unter furchtbarem Krachen zusammenbrach. Es wurde weitere Bresche geschossen, aber Schamil hatte den zerklüfteten Felsenkegel, auf dem das Dorf liegt, auf eine Weise befestigt, dass alle Kanonenkugeln und Bomben nur unbedeutenden Schaden thaten. Drei Breschen waren endlich geschossen, da stürmten die Russen, eroberten die Vorwerke und drangen selbst bis in das Innere der Befestigung vor, allein nur Wenige von ihnen mögen mit heiler Haut zurückgekommen sein. Verhaue, Barrikaden und Falllöcher wechselten vor und in der Veste mit einander ab und namentlich fanden Hunderte von Russen einen martervollen Tod in den letzteren. Ein zweiter Sturm wurde eben so blutig zurückgeschlagen als der erste.

Wenn auch russische Berichte nichts davon melden, so müssen doch die Bergbewohner von der Höhe eines Berges, der das Gebirge zwischen dem Kara- und kasikumükischen Koissu an deren Vereinigung schliesst, die Besatzung Gergebils bedeutend unterstützt haben. Woronzoff befahl, Chodshal-Machi zu einem befestigten Lager umzugestalten und hob am 18. Juni die Belagerung in Gergebil auf. Auf dem Turtschi-Dagh gönnte er dem Heere,

welches von der Cholera und Augenleiden furchtbar gelitten haben mochte, bis zum 6. August Ruhe und begann dann die zweite Expedition, nämlich gegen das befestigte Dorf Ssalty, was auf dem Westabhange des sogenannten Höhenzuges zwischen dem Kara- und kasikumükischen Koissu an einem kleinen Flüsschen, welches vielleicht nur $1\frac{1}{2}$ Stunden davon in den ersten fließt, liegt. Mit dem Besitze des sogenannten Dorfes hoffte man wohl im nächsten Jahre die Belagerung Gergebil's mit mehr Erfolg zu beginnen.

Das Expeditionsheer gegen Ssalty war weit schwächer als das, welches gegen Gergebil operirt hatte, obwohl es dasselbe geblieben. Man erfährt eben keineswegs aus den russischen Berichten, wie dieses geschehen und man muss annehmen, dass einerseits sehr viel Russen vor Gergebil geblieben sind, und anderntheils noch mehr an der Cholera darnieder lagen. Das zerstörte schöne Dorf Zudakara wurde wieder hergestellt und besetzt; dasselbe geschah auch mit dem auf halbem Wege liegenden Kudatschi (Kudali), so dass die Russen bis $1\frac{1}{2}$ Stunden vor Ssalty vorgerückt waren. Die Bergvölker unter Kibit Mohamma und Daniel Beg warfen sich aber plötzlich den Russen entgegen und es kam zu einem heissen Kampfe, in dem die Ersteren zurückgedrängt wurden.

Aber auch auf der anderen Seite und namentlich auf demselben Höhenzuge, von dessen Ende aus früher Gergebil von den Bergvölkern unterstützt worden war, hatten diese sich wiederum unter Anführung zweier tapferen Häuptlinge, Abakir Hadshi und Massa Belakansky, aufgestellt und schnitten namentlich die directe Verbindung des Belagerungsheeres mit dem um drei Stunden von Ssalty entfernten Chodshal-Machi ab.

Es fanden hier vom 22. August an viele Kämpfe statt, bis endlich doch die Russen das Feld behaupteten und sich namentlich im Dorfe Kuppa festsetzten. Nun erst begann die Beschiessung des Dorfes Ssalty durch Kanonen- und Bombenfeuer, was mehrere Wochen lang unterhalten wurde. Eine Befestigung unterlag nach der andern und ein Felsenvorsprung wurde nach dem andern eingeschossen. Trotzdem hielt sich die Besatzung. Die Russen schienen nur von Süden und Norden aus operirt zu haben, denn die Lesghier standen in steter Verbindung mit der ungefähr

1½ Stunden entfernten Brücke über den Karakoissu. Endlich wurden furchtbare Minen angelegt, die eine gewaltige Zerstörung in dem befestigten Dorfe hervorriefen. Trotzdem hielt sich die Besatzung noch bis zum 27. September und zog sich dann über die Brücke zurück.

Die Russen waren somit Herren von Ssalty, aber ihre Lage kann auf keinen Fall vortheilhaft gewesen sein, denn auch sie zogen ab, ohne ihre Eroberung behaupten zu können. Es ist wahrscheinlich, dass sich jetzt die Lesghier von Neuem auf derselben Stelle verschanzt haben und dass die Russen eine zweite Eroberung in diesem Jahre versuchen müssen. Alles, was von den Letzteren in diesem Theile Lesghistans geschah, war die neue Gründung und Befestigung des auf der linken Seite des kasikumkischen Koissu liegenden Zudakara, eines grossen Dorfes der früheren Republik Dargo. Die Zerstörung von Ssalty hat Schamil keinen wesentlichen Nachtheil gebracht. Er selbst scheint nicht grossen Werth darauf gelegt zu haben, da er nicht in eigener Person die Vertheidigung und Leitung übernahm. Schamil war dafür allenthalben thätig und gewann durch seine hervorragenden Geistesgaben auch nach und nach die übrigen Lesghierstämme der oberen Koissu-Gaue. Zum ersten Mal wird ein Naib von drei Stämmen: der Dido Antkotatl und Bogos, mit Namen Mudir Adaloff, genannt, so dass neben Daniel Beg ein zweiter Häuptling gegen die lesghische Linie operirt und General Schwarz so beschäftigt wird, dass dieser selbst an Einfälle gar nicht denken kann.

Nicht weniger hatte sich im Nordwesten die Macht Schamils ausgebreitet, da ihm jetzt fast alle Tschetschenstämme und sogar die heidnischen Kisten, die wahrscheinlich nun den Islam annehmen, huldigen, der Naib des kleinen, aber westlichen Wladikaukas und die kleine Kabarda. Der kleine, von drei Seiten mit russischen Befestigungen umgebene Stamm der Karabulaken setzte einen Widerstand entgegen, der ausserordentlich war. Obgleich sich die Russen im Verlaufe des Jahres 1847 eine Menge Siege über diesen Stamm und die übrigen Bewohner der kleinen Tschetschna zuschreiben, so nahmen sie doch ihren Feinden trotz der Uebermacht kaum eine Spanne Landes ab. Man muss abwarten, ob die in diesem Jahre dort angelegten fünf Kosakendörfer für die nächste Zeit wichtigere Erfolge herbeiführen.

Auf die Ansiedelungen von friedlichen Lesghiern im Nordosten des russischen Gebiets ist auf keine Weise der Werth zu legen, wie man russischerseits meint. Sollte Schamil weiter siegreich vordringen, so sind gerade diese Lesghier den Russen sehr gefährlich. Sie werden sich ihrem Häuptling von Neuem anschliessen und gegen die Russen kämpfen, selbst wenn sie noch häufiger Treue geschworen, als sie es bis jetzt gethan. Das Jahr 1848 scheint ganz Europa umzugestalten und seine Völker einem besseren Sein entgegen zu führen. Die verknöcherten Systeme Einzelner hören auf zu herrschen in einer Zeit, wo die Menschheit zu grossartigem Selbstbewusstsein gekommen ist. Das Gängelband, welches die Völker in unschuldiger oder vielmehr in unwissender und unbewusster Kindheit bis hierher erhalten sollte, ist zerrissen. Die Vernunft macht endlich ihre Rechte gegen die früheren Hirngespinnste, welche die Staaten regieren sollten, geltend. Ob Russland diesem Drange der Zeit entgegen kann, möchte wohl bezweifelt werden. Zwar ist der Vornehme dort gebildet und spielt im geselligen Leben seine Rolle, die tiefere Bildung geht ihm aber doch ab. Der russische Bauer hat sich so sehr an den Despotismus seines Herrn gewöhnt, dass er sich selbst ausser diesem gar nichts denken kann. Sollte der Kaiser gezwungen sein, einen grossen Theil der am Kaukasus stehenden Truppen wegzunehmen, so ist es mehr als wahrscheinlich, dass Schamil seine Macht über den ganzen östlichen Kaukasus ausdehnt und die Russen bis in die Ebenen, wo die Kanonen immer den Ausschlag geben, zurückdrängt. Wir erhalten dann wieder ein kräftiges, esmalitisches Reich, das bei günstigen Umständen einer Bedeutung entgegen gehen könnte. Schamil ist übrigens keineswegs so ein Barbar, als namentlich russische, aber auch deutsche Berichte ihn schildern, er ist nur grausam gegen Vaterlandsverräther, die aber auch in den gebildeten Staaten Europas dem Tode verfallen. Ob diese erschossen oder mit Keulen todtgeschlagen werden, verhält sich am Ende gleich, zumal wenn man bedenkt, dass Schamil ein einfacher Sohn des Gebirges ist. Die Kriege bei uns wurden noch im vorigen Jahrhundert nicht menschlicher geführt und selbst in diesem liefert namentlich Spanien Beispiele von Grausamkeiten, welche Schamil sich nie hat zu Schulden kommen lassen.

Russische und andere Philanthropen stehen in grossem Irr-



thum, wenn sie meinen, dass durch die Russen auch den Kaukasus-Ländern Cultur gebracht würde, da unbedingt namentlich die Georgier durch sie moralisch verdorben sind. Pariser Moden, französische Sprache hat man in Georgien eingeführt, das sind aber noch keine Beweise von irgend einer Bildung. Selbst die militärisch geordneten Schulen vermögen bei den Schülern nur oberflächliche Kenntnisse hervorzurufen, bilden aber weder Geist noch Herz.

Schamil hat die ihm untergeordneten Gaue meisterhaft organisiert. Nichts Fremdes und Unnatürliches hat er in seiner Organisation aufgenommen, sondern alle Einrichtungen dem Volke und dem Lande angepasst. Durch ganz Lesghistan und durch das ganze Tschetschenland herrscht eine Ordnung, die unsere Verwunderung im höchsten Grade verdient. Leider wissen wir zu wenig von den inneren Zuständen, um die ganze Staatsverfassung näher zu erörtern. Wir schliessen deshalb einen Artikel, der diesen so ausserordentlich schwierigen Gegenstand zum ersten Mal in besserem Zusammenhange und in einer bestimmten Gleichmässigkeit behandelt. Wir werden sehen, ob der Nachfolger des Fürsten Woronzoff glücklicher ist.



4416

J. 2733 ✓

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm), Berlin SW., Schöneberger Strasse 17 a.

